

»Dieses Buch ist einfach perfekt!«
JULIA WHELAN

Jedes Jahr im Juni

LIA LOUIS

ROMAN



LIA LOUIS, 32 Jahre alt, lebt mit ihrer großen Liebe und ihren drei kleinen Kindern in England. Bevor sie sich voll und ganz der Familie und dem Schreiben widmete, arbeitete sie freiberuflich als Werbetexterin und Bloggerin. 2015 gewann sie den jährlichen Schreibwettbewerb der Zeitschrift *Elle*. *Jedes Jahr im Juni* ist ihr erster Roman in Deutschland.

Besuchen Sie uns auf www.penguin-verlag.de und Facebook.

LIA LOUIS

Jedes
Jahr im
Juni

ROMAN

Aus dem Englischen
von Veronika Dünninger



Die englische Originalausgabe erschien 2020 unter dem Titel *Dear Emmie Blue* bei Trapeze, einem Imprint der Orion Publishing Group Ltd, London.

Der Inhalt dieses E-Books ist urheberrechtlich geschützt und enthält technische Sicherungsmaßnahmen gegen unbefugte Nutzung. Die Entfernung dieser Sicherung sowie die Nutzung durch unbefugte Verarbeitung, Vervielfältigung, Verbreitung oder öffentliche Zugänglichmachung, insbesondere in elektronischer Form, ist untersagt und kann straf- und zivilrechtliche Sanktionen nach sich ziehen.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten, so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.

Copyright © 2020 by Lia Louis

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2021 by Penguin Verlag,
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München

Cover: Favoritbuero

Covermotiv: © djmilic; Sunlike; Lauritta; Natali Samorod/shutterstock

Redaktion: Angela Kuepper

Satz: GGP Media GmbH, Pößneck

E-Book-Konvertierung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-641-26069-9

V002

www.penguin-verlag.de

Für Juliet.
Dieses Buch könnte für niemand anderes sein.

**Fortescue-Lane-Luftballonflug 2004:
Wir feiern 50 Jahre exzellenten Unterricht!**

Emmie Blue, 16 Jahre alt, Klasse 11 R,
Fortescue-Lane-Sekundarschule,
Ramsgate, Kent, Vereinigtes Königreich
Emmeline. Blue.1999@fortescue.kent.sch.uk
1. Juli 2004

*Wenn dieser Luftballon je gefunden wird, werden Sie der einzige
Mensch auf der Welt sein, der es weiß. Ich war es. Ich bin das
Mädchen vom Sommerball. Und ich habe die Wahrheit gesagt.*

Kapitel 1

Ich war bereit, so bereit dafür, dass er mich fragte. So bereit, dass ich geradezu strahlte und meine Wangen glühten, als wäre ich eines der Straßenkinder in einem Charles-Dickens-Roman – eine Tomate mit einem schlagenden Herzen. Noch vor fünf Minuten war alles perfekt, und ich verwende dieses Wort nicht oft, denn nichts, egal wie wundervoll es auch ist – Leute, Küsse, Specksandwiches –, ist je wirklich perfekt. Aber diesmal war es das. Das Restaurant, der von Kerzen erhellte Tisch, der Strand hinter der Terrasse mit den sanft plätschernden Wellen und der Wein, der fast genauso schmeckte wie das Zeug, das wir vor neun Jahren tranken, am Vorabend unseres einundzwanzigsten Geburtstags, und an dessen Namen wir uns seitdem nicht erinnern können. Die Lichterketten, die sich um die Säulen des Holzpavillons ringelten, unter dem wir saßen. Die Meeresbrise. Selbst meine Haare saßen genau richtig, zum ersten Mal seit, na ja, vermutlich diesem einen, einzigen Mal, als sie es taten, und das war zu einer Zeit, als ich Walkman hörte und überzeugt war, Jon Bon Jovi würde sich irgendwie auf einem Kurzurlaub in Ramsgate befinden, mir über den Weg laufen und mich auf einen Burger und Pommes frites ins Wimpy einladen. Und Lucas. Natürlich Lucas, aber er sieht schließlich immer annähernd perfekt aus.

Jetzt schließe ich die Augen, eine Hand an die Stirn gepresst, auf den Fliesen dieses kalten Bodens in der Damentoilette kniend, und denke an ihn im Raum nebenan. Gut aussehend, auf seine adrette englische Art. Die Haut leicht bronzefarben von der französischen Sonne. Das frische weiße Hemd, gebügelt und am Kragen offen. Als wir ankamen, vor einer Stunde erst, rasch Wein bestellten und uns zwei Vorspeisen teilten, sah ich zu ihm hinüber und fragte mich verträumt, wie wir wohl auf andere Essensgäste wirken mochten, vor

der Kulisse der untergehenden Sonne. Wer waren wir in den Augen der Fremden, die über den Strand und an der Veranda, auf der wir saßen, vorbeischlenderten, während ihre Schuhe von ihren Händen herabbaumelten? Wir sahen aus wie füreinander bestimmt, nehme ich an. Wir sahen aus wie ein glückliches Paar beim Dinner am Strand. Ein Jahrestag vielleicht. Eine Feier von irgendetwas. Oder einfach ein Ausgehabend, ohne die Kinder. Zwei Kinder. Ein Junge, ein Mädchen.

»Ich bin ein bisschen nervös, Em«, sagte Lucas kichernd, während seine Hände auf dem Tisch herumspielten und seine Finger den Ring an seinem Zeigefinger drehten, »dich das zu fragen.« Und ich glaube, in diesem Moment, an diesem Tisch, in diesem Restaurant – auf dessen Toilette ich mich jetzt verstecke – war ich mir sicherer als je zuvor, egal bei was. Bereit und darauf wartend, Ja zu sagen. Ich hatte sogar geplant, wie ich es sagen würde, auch wenn Rosie meinte, wenn ich es zu sehr einstudierte, würde ich verkrampft klingen und den Eindruck erwecken, als wollte ich nicht wirklich Ja sagen. »Heute Abend ist nicht der Abend, um so zu reden, als ob dir irgendein Irrer einen Pistolenlauf in den Rücken drückt, Emmie«, erklärte sie mir. »Denn das tust du manchmal, wenn du nervös bist, stimmt's?« Aber ich studierte es trotzdem ein, nur ein klein wenig, auf der Fähre hierher heute Morgen. Ich würde irgendetwas Süßes, irgendetwas Cleveres sagen wie zum Beispiel: »Warum hast du so lange dafür gebraucht, Lucas Moreau? Ich könnte mir nichts Schöneres wünschen.« Und er würde über den Tisch – über die Tischdecke mit dem gewellten Rand, die im Le Rivage seit jeher auf jedem der kleinen runden Tische liegt – hinweg meine Hand drücken, und draußen, auf dem Weg nach Hause, würden wir über den Strand spazieren, und Lucas würde, wie er es immer tut, stehen bleiben, um mir zu zeigen, wo er vor all den Jahren meinen Luftballon gefunden hat. Und er würde mich küssen, da war ich mir sicher. Bei seinem Wagen würde er vermutlich innehalten und sich langsam, zögernd hinunterbeugen, um mich zu küssen, einen Finger und den Daumen an mein Kinn gelegt. Lucas

würde mich zum ersten Mal in vierzehn Jahren küssen, wir würden beide nach *moules marinières* und den in Goldfolie gewickelten Pfefferminzbonbons schmecken, die zusammen mit der Rechnung in der Schale lagen, und ich würde endlich wieder atmen können. Denn das alles wäre es wert gewesen. Vierzehn Jahre Freundschaft und sechs Jahre, in denen ich den Drang hinuntergeschluckt habe, ihm zu sagen, was ich wirklich fühle, würden heute Abend endlich ihren Abschluss finden.

Das habe ich zumindest erwartet. Und nicht das hier. Nicht, dass ich zusammengesackt auf diesem Toilettenboden kauern würde, an einem perfekten Abend, in *unserem* perfekten Restaurant, an *unserem* perfekten Strand, nach einem perfekten Dinner, das jetzt, gekaut und wieder hochgewürgt, aus der Toilettenschüssel des Restaurants zu mir zurückstarrt wie die künstlerische Impression eines absolut beschissenen, seelenzerstörenden Desasters. Ich hatte erwartet, Ja zu sagen. Noch vor wenigen Minuten hatte ich – den einstudierten, perfekten Spruch auf der Zungenspitze, den Rücken durchgedrückt und die Augen voller Sterne – erwartet, Ja zu sagen, den Schritt von den »besten und längsten Freunden« zu »Freund und Freundin« zu tun. Zu einem Paar. Am Vorabend unseres dreißigsten Geburtstags. Denn was sonst hätte Lucas mich fragen sollen, was er nicht am Telefon sagen konnte?

Ich glaube, ich habe ihn gut verborgen, den Schock, der sich wie eine harte Ohrfeige anfühlte, als ich seine Frage hörte, und auch den ekelerregenden, anhaltenden Schmerz, der sich durch meinen Magen zog, während seine Worte langsam, wie klebriger Sirup auf einem Kuchen, in mein Bewusstsein drangen. Ich starrte Lucas mit offenem Mund an. Das muss ich getan haben, denn sein Lächeln schwand, und seine Augen verengten sich, so wie immer, wenn er anfängt, sich Sorgen zu machen.

»Emmie?«

Dann sagte ich es. Denn ich wusste, dass ich nichts anderes sagen konnte, während ich ihn über diesen Tisch hinweg ansah.

»Ja.«

»Ja?«, wiederholte er, die sandblonden Brauen hochgezogen, während seine breiten Schultern vor Erleichterung herabsanken.

»Ja«, sagte ich noch, und bevor ich ein weiteres Wort herausbringen konnte, kamen die Tränen. Tränen, die ich, wie ich sagen muss, meisterhaft recycelte. Für Lucas waren es in diesem Augenblick keine Tränen der Bestürzung, des Liebeskummers, der Panik. Es waren Tränen des Glücks. Tränen übergroßer Freude, denn ich war stolz auf meinen besten Freund und diese bedeutungsschwere Entscheidung, die er getroffen hatte; gerührt, ein Teil davon zu sein. Deswegen grinste er vor Erleichterung. Deswegen stand er von seinem Stuhl auf, kam um den runden, von Kerzen erhellten Tisch, hockte sich neben mich und schlang die kräftigen Arme um mich.

»Ach, komm schon, Em«, lachte er mir ins Ohr. »Jetzt heul nicht. Die anderen Gäste werden denken, dass ich irgendein Idiot bin, der einem Mädchen beim Dinner das Herz bricht oder so.«

Komisch. Denn genau so fühlte es sich an.

Und dann kam es: dieses brennende Gefühl, das mir vom Magen in die Brust hochstieg. »Ich muss aufs Klo.«

Lucas lehnte sich zurück, noch immer in der Hocke, und ich beschwor ihn im Stillen, mich nicht zu hinterfragen, mir nicht in die Augen zu sehen. Er würde es wissen. Er würde es sehen können.

»Ich fühle mich schon seit heute Morgen ein bisschen komisch im Kopf«, log ich. »Etwas migränig, du weißt doch, wie ich bin. Muss ein paar Schmerztabletten nehmen, mir Wasser ins Gesicht spritzen ...« *Als ob.* Als ob ich mir mein Make-up ruinieren würde. Aber so heißt es doch immer in Filmen, oder? Und er fühlte sich überhaupt nicht wie im richtigen Leben an, dieser Moment. Das tut er noch immer nicht, während ich jetzt über dieser öffentlichen – wenn auch blitzblanken – Toilette kauere, die Schüssel mit dem Wein und Essen vollgespritzt, das wir erst vor einer Stunde mit einem strahlenden, aufgeregten Grinsen bestellt haben.

Heiraten. Lucas wird *heiraten*.

In neun Monaten wird mein bester Freund seit vierzehn Jahren, der Mann, in den ich verliebt bin, eine Frau heiraten, die er liebt. Eine Frau, die nicht ich bin. Und ich soll genau dort stehen, vor dem Altar, an seiner Seite, als seine Trauzeugin.

Kapitel 2

Es klopft an der Toilettentür.

»*Excusez-moi? Ça va?*«

Ich hatte schon immer die Angewohnheit, mich geräuschvoll zu übergeben und so laut zu würgen, dass es klingt, als ob mein Innerstes vom Geist eines Profi-Wrestlers nach außen befördert würde, und ich nehme an, diese Person – diese besorgt klingende Weltverbesserin auf der anderen Seite der Tür – will sich vergewissern, dass es nicht das ist, was passiert, während sie sich die Hände wäscht.

»Ja«, rufe ich. »E-es geht mir gut. Mir ist nur, ähm ... schlecht – *malade*. Ja. Ähm, *je suis malade*.«

Die Frau fragt mich etwas auf Französisch, was ich nicht verstehe, aber ich schnappe die Wörter »Partner« und »Restaurant« auf. Sie hält kurz inne, dann höre ich ihre Schuhe über die Fliesen scharren, und meine verriegelte Tür knarrt ganz leicht, als ob sie näher herangetreten wäre, um ein Ohr dagegenzupressen.

»Soll ich jemanden holen? Geht es Ihnen gut da drin?« Sie klingt jung. Ruhig, aber besorgt. Einer dieser hilfsbereiten Menschen vermutlich, wie Marie. Marie ist immer diejenige, die stehen bleibt, um dem stolpernden Betrunkenen auf der Straße zu helfen, bei dem die meisten Leute zu misstrauisch wären, um sich ihm zu nähern. Sie redet in einem ruhigen, warmen Ton, ohne Angst, ohne dass ihr ein »Der Kerl könnte *ein gottverdammtes Messer* haben, und ich würde sehr gern noch mindestens bis zum Rentenalter leben, schönen Dank auch« durch ihren ganz und gar guten Kopf geht. Es ist eigentlich kein Wunder, oder? Kein Wunder, dass sie wieder zusammen sind. Kein Wunder, dass er sie heiratet.

»Hallo?«, sagt die fremde Frau noch einmal.

»Oh. Oh, nein, es geht mir gut«, antworte ich in einem angespannten, schrillen Ton. »Kein Grund zur Besorgnis. Es geht mir gut. *Merci. Merci beaucoup.*«

Sie zögert. »Sind Sie sicher?«

»Ja. Aber trotzdem danke. Vielen Dank.«

Sie sagt noch irgendetwas anderes, das ich nicht verstehe, und dann höre ich das Quietschen einer Angel, und die Tür fällt leise ins Schloss, zu romantischen Klängen klassischer Musik, die aus dem Lautsprecher herbeischwebt. Ich betätige die Spülung und ziehe mich langsam hoch. Meine Knie kribbeln, als das Blut wieder in meine Beine sickert, und die Spitzen einer verirrt Locken kleben feucht an meinem Kinn. Ich kann nicht glauben, dass mir schlecht war. So plötzlich. So heftig. Genau wie in der Seifenoper *Emmerdale*, wo sich die Leute nach einer schockierenden Nachricht gewöhnlich in die Küchenspüle übergeben und danach für einen Moment ins Abflussloch starren. Wie *theatralisch*, wie übertrieben und völlig anders als im richtigen Leben, würde ich jetzt denken, wenn dies hier nicht ich, sondern eine Figur in einer Soap wäre. Anscheinend habe ich einfach nur fast dreißig Jahre überlebt, ohne je einen solch heftigen Schlag in die Magengrube zu kriegen.

Ich zücke mein Handy, entsperre es und finde unser WhatsApp-Fenster. Ein Instinkt, dem meine Finger gehorchen, bevor mein Gehirn einschreiten kann. Eine Gewohnheit. Meine erste Anlaufstelle, immer. *Lucas, zuletzt online um 18.57 Uhr.* Offline. Natürlich ist er offline. Er sitzt auf der anderen Seite dieser Toilettentür, auf der von Lichterketten erhellten Veranda am Strand, gegenüber einem leeren Stuhl und einer halb gegessenen Schüssel Knoblauchmuscheln, und wartet auf mich. Ich starre auf unsere letzten Nachrichten, erst sieben Stunden her.

Ich: Hier sitzt ein Mann neben mir auf der Fähre, der Tintenfisch aus einem Gefrierbeutel isst. Was zum Teufel???? HILF MIR!

Lucas: Hahaha, im Ernst?

Ich: Ich werde gleich ohnmächtig von dem Geruch.

Lucas: Ich werde im Hafen mit Riechsalz auf dich warten. Du schaffst das, Emmie Blue! Du bist aus hartem Holz geschnitzt.

Das sagt er immer. Es ist Lucas' Antwort auf so viele meiner Zweifel, meiner Sorgen. Als ich siebzehn und an Weihnachten allein zu Hause in meiner winzigen Wohnung war, rief ich ihn vom Festnetz aus an und betete, er möge abnehmen, damit ich eine menschliche Stimme hören konnte. Damals waren genau das die Worte, die er zu mir sagte. Als ich Ramsgate verließ und zwei Städte weiter zog, um dem Getuschel, den Rippenstößen und den mich ignorierenden Blicken auf den Schulkorridoren zu entkommen. Vor vier Jahren, als mein Ex Adam mich und die kleine Wohnung, die wir zusammen angemietet hatten, verließ. Das letzte Mal – abgesehen von dem Tintenfisch-im-Gefrierbeutel-Moment – sagte er es vor fast achtzehn Monaten, als ich schließlich den Versuch aufgab, die kleine Wohnung allein zu behalten, und ihren Inhalt in ein winziges, bei jedem Wetter glühend heißes Erdgeschosszimmer verfrachtete, dessen Vermieterin sich als eine leicht mürrische, zurückgezogene ältere Dame entpuppte. »Du schaffst das«, sagte er über FaceTime von seinem Bett aus zu mir, während ich auf meinem saß. »Du bist aus hartem Holz geschnitzt, Emmie Blue. Vergiss das nie.« Ich frage mich, was er jetzt sagen würde, wenn nicht er es wäre, der mich dazu gebracht hätte, mitten beim Hauptgang auf die Damentoilette zu flüchten. Vermutlich würde er lachen und sagen: »Gott, Em, wie ist das denn passiert?« Und dann: »Aber hör zu, der Witz geht auf seine Kosten, weißt du. Wenn er nicht sehen kann, wie brilliant du bist ...«

Ich stecke mein Telefon wieder ein, wasche mir die Hände mit reichlich Seife, die nach Weichspüler riecht, und richte mich vor der Reihe mit Spiegeln auf. Man würde es niemals ahnen. Ich sehe überhaupt nicht so aus, wie ich mich fühle – flau im Magen und zitterig. Todunglücklich. Ich sehe genauso herausgeputzt und strahlend aus wie vor zwei Stunden, als ich von Lucas' Elternhaus

losfuhr – bis auf eine kleine Mascaraspur am Augenwinkel, die ich wegtupfe. Gut. Er kann es nicht wissen. Schon gar nicht jetzt.

Ich schwinge die Tür auf, bleibe kurz stehen, um zwei lächelnde, parfümierte Frauen vorbeizulassen, und gehe weiter – langsam, ruhig und so aufrecht, wie ich mich halten kann. Leise plaudernde Stimmen vermischen sich mit dem Klirren von Gläsern, dem Schaben von Besteck auf Tellern und den verlorenen Klängen allzu leiser Musik. Die Luft ist, so wie immer im Le Rivage, schwer von dem Geruch nach Knoblauch und Zitrone und dem Salz des Meeres draußen. Es ist einer meiner Lieblingsorte. Das war es schon immer. Erinnerungen stecken hier tief in den Wänden, in den Holzplanken der Terrasse. So viele endlose Sommertage und ziellose Strandspaziergänge in den letzten dreizehn Jahren haben hier geendet. Diese »Traumhaus-Touren«, auf denen wir oft meilenweit fuhren, Lucas frisch von der Uni und ich neuerdings fest angestellt als Bürohilfe. Wir hielten an, wenn wir an riesigen Châteaux und baufälligen, vierhundert Jahre alten Cottages vorbeikamen, zeigten auf unser künftiges Zuhause und sagten uns, was wir ändern und was wir beibehalten würden, wenn es uns gehörte. Und natürlich, jedes Mal, fast als wäre es eine Tradition, verfuhr sich Lucas in Honfleur so hoffnungslos, dass er am Straßenrand anhalten und Bauern nach dem Weg fragen musste. Und hier, zwischen dem Brutzeln des Grills in der offenen Küche und dem ruhigen Plätschern der Wellen, tankten wir immer auf. Mit reichlich Vorspeisen, Schalen mit salzigen, mit Rosmarin bestreuten Pommes frites und manchmal mit nichts als einem Bier. Wir redeten über alles auf diesen Touren und innerhalb dieser Wände. Aber hauptsächlich über die Zukunft und all die Dinge, die in den Jahren, die sich vor uns ausdehnten, auf uns warten mochten. Jetzt frage ich mich, ob wir uns das hier je vorgestellt haben. Nicht so sehr die Tatsache, dass Lucas heiraten wird, sondern ... das hier. Haben wir je gedacht, *das hier* sei eine Möglichkeit? Dass letztendlich irgendetwas zwischen uns steht und die Landschaft von allem verändert. Von uns.

Ich trete durch die offenen Glastüren in den Essbereich im Freien und sehe Lucas, bevor er mich bemerkt. Hier draußen ist es stiller, mit der seidigen Sanftheit des Meeres und der wunderschönen Aussicht, die mit der untergehenden Sonne verblasst, wie ein alter Film. Dorthin ist Lucas' Blick gerichtet, auf den violetten Horizont. Er hat einen Ellenbogen auf den Tisch gestützt und reibt sich mit einer Hand das Kinn. Dann dreht er sich um, sieht mich, und ein breites, strahlendes Lächeln zeigt sich auf seinem Gesicht. Und Besorgnis. Ich sehe sie, nur eine Spur.

»Hey«, sagt er. »Geht's dir gut?«

Ich stelle mich hinter meinen Stuhl und umklammere das geschwungene Holz der Rückenlehne. Dann nicke ich ihm zu und setze ein Lächeln auf, aber ich glaube nicht, dass ich es über mich bringen kann, mich hinzusetzen – zu dieser halb aufgegessenen Mahlzeit, ihm gegenüber. Ich dachte, ich könnte es, aber es geht nicht. Meine Kehle ist wund. Mein Mund schmeckt nach Galle. Und wenn ich ihn so ansehe, hier, in diesem Restaurant, mit den schiefergrauen Augen, den Sommersprossen, deren Anordnung ich so genau kenne, könnte ich in Tränen ausbrechen. Ein Desaster. Ohne dass Lucas es ahnt, ist der heutige Abend genau das: ein absolutes Desaster. Das Gegenteil von allem, was ich auf der verträumten, brechend vollen, tintenfischigen Überfahrt geplant habe.

»Würde es dir etwas ausmachen, wenn ich zurückfahre?«

Sogleich steht er auf und streicht mit seiner sonnengebräunten Hand das weiße Hemd glatt. »Nein. Nein, natürlich nicht. Im Ernst, Em, geht es dir gut?«

»Ich fühle mich einfach richtig schlecht. Ehrlich gesagt denke ich, ich sollte mich ins Bett legen. Ausschlafen. Verdammt Migräne!« Das Kichern, zu dem ich mich zwingen, klingt ein bisschen wie ein Motorrad.

»Die hattest du doch schon seit einer ganzen Weile nicht mehr«, sagt er. »Das letzte Mal war in London, vor dem Kino, oder? Hast du dein Zeug dabei? Deine Tabletten?«

Ich starre ihn an und spüre, wie mein Herz schlingert, als hätte jemand soeben die Bremsen durchgetreten. Vor zwei Jahren kam Lucas beruflich wegen irgendeiner Architekturkonferenz, zu der ihn seine Firma in Frankreich einmal im Jahr schickt, nach London. Wir trafen uns im Julisonnenschein an der South Bank, und in der Schlange fürs Kino begannen plötzlich diese im Zickzack tänzelnden Lichter am Rande meines Blickfelds, und dann, wie aufs Stichwort, auch der dumpfe Schmerz hinter meinen Augen. Wir verließen die Schlange und gingen zurück zu Lucas' Hotelzimmer im zehnten Stock, wo ich die megastarken Schmerzmittel nahm, die ich immer in meiner Tasche bei mir habe. Ich schlief, die Vorhänge sperren das Sonnenlicht aus, und Lucas arbeitete leise neben mir, das Gesicht von seinem Laptop bläulich erhellt. Als ich Stunden später aufwachte, ließ er mir ein Bad ein, und dann rief er mir durch die Tür Quizshow-Fragen zu, während ich in der Wanne lag und ihm antwortete. Und danach, mit einem Tablett vom Room Service zwischen uns, ohne Licht bis auf den Fernseher, sagte ich ihm – dort auf dem Bett, während wir Quizshows aus den Neunzigern schauten –, dass ich jenem »Zuhause«-Gefühl, nach dem ich mein Leben lang gesucht hatte, noch nie so nahe gewesen sei wie in diesem Moment. Und er erinnert sich. Er erinnert sich an diesen Abend, so wie ich – wie an so viele unserer gemeinsamen Zeiten –, und doch stehen wir jetzt hier.

»Ich habe meine Tabletten im Gartenhaus gelassen«, sage ich.
»Vermutlich muss ich mich nur ein bisschen ausruhen.«

Lucas nickt, die Augen besorgt zusammengekniffen. »Lassen wir uns die Rechnung bringen. Ah ...« Er hält einen vorbeikommenden Kellner leicht am Arm fest, entschuldigt sich und fragt, ob er zahlen könne. Auf Französisch natürlich. Dem perfekten Französisch, das er mir immer wieder lachend beizubringen versucht hat, während ich, wie er oft sagte, die Wörter aussprach »wie eine betrunkene Deirdre Barlow aus *Coronation Street*, die sich in Marseille verlaufen hat«. Im Laufe all der Jahre habe ich nur die Grundlagen gelernt. Mehr ist nie hängen geblieben.

»Luke, ich könnte mir einfach ein Taxi nehmen.«

Lucas furcht die Stirn, als hätte ich irgendetwas völlig Unbegreifliches vorgeschlagen. »Soll das ein Witz sein? Sei nicht albern, wir werden einfach nach Hause fahren. Wir haben das ganze Wochenende.«

»Aber ... Marie«, sage ich. »D-du hast gesagt, sie würde uns danach zum Dessert treffen wollen, um zu feiern.«

»Das ist doch keine große Sache, Em. Ich kann sie anrufen.«

Die Rechnung kommt; Lucas reicht dem Kellner ein Bündel Geldscheine und sagt ihm, dass er den Rest behalten solle. Seit zwölf Jahren übernehmen wir es abwechselnd, unser Geburtstagsessen zu bezahlen, und heute Abend ist Lucas dran. Ich ignoriere die traurige, leise Stimme, die mir sagt, dass ich jetzt – wo eine Hochzeit, eine junge Ehefrau und ein gebrochenes Herz ins Spiel gekommen sind – vielleicht nie wieder dran sein werde.

»Okay.« Lucas schlüpft in seinen marineblauen Blazer und streicht das Revers glatt. »Können wir?«

Ich nicke, und Lucas, die Augenbrauen hochgezogen und ein winziges Lächeln auf den Lippen, streckt die Hand aus. Und während mir wieder ganz schwer ums Herz wird, ergreife ich sie. Denn was könnte ich anderes tun? Ich liebe ihn. Ich habe Ja dazu gesagt, seine Trauzeugin zu sein, weil ich ihn liebe. Meinen besten Freund. Meinen *einzigsten* Freund, vor langer Zeit einmal. Den Jungen, der vor vierzehn Jahren meinen Luftballon gefunden hat und, gegen jede Wahrscheinlichkeit, durch Regen und Stürme und über das weite Meer hinweg, auch mich gefunden hat.

Kapitel 3

Rosie: Genau so ist es passiert, oder? Genau so (habe ich zumindest gehört) bitten die Franzosen jemanden, mit ihnen zu gehen.

Rosie: Oh, ja. Ich habe »mit ihnen zu gehen« gesagt. Was wirst du tun?

Rosie: PS: Ich hoffe, alles ist perfekt gelaufen!

Rosie: PPS: Vögelt ihr jetzt?

Ich halte mir das Handy hoch übers Gesicht, blinzele aus verquollenen, brennenden Augen auf das grell beleuchtete Display. Rosie hat, zusammen mit ihren vier WhatsApp-Nachrichten, ein Foto geschickt, und ich muss, trotz allem, was ich fühle, unwillkürlich lachen. Auf dem Foto steht Rosie auf dem klinisch weißen Fliesenboden der Hotelküche, die Hände in gespielter Schock vor dem Mund, und Fox, unser Boss, unser größter Pantoffelheld und Freund, kniet in einer Anzughose auf einem seiner langen Beine vor ihr und hält ihr ein Croissant am ausgestreckten Arm hin, ungefähr so, wie jemand einen Verlobungsring präsentieren würde. Ironischerweise ist die Szene nah dran. Angeblich hat Lucas Marie nämlich seinen Antrag beim Frühstück im Bett gemacht. »Mit einem Ring, über ungefähr siebzehn Gebäckstücke hinweg«, hat er lachend erzählt.

Ich schließe mein Handy. Ich kann es noch nicht über mich bringen, ihr zu antworten. Ich werde es morgen tun oder alles erklären, wenn ich die beiden am Dienstag sehe, wenn ich wieder auf der Arbeit bin. Bis dahin werde ich bestimmt irgendeinen Sinn in all dem sehen können, die tiefere Bedeutung erfasst haben. Denn alles passiert aus einem Grund, oder? Selbst wenn einem am Anfang alles hoffnungslos oder falsch oder verdammt katastrophal erscheint. So weit bin ich in den drei Stunden gekommen, seit ich

das Restaurant verlassen und verzweifelt versucht habe, mich aus dem Treibsand herauszukämpfen, in den ich offenbar einsinke: *Es gibt einen Grund für das hier. Ich kann ihn nur noch nicht sehen.*

Die Autofahrt vom Restaurant zu Lucas' Elternhaus in Le Touquet kam mir länger vor als sonst. Lucas plapperte die ganze Zeit fröhlich, während ich dazu nickte, die passenden Laute ausstieß und die vertrauten grünen Felder und winzigen, kopfsteingepflasterten französischen Dörfer verschwommen an meinem Fenster vorbeiflogen. Er begleitete mich von der Auffahrt des efeumrankten Cottages seiner Eltern durch die Seitenpforte und weiter zum Ende ihres Gartens bis zur Bauernhaustür des Gartenhauses. Ich schloss sie rasch auf, in einem Wettlauf mit den Tränen, die ich auf der Autofahrt mit aller Macht in Schach gehalten hatte. Der Schlüssel, den Amanda, Lucas' Mum, mir bei meiner Ankunft jedes Mal in einem weißen DIN-A5-Umschlag überreicht, als wäre ich ein Gast in einem Landgasthof, lag feucht in meiner Hand. Lucas wollte mit hereinkommen. Das konnte ich sehen, während ich ihm zugewandt im Türrahmen stand – es war die Art, wie er die Hände in die Hosentaschen gesteckt hatte, die Schultern steif, einen Fuß auf der Türschwelle, während er an mir vorbei zu der kleinen Kochnische sah. Er erwartete, mit hereinzukommen, wie er es für gewöhnlich tut. Sich aufs Bett fallen zu lassen, die Schuhe von sich zu kicken, durch die Fernsender zu zappen, zuzuhören, während ich im Bad in meinen Pyjama schlüpfte und ihm die neuesten Geschichten von schrulligen Gästen bei der Arbeit erzähle, die Tür angelehnt, aber nicht geschlossen. Stattdessen bedankte ich mich bei ihm für das Dinner, entschuldigte mich dafür, dass ich es verkürzt hatte, und schwafelte wieder etwas von Migräne.

»Na, dann ruh dich aus, Em«, sagte er. »Und ruf mich an, wenn du irgendetwas brauchst, okay? Ich bin gleich drüben im Haus, oben. Ich kann den Room Service spielen.«

»Ich komme schon klar.«

»Im Ernst«, sagte er und beugte sich dann vor, um seine warme Wange an meine zu legen. »Alles Gute zu unserem letzten Tag als

Neunundzwanzigjährige. Haben wir nicht jahrelang darauf gewartet, als Dreißigjährige aufzuwachen, die *genau* wissen, was sie mit ihrem Leben anfangen wollen?«

»Na klar«, erwiderte ich mit einem breiten Lächeln, und dann schloss ich die Tür, lehnte mich mit dem Rücken dagegen und brach in der leeren Dunkelheit in heiße, stille Tränen aus. Das ist alles, was ich seitdem getan habe. Weinen. Und das tue ich auch jetzt, in dieses dicke Federbett gepackt, mit lodernden Wangen und verquollenen Augen, den Schoß voller Krümel von dem zerknüllten, zerbröselnden Taschentuch, das ich mir in den letzten paar Stunden unter die Nase gehalten habe.

Trauzeugin des Bräutigams. Geht das denn überhaupt? Trauzeugen des Bräutigams, na klar. Brautjungfern, natürlich. Aber eine Trauzeugin des Bräutigams? »Das ist doch selbstverständlich«, meinte Lucas in dem etwas verworrenen Vorfeld der Frage, als ich ihm mit glühenden Wangen gegenüber saß. »Denn niemand – im Ernst, keine *Menschenseele* – kennt mich so gut wie du, Emmie. Es könnte niemand anders sein.« O Gott. Und ich war so bereit. So sicher – so absolut sicher, dass ich meine verdammte Antwort einstudiert hatte.

»Wir werden heiraten, Em.« Er strahlte, während er sprach. »Marie und ich. Und ich ... wünsche mir, dass du meine Trauzeugin bist. Mehr als alles andere. Du. Die dort vorne steht. Bei mir. Was sagst du dazu?« *Du. Die dort vorne steht. Bei mir.* Jetzt zittere ich so heftig, dass ich mit den Zähnen klappere, und ich ziehe mir die Decke über den Kopf. Erbrechen. Unkontrolliertes Schluchzen. Geschwollene Gesichtszüge. Und jetzt auch noch Zittern. Davor warnt einen in Liebesliedern niemand, oder? Dr. Hook hat nicht darüber gesungen. Beim staatlichen Gesundheitsdienst gibt es keine Webseiten für gebrochene Herzen, so wie für Nagelbettentzündungen und Harnwegsinfektionen, aber die sollte es geben.

Wann Sie ärztliche Hilfe suchen sollten:

- Wenn Sie so viel geweint haben, dass Ihre Augen so klein und geschwollen sind, dass sie in Ihrem Gesicht verschwinden.
- Wenn die Tränen so lange anhalten, dass Ihre Stimme so klingt wie die von Barry White.
- Wenn Anzeichen von Geisteskrankheit erkennbar sind, wie zum Beispiel: sich dankbar bereit erklären, die Trauzeugin für die Person zu sein, die die oben genannten Symptome verursacht hat.

Auf der anderen Seite des Betts rumort die Klimaanlage an der Wand wie ein blubbernder Wasserkocher und schließt die klebrige, sommerliche Hitzewelle draußen aus. Mein muffiges Zimmer zu Hause im Fishers Way ist im Vergleich dazu ein kleiner Hochofen. So heiß, dass ich in der Sekunde, in der die Temperatur die Dreiundzwanzig-Grad-Marke übersteigt, mit der Überzeugung ins Bett gehe, dass ich am nächsten Morgen verschrumpelt, wie eine Rosine in einem Pyjama, von meiner Vermieterin gefunden werde. Aber hier bei den Moreaus besteht für mich keine solche Gefahr. Ich nehme an, das ist immerhin etwas. Selbst in den dunkelsten Zeiten ist es wichtig, sich auf das Positive zu konzentrieren, wenn man kann. Egal wie winzig. Egal wie wenig.

Ich schlage die Decke zurück und setze mich im Bett auf, presse einen Handballen gegen die Stirn, die ironischerweise vor richtigen Kopfschmerzen zu pochen beginnt, und schalte die Nachttischlampe ein. Auf der Fähre hierher habe ich ausgerechnet, an den Fingern abgezählt, dass ich dreizehn meiner Geburtstage – unserer Geburtstage – hier im Garten der Moreaus verbracht habe. Meinen ersten, als Lucas und ich siebzehn wurden. Am 9. Juni 2005. Es war das erste Mal überhaupt, dass ich hier übernachtete, und erst unser zweites persönliches Treffen, aber Lucas' Eltern behandelten mich wie ein Familienmitglied, das schon tausendmal zu Besuch gewesen war. »Lucas spricht nur von dir«, sagte Jean, als er mir das Gartenhaus zeigte, und dann zog er die Schultern bis zu den Ohren

hoch und lächelte, fast besiegt, als wollte er sagen: »Und wenn du meinem Sohn wichtig bist, dann bist du uns auch wichtig.« An jenem Wochenende kauften Lucas' Eltern uns beiden je einen Geburtstagskuchen und luden uns zum Essen ins Le Rivage ein, das damals neu eröffnet hatte und nach frischer Farbe und frisch gesägtem Holz roch. Es war eines der ersten Restaurants, die ich je besuchte, auch wenn es mir viel zu peinlich war, das vor ihnen zuzugeben. Am nächsten Tag gingen Lucas und ich mit seinem älteren Bruder Eliot und einigen ihrer Freunde zu einem Gig, und obwohl ich überhaupt nicht tanzte, nicht ein einziges Mal, war es einer der schönsten Abende, die ich je erlebt hatte. Nicht weil es Spaß machte. Sondern wegen der Art, wie alle mich ansahen. Als eine von *ihnen*. Als eine ganz normale Siebzehnjährige, der die Welt zu Füßen lag. Nicht »dieses Mädchen von der Fortescue Lane«. Einfach nur Emmie Blue, einen Cocktail in der Hand, unterwegs, um ein bisschen Spaß zu haben, bevor sie endlich der Schule entkam und mit dem College anfang. Und morgen, an unserem vierzehnten gemeinsamen Geburtstag, werden wir dreißig sein. *Dreißig Jahre alt*. Das Alter, das ich in all den Jahren immer fest im Blick hatte, wie einen Preis in der Ferne, wie eine sichere Zuflucht, ein warmes Licht in der Dunkelheit am Horizont. Denn mit dreißig ist jeder sesshaft geworden, oder? Mit dreißig ist man ein Erwachsener – voll entwickelt –, und jeder weiß, wer er ist. Oder jeder weiß zumindest, wohin genau er geht, auch wenn er das Ziel noch nicht ganz erreicht hat.

Ich strecke mich, hieve meinen Koffer aufs Bett und ziehe den Reißverschluss auf. Alles liegt noch immer ordentlich zusammengefaltet darin, genau so, wie ich es gestern Abend gepackt habe, als mein Magen vor Aufregung kribbelte und ich mir genau vorstellte, was passieren würde, nachdem er mich gefragt hätte. Nachdem das Luftballonmädchen über diesen Tisch an dem Strand, der sie beide zusammengeführt hatte, geblickt und Ja zu dem Luftballonjungen gesagt hätte, vierzehn Jahre später.

Ich hole die schwarze Geschenkschachtel heraus, die zwischen meinen Kleidern eingebettet liegt, und nehme den Deckel ab.

»Das heißt, Augenblick, Lucas hat allen Ernstes gesagt, ihr beide würdet irgendwie *zusammen* sein? An Silvester?«, fragte Rosie bei der Arbeit. Auf die Weise haben wir in den vergangenen zwei Jahren Dinge übereinander erfahren, Rosie und ich: komprimierte Geschichten, Anekdoten, Sorgen, Hoffnungen und Erinnerungen, in einer dreißigminütigen, gut verdaulichen Dosis während unserer Mittagspausen.

»Ja, er hatte einen beschissenen Abend und kam um kurz nach Mitternacht französischer Zeit nach Hause. Ich war in meinem Zimmer und habe mir Jools Holland angesehen, daher haben wir uns über FaceTime gesprochen. Von unseren Betten aus.«

Rosie starrte mich mit weit aufgerissenen Augen lächelnd an. »So *heiß*. Du hast doch gesagt, einer deiner Vorsätze für dieses Jahr sei es, jemanden kennenzulernen.«

»Mich zu verlieben«, stellte ich richtig, und sie klimperte mit den Wimpern und bat: »Erzähl mir noch mal, was Lucas gesagt hat.«

»Er hat mich mutig genannt«, erwiderte ich lachend. »»Scheiße, Em, das ist echt mutig« – genau das hat er gesagt. Und dann war er irgendwie kurz davor wegzupennen, weil er ungefähr eine Million Whiskey Sours getrunken hat, doch er hat gesagt – er hat mich gefragt, ob ich je darüber nachgedacht hätte, warum wir beide in Sachen Liebe so hoffnungslose Fälle wären. Weil er eine Theorie hätte. Dass wir es seien ... Wir seien vermutlich schon immer füreinander bestimmt gewesen.«

Rosie kreischte und umklammerte meine Handgelenke. »O Gott, Emmie, er wird dich fragen, das ist dir schon klar, oder?«, meinte sie. »*Deshalb* hat er gesagt, dass er dich nicht am Telefon fragen kann, nur für den Fall, dass du auflegst oder ausflippst oder so. Das ist doch wunderschön, oder? Ich meine, total. Nach all den Jahren ...«

Jetzt starre ich auf die offene Geschenkschachtel, die vor mir auf dem Bett liegt. Das lederne Skizzenbuch, das ich ein paar Wochen

zuvor gekauft hatte, mit Lucas' Initialen, die auf den Deckel und innen auf eine Ecke jeder leeren Seite geprägt waren, schien nach dem Gespräch mit Rosie nicht mehr genug zu sein. Sie hatte recht. Es *war* wunderschön – wäre es gewesen. Zwei Leute, die sich, gegen jede Wahrscheinlichkeit, genau in dem Augenblick kennenlernten, in dem sie einander brauchten. Gleiches Alter, gleiche Geburtstage, gleiche Besessenheit von Marmite auf Toast und *Footballers' Wives*. Durch Zufall, würden manche vielleicht sagen, aber ich nahm es nicht an. Und ich wollte es mit mehr als nur einem »netten« Geburtstagsgeschenk feiern. Das war der Moment, in dem ich mich entschied, die Geschenkschachtel zu kaufen, die jetzt vor mir liegt. Bei der Arbeit in der Küche erstellte ich auf der Rückseite einer Serviette aufgeregt eine Liste mit den wichtigen Dingen, die hineinmussten. Jetzt nehme ich einen Umschlag heraus, der die allererste E-Mail enthält, die Lucas mir geschickt hat, als wir noch Fremde waren. *Betreff: Ich habe deinen Luftballon gefunden!* Ich nehme auch das Glas Marmite heraus, es liegt wie ein Briefbeschwerer in meiner Hand. Neu gekauft, aber eine Dublette des ersten Gegenstands, den ich Lucas je geschickt habe (zusammen mit der Tonbandkassette mit meinem mündlichen Französisch, damit er sie sich anhörte und auf Genauigkeit überprüfte, bevor ich sie bei meinem Sprachlehrer abgab). Ich schickte ihm das Glas, da er gesagt hatte, neben den *EastEnders* und Erbsenpüree von einer Pommesbude sei das etwas von zu Hause, das er vermisste, und sein Zuhause war, vor Frankreich, Nord-London gewesen. Das war die Zeit, als die Mix-CDs anfangen. Er schickte mir die erste im Gegenzug für das Marmite – ein kleines Dankeschön, aus dem sich nach und nach ein Ritual entwickelte, eine Sprache zwischen uns beiden: Ich schickte ihm etwas von zu Hause, und er schickte mir im Gegenzug eine seiner Mix-CDs, die selbst wie kleine Briefe waren. Acht insgesamt. Die neunte ist er mir immer noch schuldig. Das ist der letzte Gegenstand in der Schachtel, die erste CD. Und obwohl die Plastikhülle einen Sprung hat und die Karte darin sich an einem der Ränder einrollt, ist sie

noch immer perfekt. Die Tinte von Lucas' Handschrift marineblau und nicht verwischt. Lauter ordentliche Großbuchstaben, ruhig, selbstsicher, langsam geschrieben. Nicht wie Lucas jetzt schreibt, mit einer flatterhaften, energischen Handschrift, so wie er selbst ist, immer mit irgendetwas Größerem und Wichtigerem beschäftigt.

Ich kann nicht. Ich kann ihm diese Dinge – unsere gemeinsame Geschichte, wie wir hier, an diesem Punkt, angelangt sind, eine Geschichte in Gegenständen – nicht morgen über den Frühstückstisch auf Amanda und Jean Moreaus Bilderbuch-Terrasse überreichen. Daher stecke ich alles bis auf die CD in meinen Koffer und schließe die Geschenkschachtel über dem einzigen harmlosen, *netten* Gegenstand darin – dem Skizzenbuch. Ich lege sie auf den Nachttisch, bereit für den nächsten Morgen, und kuschele mich ins Bett.

Mein Handy erhellt den Raum mit Fußball-News. Ich wünschte, ich wüsste, wie man die Benachrichtigungsfunktion ausschaltet, und sehe auf die Uhr. 00.33 Uhr. Na bitte. Da haben wir's. Ich bin offiziell dreißig. Ich bin *dreißig Jahre alt*, und man kann mit Sicherheit sagen, dass ich in genau diesem Moment nicht die geringste Ahnung habe, was mein Ziel ist.

Ich schließe die Augen und ziehe die Knie bis zum Bauch hoch. Ich hätte nie gedacht, dass ich meinen dreißigsten Geburtstag so verbringen würde. Mit dem Gefühl, winzig klein zu sein. Bedauernswert. Bedeutungslos. Denn tief in mir weiß ich, dass ich tatsächlich aus hartem Holz geschnitzt bin. Zumindest damit wiederaufgebaut, so wie wir alle, im Laufe der Jahre, mit dem Alter und der Erfahrung, während die Haut dicker und das Herz weicher wurde, doppelt geflickt an den Stellen, die zum Brechen neigen. Eine Summe all der Dinge, die uns verletzt, verängstigt, beschützt und entzückt haben.

Und das ist, was Lucas für mich ist, nehme ich an. Entzücken, ja, natürlich. Aber auch Schutz. *Sicherheit*. Nach diesem Sommerball, als ich sechzehn war, habe ich eine neue Emmeline – eine neue Emmie – mühsam wiederaufgebaut. Und von der allerersten E-Mail

an war er derjenige, der mir dabei geholfen hat. Der jede Entscheidung unterstützt hat, bei jedem winzigen Schritt applaudiert hat, als wäre es ein riesiger Sprung.

Jetzt brennen Tränen hinter meinen Augenlidern. Denn ich weiß, auf diese gewisse Art, auf die man etwas nur dann weiß, wenn das Bauchgefühl die Kontrolle übernommen hat, dass ich ihn jetzt unterstützen muss. Ich weiß, dass ich bei diesem Schritt, den Lucas tut – diesem gewaltigen, riesigen Sprung –, applaudieren muss, denn egal, wie schmerzlich es ist, das bin ich ihm schuldig. Das ist, was eine beste Freundin tut. Eine Trauzeugin.

Ich halte die CD in der Hand. Die Tracklist ist das Letzte, was ich sehe, bevor mir die Augen zufallen und ich einschlafe.

Mix-CD. Vol. 1

Liebes Luftballonmädchen,

Track 1. Weil du dein mündliches Französisch super hingekriegt hast.

Track 2. Weil dein Geschmack für Boybands dringender Hilfe bedarf.

Track 3. Weil dein Nachname Blue ist.

Track 4. Weil du nur Spiegeleier und Pommes frites isst.

Track 5. Weil ich immer da sein werde.

Luftballonjunge

x

Kapitel 4

Der von einem Sonnenschirm beschattete Terrassentisch der Moreaus sieht heute Morgen aus, als stammte er aus *Schöner Wohnen*. Die frische weiße Tischdecke wird beschwert von Tellern mit noch warmen goldgelben Gebäckstücken, Kaffeekannen, Schalen mit rubinroten Erdbeeren und taubenetzten Blaubeeren – und natürlich, im Einklang mit der Tradition, zwei Geburtstagskuchen, die hoch und stolz auf Keramikkuchenständern ruhen. Jeweils einer an jedem Ende der kleinen Tafel. Einer für Lucas. Einer für mich. Und jeder, wie jedes Jahr, mit einer Geschichte.

»Ich weiß, ein schwarzer Kuchen ist nicht unbedingt fröhlich«, lächelt Amanda, während sie den Turm aus Croissants so arrangiert, dass alle perfekt Jenga-mäßig angeordnet sind, »aber alles, wovon ich im Moment höre, ist die neue Lederausstattung von Lucas verdammt guten Wagen, und ich dachte, na ja, wenn Fondant mein Ding wäre, dann könnte ich ihm einen Wagen backen. Ihr wisst schon, den Wagen aus Biskuitteig zurechtschneiden ...«

»Nein, nein, nein«, murmelt Jean über seinem Espresso und hebt den Blick über den Rand seiner Brille. »Ich hätte den Stress nicht ertragen, während du dich an so etwas versuchst, meine Liebe.«

Amanda verdreht die Augen, aber sie lächelt, ihre schmalen Lippen wie immer in der Farbe rosiger Perlen bemalt. »Aber dann dachte ich, das hier sei das Zweitbeste. Und ich dachte, wenn ich ihn mit einem *Steppmuster* verziere, wirst du wissen, dass es nicht nur ...«

»... ein tintenschwarzer Kuchen ist«, kichert Lucas.

»Und keine Darstellung deiner Seele«, ergänze ich. Amanda bricht ab, fährt sich mit einer Hand an den Mund und lacht – dieses typische Lachen, das ein Aufschrei ist, bevor es zu einem Kichern

wird –, und Jean, der in seinem ganzen Leben höchstens zweimal gelacht hat, und beide Male unbeabsichtigt, grinst hinter seiner winzigen weißen Espressotasse.

»Hey, es ist mein Geburtstag.« Lucas lehnt sich zur Seite, um mich anzustoßen. »Du musst nett zu Leuten in mittleren Jahren sein.«

»Das sagt ja der Richtige«, entgegne ich. »Du hast mich heute Morgen begrüßt, indem du mich Mondgesicht genannt hast.«

»Mondgesicht«, lacht Amanda wieder, eine angebissene Erdbeere zwischen den Fingerspitzen. »Du meinst dieses Foto von euch beiden, stimmt's? Das wir in ... Honfleur aufgenommen haben, am Geburtstag deines Bruders, richtig? Als das Blitzlicht eure Gesichter leichenblass gemacht hat.«

Lucas nickt. »Eliots einundzwanzigster. Das ist jetzt Jahre her.«

»Und mein Gesicht war einfach so rund und so weiß«, werfe ich ein, und Lucas lacht.

»Als ob ich mit dem echten Mond in einer Jeansjacke zu Mittag essen würde.«

Ich sehe ihn finster an, und er grinst.

»Ich kann nicht glauben, dass du sie noch immer so nennst«, lächelt Amanda, setzt sich und breitet eine schneeweiße Serviette auf ihrem Schoß aus.

Lucas lacht. »Nur zu besonderen Anlässen.«

»Wie zum Beispiel dreißigsten Geburtstagen«, ergänze ich.

»Genau«, meint Lucas und nickt. »Also, würdest du mir bitte dieses Marmelade-Dings reichen, Mondgesicht? *Was denn?* Ich will es möglichst oft sagen, solange ich kann. Ich werde dich nicht wieder so nennen können, bis du vierzig wirst oder heiratest oder schwanger wirst oder etwas ähnlich Bedeutsames passiert.«

Bei dem Gedanken, heute Morgen hierherzukommen, war mir schlecht. Die Angst davor, die Augen aufzuschlagen, um die Sonne hinter den schweren cremefarbenen Vorhängen des Schlafzimmers hervorschauen zu sehen, und zu wissen, dass es Morgen war, zu wissen, dass es unser Geburtstag war, war in der vergangenen

Nacht so schwer, dass sie mich tief in die Matratze drückte. Wenn ich am 9. Juni hier, in Le Touquet, in diesem Schlafzimmer aufwachte, umgeben von zerknüllten Taschentüchern, mit brennenden und verquollenen Augen, hieß das, dass es passiert war. Es war echt. Der Mann, den ich liebe, hat mir gesagt, dass er die Ewigkeit mit einer anderen verbringen will, und er wünscht sich, dass ich dabei bin, an seiner Seite, im Rampenlicht, während er es der Welt verkündet.

»*Du brauchst eine Tonight-Matthew-Dusche.*« Rosies warme und vertraute Stimme wirbelte durch mein Gehirn, als wäre sie am Telefon, als ich heute Morgen im Bett lag und mit brennenden Augen an die Zimmerdecke starrte. Ich hatte ihr gestern Abend nicht mehr zurückgeschrieben – aus Sicht der echten Rosie lagen Lucas und ich verheddert zwischen weißen Laken, die Finger ineinander verhakt, mit einem schläfrigen Lächeln und Plänen für den Morgen. Freund und Freundin. Aber ich wusste, wenn sie hier gewesen wäre, dann hätte sie genau das gesagt. »Beweg deinen Hintern, Em. In diese Dusche. Geh als die trübsinnige, todunglückliche Emmie Blue hinein, aber komm als die starke und unabhängige Frau, die du bist, wieder heraus. Im Ernst. Als ob du einen Auftritt in *Stars in Their Eyes* hättest und die Moreaus dein verdammtes leichtgläubiges Publikum wären.« Und genau das tat ich. Ich stemmte mich hoch und duschte geschlagene zwanzig Minuten, wusch mir die Haare, rasierte mir die Beine und gönnte mir ein Peeling aus einem dieser Glasfläschchen mit goldenem Deckel, die Amanda mir immer ins Bad stellt. Ich föhnte mir die Haare, cremte mich ein und versuchte mich sogar mithilfe eines Tutorials, das Rosie ausgearbeitet und in der Notizen-App auf meinem Handy gespeichert hatte, am Konturieren. Dann ging ich den Weg hinunter zu dem saftig grünen Bilderbuchgarten der Moreaus, als wäre mein Herz von Freude und nicht von Schmerz erfüllt. Als wäre ich dreißig Jahre alt, mir über alles im Klaren und nicht verloren. Nicht allein.

»Emmie?«

Als ich den Kopf hebe, sehe ich, dass Amanda mir den Teller mit Gebäckstücken hinhält.

»Mandel, Darling? Ich besorge für dich immer die mit Mandeln.«

Ich nehme mir eines, und ein Schauer von Krümeln fällt auf den Teller. »Danke, Amanda.« Mein Appetit ist nicht existent, mein Magen rumort ununterbrochen, aber wenn ich jetzt nichts esse, wird mir nicht nur schlecht werden, sondern Lucas könnte es bemerken und mich fragen, ob es mir gut geht, und diesen Lucas will ich heute nicht. Den freundlichen, besorgten Lucas, der mir eine Hand auf den Arm legt. Dieser Lucas könnte mich prompt wieder in die Pfütze aus Tränen stürzen, in der ich gestern Nacht war.

»Das riecht köstlich«, sage ich zu Amanda und reiße ein spitzes Ende des warmen Croissants ab.

»Ja, nicht wahr? Ich bin ja so froh, dass du nicht auf irgendeiner albernem Diät bist, so wie der hier«, sagt sie mit einem Blick auf Lucas. »Er ist nur Haut und Knochen, und er lebt praktisch in seinem Fitnessstudio.«

»Man nennt es ›sich fit halten‹, Mum«, entgegnet Lucas lächelnd und lehnt sich auf seinem Stuhl zurück, eine Kaffeetasse in der sonnengebräunten Hand, den anderen Arm über die Brust gelegt, die Hand auf seinem Bizeps. »Man nennt es ›sich *gesund* halten‹.«

»Oh, ja«, bemerkt Jean anerkennend.

»Er isst nichts mehr von dem, was ich koche, Emmie«, fährt sie fort, während sie einen sirupgetränkten braunen Muffin in zwei Hälften schneidet. »Habe ich dir erzählt, dass wir in meinem Kochkurs mit einem Wasserbad experimentiert haben und er sich geweigert hat, meine Crème brûlée zu kosten?«

»Da war megaviel Zucker drin ... «

»Einen winzigen Happen, das war alles, worum ich dich gebeten habe. Einen Bissen. Es sieht unserem Luke doch nicht ähnlich, etwas Süßes abzulehnen, oder, Emmie?«

»Nein ... «

»Und ich habe ihn gefragt: Wann hast du je jemanden getroffen, der herzkrank von einem einzigen ...?«

»Na ja, ich habe einen Anzug, in den ich passen muss, Mum.« Jetzt beugt Lucas sich vor, legt den Kopf auf die Seite und lächelt seine Mutter an. Ihre Augen weiten sich und wirken kugelrund.

»Hast du ... Er hat es dir gesagt?« Ich starre sie an, aber Lucas nickt stolz neben mir. Selbst Jean sieht von seinem Teller auf, ohne mit der Wimper zu zucken.

»Oh, Emmie!«, jauchzt Amanda, und eine Hand fliegt über den Tisch, um auf meiner zu landen, und ihr Mund verzieht sich zu einem wässerigen Lächeln. »Kannst du das glauben? Kannst du das *wirklich* glauben? Heiraten! Oh, erzähl mir, was hast du gesagt?«

Ah. Sie haben gedacht, dass ich es noch nicht weiß. Ich schlucke, und ein Bissen Gebäck zerfällt in meinem Mund. Ich sehe zu ihnen hoch, meinem leichtgläubigen, gespannten Publikum, und zwingen mich zu einem breiten, strahlenden Lächeln. »Ich konnte es nicht glauben«, sage ich zu ihnen. »Ich konnte es wirklich nicht glauben.«

»Ich wusste gar nicht, dass du es weißt! Ich konnte es kaum erwarten, dass er es dir sagt. Stimmt's, Jean?« Amanda strahlt, schnellst herum zu ihrem Ehemann, der seelenruhig nickt, dann zu Lucas, dann zu mir. Ihre Augen sind weit aufgerissen und glänzen, und sie zappelt auf ihrem Platz herum wie ein ungeduldiges Kleinkind.

»Ich habe es ihr gestern Abend gesagt.« Lucas lächelt mich an und streckt eine Hand aus, um meinen Arm zu berühren. »Sie war so schockiert, dass sie prompt Migräne gekriegt hat. Stimmt's, Em?«

Darüber lacht sogar Jean, und dann sagt er in seinem tiefen, gebrochenen Englisch: »Da ist sie nicht die Einzige. Meine Schockmigräne hat sich eben erst gelegt.«

Aber Amanda hört gar nicht zu. Sie starrt Lucas an, eine sommersprossige, goldberingte Hand an die Brust gelegt, die Nägel rosa lackiert. »Oh, ich bin ja so froh, dass du es ihr gesagt hast«, seufzt sie verträumt, und dann sieht sie mich an. »Ich hasse es, Geheimnisse zu haben, vor allem vor der Familie. Jetzt kannst du uns bei den Planungen helfen, Emmie. Rede ihm bitte diese

grässliche enge Hose aus, wie sie die jungen Leute heutzutage tragen ... »

»Ehrlich gesagt«, beginnt Lucas, während er seine Kaffeetasse abstellt und einen Ellenbogen auf den Tisch legt, »gibt es noch ein Geheimnis.«

Dann sieht er mich an und beißt sich auf die Lippe. Und mir wird klar, dass sie es nicht wissen. Sie wissen nicht, warum er mich gebeten hat. »Gestern Abend«, sagt Lucas, »habe ich Emmie gebeten ... »

Amanda stöhnt auf und stellt das Glas mit Zitronenaufstrich hin, das sie eben in die Hand genommen hat. Es landet mit einem Rums auf dem Tisch.

Lucas sieht mich an und nickt aufmunternd. Ich räuspere mich, lächele tapfer weiter.

»Lucas hat mich gebeten, seine Trauzeugin zu sein«, sage ich.

Amanda fährt sich mit den Händen an den Mund.

»Oh!«, kreischt sie. »Oh! Oh, Jean!«

Jean lächelt mit geschlossenem Mund, wie immer vernünftig, wie immer durch nichts zu erschüttern.

»Und?«, fragt er. »Hast du Ja gesagt?«

Darüber lacht Lucas, als wäre der Gedanke, dass ich irgendetwas anderes sagen könnte, einfach zum Schreien komisch.

»Natürlich«, antworte ich, und Amanda kreischt wieder auf, erhebt sich und gibt mir ein Zeichen, ebenfalls aufzustehen, damit sie die Arme um mich schlingen kann, und der Chiffon ihrer Bluse fällt über den Teller mit Muffins auf dem Tisch. »Oh, mein Darling«, haucht sie mir ins Ohr und drückt mich fest an sich, eine Wolke aus Wärme, weicher Haut und Blumenparfüm. »Niemand hat diese Aufgabe mehr verdient als du. Er liebt dich«, sagt sie. »Er liebt dich so sehr. Wir alle tun das.« Und ich lasse sie nicht los. Ich halte mich an ihr fest, dieser Frau, die für mich in den letzten Jahren am ehesten so etwas wie eine Mutter war, als wäre sie das Einzige, was mich aufrecht hält. Meine Nasenflügel kribbeln, ein Auftakt zu den Tränen,

die jetzt unbedingt kommen wollen, aber ich schniefe, blinzele sie weg und setze wieder ein Lächeln auf.

»Oh, dabei kann man schon feuchte Augen kriegen, stimmt's?«, kichert Amanda, als wir uns schließlich voneinander lösen. Sie setzt sich und breitet die Serviette wieder über ihrem Schoß aus. Dann nimmt sie ihr Frühstück in Angriff, und Lucas greift nach einer Schale mit Beeren, während er noch immer lächelnd zu seiner Mum hinübersieht. Jean, ihm gegenüber, nippt schweigend an seinem Kaffee, aber sein Blick ist auf mich gerichtet, ernst und aufmerksam. Ich bin froh, als er endlich wegsieht. Gerade noch rechtzeitig, um nicht zu bemerken, wie mein Lächeln verrutscht.

Kapitel 5

»Was?«

»Er heiratet. Lucas heiratet.«

Rosie starrt mich an, ihre tiefroten Haare zerzaust, einen Kaffeebecher in der Hand. »Was? Wen denn?« Und bevor ich etwas erwidern kann, verzieht sich ihr glänzender roter Mund zu einem breiten Grinsen. »Ach du Scheiße, du bist es, stimmt's? O mein Gott, das ist ... «

»Ich bin es nicht.«

»Oh.«

»Es ist Marie«, sage ich zu ihr. Rosie sieht mich verständnislos an.
»Seine Ex-Freundin Marie.«

»Avocado-Marie?« Rosie starrt mich mit offenem Mund an, die Oberlippe verwirrt gekräuselt. »Die Bio-Deli-Besitzerin Marie? Ich dachte, sie hätte ihm den Laufpass gegeben, nachdem sie geglaubt hat, er würde diesem Mädchen schreiben. Der Aussie.«

»Ivy«, nicke ich. »Und Lucas hat ihr nicht geschrieben. Sie hat *ihm* geschrieben. Aber ja. *Diese* Marie. Offenbar haben sie sich vor ein paar Monaten wieder zusammengerauft. Ich habe es nicht mal gewusst. Er hat gesagt, es sei alles ganz schnell gegangen.«

»Und dann haben sie sich sofort verlobt?«, fragt Rosie und verzieht das Gesicht. »Wer tut denn so etwas?«

Ich zucke mit den Schultern. »Glückliche Leute?«, überlege ich.
»Verliebte Leute.«

Rosie furcht die Stirn unter ihrem stumpfen roten Pony und schüttelt den Kopf. »Warum musste er denn dann so unbedingt mit dir reden? Dich einbestellen ... «

»Rosie, er hat mich nicht einbestellt, ich hatte sowieso vor, zu ihm zu fahren ... «

»Aber er hat es zu einem Riesending aufgebauscht, oder? Dass er dich etwas fragen *müsste* und dass er es persönlich tun *müsste*.«

Ich hatte darauf gewartet, ich war auf Rosies Worte gefasst gewesen. Doch ich wünschte, ich hätte ihr nie von Lucas' Nachricht erzählt, in der er mir schrieb, er müsse mich etwas fragen, oder von seinem betrunkenen Kommentar, dass wir füreinander bestimmt seien. Aber tatsächlich war es nie auch nur eine Option, es ihr *nicht* zu sagen. Ich kann nichts vor ihr geheim halten. Rosie durchschaut mich einfach – sie durchschaut jeden.

»Ich kann die kleinen Scheißer immer schon riechen, bevor ich ihnen auch nur den Zimmerschlüssel ausgehändigt habe«, sagte sie an meinem ersten Tag im Hotel Clarice zu mir, zwei Jahre war das nun her. »Diese Typen, die ihre Ehefrau betrügen, die auf den Zimmern Pornos drehen, die eine saftige Rechnung aus der Reinigung kriegen, weil sie Meeresfrüchte von diesem zwielichtigen Typen am Pier gegessen und es nicht mehr rechtzeitig aufs Klo geschafft haben. Oh, ja. Mir entgeht nichts.«

»Wenn du ›verlobt‹ sagst«, fährt Rosie jetzt fort, »dann meinst du damit, er und Avocado-Marie haben nur darüber *geredet*? Denn jeder kann große, tollkühne Versprechen geben. Ich war doch mit diesem Typen aus Slough zusammen, weißt du noch, der mit den Augenbrauen. Er hat mir versprochen, er würde mit mir nach Montenegro fliegen, nach Bali, nach ... «

»Er hat ihr einen Antrag gemacht.«

»Wie, echt jetzt?«

»Ja, echt jetzt.«

»Hm.« Rosie verzieht den Mund zu einer Grimasse, als würde sie über den Wahrheitsgehalt meiner Worte nachdenken, sich im nächsten Moment übers Kinn streichen und sagen: »Interessant.« Ein krasser Unterschied zu der Rosie von letzter Woche, die kreischend und mit geröteten Wangen so aufgereggt herumtanzte, dass sie zwei Confit-Entenkeulen von der Küchendurchreiche auf den Boden fegte. Und das war der Grund, weshalb ich es ihr überhaupt sagte, nehme ich an. Ich war aufgereggt, und ich wusste,

dass sie genauso fühlen würde wie ich. Fox war auch aufgeregt, natürlich, aber auf seine eigene seltsame, bedächtige Fox-Art. Er taucht immer genau zur rechten Zeit aus seinem Büro neben der Hotelküche auf und gibt einem einen ruhigen, väterlichen Ratschlag, so wie man es von jemandem erwarten würde, der doppelt so alt ist wie er. »Denk nicht zu viel darüber nach«, sagte er diesmal. »Bleib entspannt und atme durch und hege keine Erwartungen.« Und Rosie schüttelte missbilligend den Kopf und erklärte: »Aber *ich* hege Erwartungen. Er wird eine *Kanone* im Bett sein, das erwarte ich. All die Jahre unerwiderter Liebe, all diese unterdrückte sexuelle Energie ... «

Jetzt starrt Rosie mich über den glänzenden, frisch geschrubbten Küchentresen an, während ich winzige schicke Buttertöpfchen aus einem riesigen Eimer mit billiger Margarine für den Mittagsservice fülle.

»Also, worum ging es denn nun eigentlich, Em? Das will ich wissen«, sagt sie. »Was musste er dich fragen?«

Ich sehe zu ihr hoch, den fettigen Löffel über dem Margarineeimer in der Schwebe. »Er hat mich gefragt, ob ich seine Trauzeugin sein würde bei der Hochzeit. Das war die Frage.«

»Ach du Scheiße, machst du Witze?«, haucht Rosie. »Du hast doch wohl nicht Ja gesagt.«

Ich schweige.

»Gott. Du hast es getan. Du hast Ja gesagt.«

»Ja, das habe ich«, antworte ich, und Rosie stöhnt in ihren Kaffeebecher, kippt den letzten Rest hinunter und wirft den Kopf zurück, als wäre es ein Wodka, den sie brauchte, um den Schmerz zu betäuben. »Und dann habe ich mich natürlich übergeben. Erbrochen.«

Rosie nimmt den Becher von ihrem Gesicht. »Auf ihn?«

»*Nein*«, lache ich. »Nachdem er mich gefragt hat. Gleich danach. Ich konnte nichts dafür, mir war einfach speiübel. Ich habe Panik gekriegt, glaube ich.«

»Natürlich hast du das.«

»Und ich habe mich entschuldigt, bin aufs Klo gerannt und habe alles von mir gegeben. Meine Vorspeise. Meinen Wein. Mein Dinner. Meine Würde. Na ja, das meiste davon. Ich habe noch einen kleinen Fetzen übrig, glaube ich, wenn ich angestrengt genug suche.«

»Oh, Emmie.«

»Es war die Art, wie er mich angesehen hat, Rosie. Ich ... Ich dachte, er würde mich fragen, ob ... Na ja, du weißt ja, was ich dachte, das er mich fragen würde.«

Rosie streckt einen Arm über den Tresen und berührt meine Hand; die, die den Löffel mit einem Klacks gelber Margarine hält. Sie sieht mich mit großen braunen Augen an. »Und wie geht es jetzt weiter?«

Ich zucke theatralisch mit den Schultern. »Ich nehme an, ich werde die beste Trauzeugin sein, die in dieser Ecke des Universums zu finden ist«, seufze ich. »So ist es jetzt eben. Und was soll ich denn sonst tun? Nein sagen? Einen Rückzieher machen? Die einzige langfristige Beziehung irgendeiner Art, die ich in meinem ganzen Leben je hatte, aufs Spiel setzen?«

»Äh, ja?« Rosie zieht eine perfekte, kastanienbraun nachgezogene Augenbraue hoch. Ihr Make-up ist mal wieder unglaublich. Porzellanglatte, taufrische Wangen, die Haut golden schimmernd, wann immer das Licht auf die Spitze ihrer koboldartigen Nase oder den Amorbogen ihres Mundes fällt. »Du liebst diesen Typen, Emmie. Niemand, der bei klarem Verstand ist, würde sich das antun. Schmeiß es hin.«

»Aber das kann ich nicht«, entgegne ich. »Er wird mich durchschauen, wenn ich einen Rückzieher mache.«

»Gut«, sagt Rosie und verschränkt die Arme vor der Brust. »Vielleicht muss er das.«

»Vielleicht muss wer was?« Fox, tadellos in einen glänzenden Anzug und ein grässliches Paisleyhemd gekleidet, taucht aus dem winzigen Büro neben der Küche auf und zwängt sich neben Rosie. Fox ist der Servicemanager im Clarice und vielleicht der vornehmste Mensch, dem ich je begegnet bin. Er hat ein Internat besucht, irgendeine Privatschule, auf die, wie er sagt, alle Politiker gehen und

hoffen, dass die kompromittierenden Fotos von ihren Saufgelagen dort wie durch ein Wunder verschwinden, bevor sie einen Sitz im Parlament ergattern. Aber dann machte sein Dad Pleite. »Ich glaube, es war der glücklichste Tag in meinem Leben, als er mir sagte, ich müsse die Schule verlassen«, hat Fox mir einmal erzählt. Er zog aus London weg, sobald er konnte, und jetzt lebt er seit neun Jahren hier. Er wohnt im Hotel, oben, in einer der Suiten. »Wie der Typ in *Shining*«, sagt Rosie mindestens einmal am Tag. »Nur eine Frage der Zeit, bis er uns alle niederknüpelt.«

Jetzt lehnt sich Fox über den Tresen, die gepflegten schlanken Hände gefaltet. »Also, wie hat er dich gefragt? Gehst du jetzt mit ihm?«, lacht er und beugt sich näher zu mir. »Ich muss zugeben, ich hatte absolut keine Ahnung, was das bedeutet.«

»Oh, aber dabei kanntest du doch dieses andere Wort«, wirft Rosie kopfschüttelnd ein. »Was war das gleich wieder? Akro... Akri... Akribisch, das war's! So hat er mich genannt, Emmie. Akribisch. Ich musste es googeln. Ich dachte, er hätte es sich ausgedacht. Aus dem Arsch gezogen.«

Ich lache schallend auf, halte mir den Arm vor den Mund. »Na ja, aber das ist doch ein Kompliment, oder?«

»Ehrlich gesagt«, meint Fox, »habe ich gemeint, sie könnte versuchen, ein bisschen akribischer bei ihrer Arbeit zu sein. Der Empfangstresen sieht aus wie ein Sumpfboden. Becher mit Kaffeeresten, die so alt sind, dass sie einen Pensionsanspruch haben. Ekelhaft.«

Rosie stößt Fox mit dem Ellenbogen in die Seite.

»Autsch.«

»Ich hasse Putzen. Das ist etwas für Langweiler. Und überhaupt, halt den Mund, Fox, wir haben hier eine Krise.«

»Es ist nicht wirklich eine Krise ...«, beginne ich, aber Rosie schneidet mir das Wort ab.

»Dieser Vollpfosten in Frankreich hat sie in dieses Restaurant eingeladen und sie gebeten, seine Trauzeugin zu sein.«

Fox verzieht sein milchig weißes Gesicht und rümpft die Nase.
»Entschuldige, was?«

»Das habe ich auch gesagt«, meint Rosie.

Ich zucke mit den Schultern, außerstande, den Blick von den Reihen über Reihen mit Buttertöpfchen zu heben und die beiden anzusehen. »Er heiratet«, sage ich noch einmal. »Ich ... Ich habe mich getäuscht.«

»Heiratet wen, um Himmels willen?«

»Das habe ich auch gesagt«, wiederholt Rosie. »Na ja, ohne das vornehme ›um Himmels willen‹ natürlich.«

»Marie.«

»Seine Ex«, erklärt Rosie. »On-off-Freundin. Haben sich wieder zusammengerauft, er hat es ihr nicht mal gesagt.«

Fox macht einen lauten Atemzug, eine Mischung zwischen Stöhnen und Knurren. »Du liebe Güte. Und er hat dich in ein Restaurant eingeladen, um dich das zu fragen?«

»Oh, ja«, bestätigt Rosie. »Ihr Restaurant. Das, in welches sie immer gehen. Es ist am Strand. An dem Strand, an dem er Emmies Luftballon gefunden hat, als sie sechzehn waren.«

Ein Lächeln breitet sich auf meinen Lippen aus. »Schönen Dank, Wikipedia-Seite«, sage ich, und sie lacht und streckt eine Hand aus, um mein Gesicht zu berühren, legt kalte Finger an meine warme Wange. »Entschuldige, Emmie. Es ist nur, ich koche deinetwegen vor Wut.«

»Aber er hat doch eigentlich nichts Unrechtes getan, oder?«, sage ich zu den beiden. »Wir sind beste Freunde. Er hat mich gebeten, seine Trauzeugin zu sein, hat mich dafür seinem Bruder vorgezogen, seinen ganzen Kumpeln, sogar seinem Freund Tom, den er seit dem Kindergarten kennt. Das ist kein böses Verhalten. Es ist ... nett, es ist ... «

»Vollpfostenverhalten«, fährt Rosie dazwischen, beugt sich vor und verhakt, genau wie Fox, die Finger ineinander. Ihre Fingernägel, spitz wie Stiletto, sind diese Woche silbern und gelb lackiert, die Zeigefinger mit winzigen aufgemalten Gänseblümchen verziert. »Du

vergisst, was er an Silvester zu dir gesagt hat. Man sagt nicht so einen Scheiß und lädt dich dann in ein Restaurant ein, um dich das zu fragen, ohne als absoluter Vollpfo... «

»Meinst du, wir könnten vielleicht ein anderes Wort gebrauchen?«, fragt Fox. »Zum Beispiel ... «

»O Gott, was denn – ich nehme an, du willst, dass ich *Hanswurst* sage. Wir sind hier nicht mehr in den Sechzigern, Fox«. Rosie sieht auf ihre Uhr, dann richtet sie sich auf und schnappt sich ein Brötchen aus einem der Körbe neben mir. »Also, es bleibt bei Vollpfosten.«

Fox grinst, während Rosie in das Brötchen beißt und langsam rückwärts zum Küchenausgang geht. »Dann ziehe ich dir das vom Lohn ab, ja, das gestohlene Vollkornbrötchen?«

»Emmie«, sagt sie kauend, ohne weiter auf Fox einzugehen. »Komm in deiner Pause zu mir, okay? Mum hat Honigkuchen gebacken, und ich habe dir etwas davon mitgebracht.«

»Abgemacht«, sage ich, und sie wirft mir mit vollen, pflaumenroten Lippen eine Kusshand zu, bevor sie aus der Küche stolziert. Ich kenne niemanden auf dieser Welt, der sich so sexy und so selbstbewusst bewegt wie Rosie. Es ist, als ob es keinen Ort auf dieser Erde gebe, der für sie tabu ist. Schon bei meiner dritten Schicht hier kam sie in meiner Mittagspause in einem leuchtend grünen Sommerkleid auf mich zugestürmt, die Lippen mahagonifarben angemalt, ihre Empfangsuniform nirgends zu sehen, und sagte atemlos: »Ich habe zehn Minuten. Wie kannst du mit einer Kamera umgehen? Gut?« Und bevor ich etwas erwidern konnte, klickte ich schon mit einer Digitalkamera drauflos, bei der ich keine Ahnung hatte, wie ich sie bedienen sollte, während Rosie hingegossen auf den Sandsteinstufen des Hotels lag, wie die Models auf den Seiten von *Vogue*, und sagte: »Mach schnell, Emmie. Sie werden uns hängen, wenn sie uns erwischen. Vergiss nicht, ich soll eine engagierte Hotelempfangsdame sein, keine Übergrößen-Bloggerin.«

Fox richtet sich auf. »Na, dann wollen wir dir mal helfen.« Er nimmt einen Löffel aus der Schublade unter dem Tresen und fängt

an, perfekte ovale Margarinestückchen aus dem Eimer zu schaufeln. Fox kennt dieses Hotel wie seine Westentasche. Er weiß, wie viel Margarine genau man auf einem Löffel braucht, um ein Töpfchen auf einmal zu füllen, wann genau Sol, der Küchenchef, die Pfefferminze vorzugsweise zu dem hausgemachten Eis geben lässt und wie man das vorsintflutliche, umständliche Empfangssystem auf Rosies Computer bedient. Ich sehne mich danach, mich irgendwo so zu Hause zu fühlen, wie es Fox im Clarice tut. Das Gefühl zu haben: Ja, genau hier gehöre ich hin.

»Danke, Fox«, sage ich.

Er neigt lächelnd den Kopf. »Und, musst du heute immer noch um fünf gehen?«

»Ja«, antworte ich, »wenn das okay ist.«

»Na klar. Hast du irgendwas Nettes vor?«

»Eine Freundin treffen. Sie reist viel, und sie ist im Moment in der Nähe.«

»Ah. Klingt toll.«

Es ist leichter zu lügen, habe ich festgestellt. Wenn ich gesagt hätte, ich würde meine Mum besuchen, die ich in der ganzen Zeit, die ich jetzt schon hier arbeite, in den vielen Kaffee- und Mittagspausen, die ich mit Fox verbracht habe, bislang kaum erwähnt habe, hätte es zweifellos Fragen gegeben, und ich fühle mich nie wohl dabei, sie zu beantworten. Außerdem kann man mir das Grauen vor einem Treffen mit meiner Mutter im Allgemeinen am Gesicht ablesen. Es schlägt mir schon jetzt auf den Magen. Ich bin mir nicht sicher, wovor genau mir eigentlich graut, aber wenn ich mich auf den Weg mache, um Mum zu treffen, dann jedes Mal mit rumorendem Magen und so steifen Schultern, als steckten sie in einem Gipsverband. »Was ist denn passiert, Liebes? Ist die Welt so hässlich und gemein, ja?«, meinte ein Mann im Vorbeigehen, als ich das letzte Mal auf dem Weg zu einem Treffen mit ihr an der Bushaltestelle stand. Und als ich Lucas daraufhin eine Nachricht schickte und es ihm erzählte, schrieb er zurück: »Du hättest sagen sollen: ›Mit Leuten wie dir, Kumpel, ist sie es, ja.««

»Aber es scheint dir doch gut zu gehen mit dieser Hochzeitsgeschichte«, sagt Fox in meine Gedanken hinein. »In Anbetracht der Umstände.«

»Nein«, erwidere ich. »Ich wünschte, das könnte ich sagen, aber so ist es nicht.«

Fox nickt wortlos, die Hände ständig in Bewegung, schaufelnd und pressend. »Mit so etwas hätte jeder schwer zu kämpfen, Emmie. Und ganz abgesehen von allem anderen: Dein bester Freund heiratet. Glaub mir, das ist schon hart genug, wenn man keine Gefühle hat wie du.«

»Wirklich?«

Fox' Augen weiten sich, und er nickt rasch. »Gott, ja. Natürlich, niemand spricht es laut aus, es heißt immer nur: ›Das ist ja so aufregend, ich freue mich für dich!‹ Aber tief in seinem Innern denkt jeder Freund: ›Verdammt. Jetzt ändert sich alles. Ich werde meinen Kumpel verlieren. An diese Person, die ein absolutes Biest sein könnte. Und ich muss die ganze Zeit lächeln, während ich ihn gehen lasse, in die Arme eines potenziellen Monsters.« Und was heißt das für *uns*? Ich muss eine heuchlerische Rede schreiben, während ich meine Zeit stattdessen viel lieber damit verbringen würde, in Frieden meine Existenzkrise auszuleben, schönen Dank auch.«

Ich sehe zu ihm hoch und lächle. Und es tut gut zu lächeln, richtig zu lächeln. »Danke, Fox. Das hilft. Das hilft wirklich.«

»Das freut mich«, erwidert er.

»Und du hast recht«, fahre ich fort, etwas lauter jetzt, um mir über das Geklapper von Tellern Gehör zu verschaffen, die auf der anderen Seite der Küche unter einer Dampf Wolke aus dem Geschirrspüler geräumt werden. »Es ist nur so, dass es sich ... *falsch* anfühlt. Als ob es nicht das wäre, was vorherbestimmt war. Als ob irgendetwas oder irgendwer irgendwo nicht aufgepasst und den richtigen Moment verpasst hat. Es vergessen hat.«

»Wie, so etwas wie Schicksal? Das *Universum*?«

Hitze steigt mir bei diesen Worten im Nacken hoch, aber ich nicke trotzdem matt. »Ich nehm's an. Ich weiß nicht. Denn gleichzeitig

habe ich das Gefühl, dass ich mir etwas vorgemacht habe. Dass ich dumm war. Weil ich auch nur einen Moment gedacht habe, er könnte tatsächlich so für mich empfinden.« Ich breche ab. Ein Kloß hat sich in meiner Kehle gebildet. Ich kann es nicht über mich bringen, noch ein Wort zu sagen. Ich will nicht bei der Arbeit weinen. Das letzte Mal, als jemand das getan hat, wurde so viel darüber getratscht, dass man es genauso gut im Personal-Newsletter hätte veröffentlichen können, zusammen mit der Mitteilung über die falsche Verwendung von Sanitärabfalleimern und Chefkoch Sams Spendenaktion mit dem Vanillepudding-Bad.

»Hör zu«, sagt Fox schlicht und lässt die Hände auf dem Tresen ruhen. »Ihr zwei habt euch auf eine solch grandiose, einzigartige Weise kennengelernt. Du hast einen Luftballon steigen lassen, und er hat ihn gefunden, ein Meer weit entfernt. Das ist *außergewöhnlich*. Und ich wage zu behaupten, dass niemand jemanden auf diese Weise kennenlernt, ohne da irgendeine Bedeutung hineinzulesen.«

Ich nicke, den Blick auf den Tresen geheftet.

»Also denk nicht eine Sekunde, dass du dumm bist.« Ich höre ein schnappendes Geräusch, als Fox den Deckel auf den riesigen Margarineeimer drückt. »Emmie? Geht es dir gut?«

Ich sehe hoch in seine Augen. Sanft, kastanienfarben. »Nicht wirklich«, antworte ich. »Aber irgendwann wird es das. Außerdem«, füge ich hinzu, »hat Rosie Mitleid mit mir, was heißt, dass ich vermutlich mindestens eine Woche lang Kuchen von ihrer Mum kriegen werde. Es hat alles auch sein Gutes.«

Fox kichert und richtet sich auf. »Eines Tages werde *ich* Honigkuchen kriegen.«

Ich lächele ihn an. »Du weißt, dass sie dich liebt.«

»Ja«, sagt Fox und verschränkt die schlanken Arme vor der Brust. »Auf die Art, auf die man einen kauzigen Großvater liebt, bei dem man sich einfach nur wünscht, er würde einen bitten, ihn einzuschläfern.«

»Oh, Fox, sei nicht albern«, sage ich. »Ein *Onkel*. Ich sehe dich eher als eine Art Onkel.«

Kapitel 6

Das letzte Mal, dass ich Mums Camper-Van betreten habe, ist über vierzehn Jahre her. Es war nach dem Sommerball, an jenem Tag, nach dem herausgekommen war, dass ich es war – dass ich »das Mädchen« war, das dafür gesorgt hatte, dass Mr. Morgan suspendiert wurde. Mum wollte zu einem Festival nach Edinburgh fahren, dann nach Skye, um eine Freundin zu treffen, und als ich von der Schule nach Hause kam, überraschte ich sie dabei, wie sie den Kram aus unserem winzigen, vollgestopften Wohnzimmer zusammenpackte, und brach im Türrahmen hysterisch wimmernd und zitternd zusammen, viel zu geschockt, als dass auch nur eine einzige Träne fließen konnte. Sie rührte sich nicht, sagte mir nur kühl, ich solle meine Tasche packen, und am nächsten Tag fuhr ich mit ihr nach Edinburgh, in ihrem Van, wo ich mich die ganze Zeit wie eine Belastung fühlte – wie eine alte Verwandte, die niemanden sonst hatte und nicht wusste, wohin. Drei Wochen später fand mich Lucas' erste E-Mail, wie ein Suchscheinwerfer im Sturm: *»Ich habe gestern deinen Luftballon an einem Strand bei Boulogne-sur-Mer gefunden«*, lautete sie. *»Er hat ein Meer überquert und über hundert Meilen zurückgelegt!«*

Heute Abend finde ich den Van am anderen Ende des Maypole Folk Festivals, neben einem kleinen weißen Pavillon geparkt und in den schweren, verqualmten Geruch von Hotdogs und Räucherstäbchen gehüllt. Um die Radkästen sind inzwischen Rostflecken, und die Dichtung am Fenster baumelt lose herab, gelockert vom Alter. Aber wie Hochzeitsgeschenke aus den Siebzigern oder wie ältere Nachbarn ist der Van eines dieser Dinge, die einfach nie verschwinden. Ich bin mir nicht sicher, ob Mum sich je davon trennen würde, es sei denn, er würde völlig den Geist aufgeben. So ist sie einfach. Sie ist nicht unbedingt ein Hamsterer,

aber es widerstrebt ihr, neue Dinge zu kaufen, wenn es nicht zwingend nötig ist (abgesehen von Zigaretten natürlich). Selbst die Kreidetafel aus einem ehemaligen Pub ist dieselbe, die sie schon immer hatte. Sie wurde so oft beschrieben und wieder gelöscht, dass sie inzwischen ganz trübe ist. Heute steht mit gelber Kreide in frischen, schnörkeligen Buchstaben darauf geschrieben: *Katherine Blue beim Maypole Festival. Tarotkarten-Lesen: 15 £.*

»Mum?« Ich klopfe mit einem Fingernagel gegen das Fenster des Vans. Ein gelber Lichtstreifen sickert durch einen winzigen Spalt in den zugezogenen Vorhängen – beige, mit rosa Rosen bemalt.

Ich klopfe noch einmal, zweimal, mit den Knöcheln diesmal. Die rostige Tür klickt und wird aufgeschoben. Mum sitzt da, eine Tasse Tee im Schoß, ein Buch auf dem Knie, steckt ihr Revier ab. »Oh«, sagt sie, und ein Lächeln auf ihren blassen Lippen ist zu sehen, aber nur knapp. »Emmeline.«

»Hi«, sage ich. Sie ist die Einzige, die mich heutzutage noch Emmeline nennt, aber inzwischen zucke ich dabei nicht mehr zusammen. »Machst du eine Teepause?«

Sie sieht auf die Porzellantasse in ihrer Hand. »Ja, ich nehm's an. War ein langer Tag. Dachte, ich tanke ein bisschen auf.«

»Na, dann ist mein Timing ja gut«, sage ich, und wie eine widerwillige, unbeholfene Fremde, die auf einer Parkbank Platz macht, rückt sie zur Seite.

Im Van ist es stickig, und es riecht süßlich, wie warmes Obst, und ich bin froh, dass sie mich nicht bittet, die Tür zuzuziehen, die frische Meeresbrise auszusperren. Er erinnert mich an diese Fahrt nach Edinburgh, dieser Geruch. Wie ich ihr in der Stille des winzigen Vans, auf einem stockfinsternen Campingplatz, sagte, dass ich seit Wochen nicht geschlafen hätte. Dass meine Träume mich jedes Mal, wenn ich die Augen schloss, in dieses Klassenzimmer auf der Fortescue Lane zurückversetzten und sie so lebhaft, so real waren, dass ich schwören könnte, wieder sein Aftershave in meinem Nacken zu riechen, wenn ich aufwachte. Sie trank einen Schluck. Das war alles, was sie tat. Ich wollte, dass sie mich hielt, mich an

sich drückte, mir sagte, sie würde es nicht zulassen, dass er mir je wieder etwas antat. Aber stattdessen meinte sie nur: »Du weißt doch, dass Träume nicht echt sind. In deinem Alter, Emmeline«, als wäre es immer nur ein schlechter Traum gewesen, und führte die Tasse wieder an ihre Lippen.

»Willst du etwas trinken?«, fragt sie jetzt.

»Ehrlich gesagt dachte ich, wir könnten vielleicht zusammen etwas essen gehen oder so.« Ich hasse die Art, wie meine Haut bei einem solch schlichten, normalen Vorschlag vor Verlegenheit kribbelt. »Ich dachte, du arbeitest vielleicht, aber wenn du jetzt Pause machst ...«

»Ich habe gleich etwas vor.«

»Ach ja?« Was ich eigentlich sagen will, ist: Warum schreibst du mir denn dann eine E-Mail? Warum schickst du mir eine Nachricht, dass du hier bist, auf diesem Festival, in der Nachbarstadt, wenn du gar keine Zeit mit mir verbringen willst? »Es ist nur, na ja, es ist ein paar Monate her, und ich dachte, wir könnten ein bisschen Zeit zusammen verbringen. Etwas trinken? Spazieren gehen? Eis essen, um zu feiern?«

»Feiern?« Mum hält einen Moment inne, die Tasse an ihren Lippen. »Was gibt es denn zu feiern?«

Meine Stimmung sinkt wie ein Stein, der in einen Wassertank geworfen wird. »Meinen Geburtstag, Mum. Meinen dreißigsten.« Und ich weiß es. Die Art, wie ihre haselnussbraunen Augen flackern, wie sie sich, nur ein klein wenig, weiten, verrät mir, dass sie es vergessen hat. Dass ihre E-Mail von vor ein paar Wochen, in der sie mir geschrieben hatte, dass sie hier sein würde und »hoffte«, mich zu sehen, nur ein Zufall war.

»Oh, Emmeline, hör schon auf«, sagt sie und stellt die Tasse mitsamt der Untertasse scheppernd auf dem Holztresen hinter ihr ab. »Beleidige mich nicht.«

»Ich habe dich nicht ...«

»Ich *weiß*, dass du Geburtstag hattest. Ich habe ihn nicht vergessen. Wie könnte ich?«

Ich nicke. »Na ja. Das habe ich mit Feiern gemeint. Dreißig. Das ist doch irgendwie eine große Sache.«

»Ist es das?«, fragt sie. »Es ist nur eine Zahl, Schatz, das weißt du doch. Die Leute messen dem Alter zu viel Bedeutung bei.«

»Vielleicht«, erwidere ich, und dann wechsle ich das Thema, denn ich kann spüren, dass sie sich für eine Debatte über das Alter, über *die Leute* wappnet, als ob sie nicht eine von uns wäre. »Und, wie läuft's bei dir? Bist du viel gereist?« Die meisten Leute würden sich vielleicht nach dem Geschäft erkundigen, aber ich weiß es besser. Ich würde beschuldigt werden, zu viel ans Geld zu denken, wenn ich das tue.

Sie macht es sich auf dem Platz neben mir bequem, ein Bein wenige Zentimeter neben meinem, ohne es je zu berühren, und beginnt, all die Orte aufzuzählen, an denen sie und Jim seit Januar gewesen sind. Ich habe noch nie zuvor von Jim gehört, aber sie redet, als würde ich ihn mein Leben lang kennen. So war das schon immer mit Mum und ihren Freunden. Sie hat sie kaum kennengelernt, da redet sie von ihnen, als ob sie seit dem Urknall zum Inventar gehörten. Als ich sieben war, fühlte es sich deshalb so an, als ob Den schon immer in meinem Leben war – weil Mum die Angewohnheit hatte, vorzupreschen und mich rasch mit ihren Männern bekannt zu machen, die Dating-Phase zu überspringen und sie gleich mit nach Hause zu bringen, wo sie mit uns zusammen vor dem Fernseher zu Abend aßen, mich ins Bett brachten. Mum und Den – jemand, den ich Stiefdad nannte – waren tatsächlich nur drei Jahre zusammen, und doch kann ich mich an eine Zeit vor ihm nicht erinnern. Er und Mum kamen zusammen, als ich fünf war, und er ging, als ich acht, fast neun war. In der ersten Zeit versteckte er in seiner Jacke Süßigkeiten, die ich finden sollte, später holte er mich von der Schule ab und las mir Gutenachtgeschichten vor, und irgendwann wartete ich mit rumorendem Magen darauf, dass sein Schlüssel in der Tür rasselte, und hielt in jedem roten Wagen, der vorbeifuhr, nach ihm Ausschau, bis ich schließlich begriff, dass er nicht wiederkommen würde.

»Wir sind letztes Wochenende nach Cornwall gefahren, zu einem Festival in Bude«, faselt Mum jetzt.

Ich nicke begeistert.

»Und davor waren wir auf Guernsey, das war herrlich. Die Insel hat irgendetwas Besonderes an sich. Diese Luft ...« Mum hält inne und sieht zum Himmel, als könnte sie um uns herum die Art Luft sehen, von der sie redet. »Es fühlt sich sauber an. Einladend. Eine kleine Seifenblase, ganz für sich, weißt du?«

»Wie Skye«, sage ich. Sie nickt, und ihre Augen leuchten auf, als hätte dort irgendetwas gezündet.

»Ja, Emmeline«, sagt sie, »*genau* wie Skye«, und ich verfluche mich dafür, dass mein Gefühl auf etwas anspringt. Anerkennung, nehme ich an. Dafür, dass ich meiner Mum eine Freude mache, dass ich für sie etwas richtig mache, als ob ich drei und ein »braves Mädchen« wäre und nicht eine erwachsene, dreißigjährige Frau.

»Und was ist mit dir?«, fragt sie mit einem dünnen Lächeln. »Ich habe erst vor ein paar Abenden zu Jim gesagt, dass du, nach allem, was ich weiß, am anderen Ende der Welt sein könntest. Deswegen habe ich dir diese E-Mail geschickt. Was hast du mit dir angefangen?«

Es sind Zeiten wie diese, in denen ich wünsche, ich hätte zu meiner Mum die Art Beziehung, die meine Schulfreundinnen zu ihren Müttern hatten – die Rosie zu ihrer hat. Ich würde mich ihr so gern wegen Lucas anvertrauen. Wegen der Hochzeit, wegen Fishers Way und meinem glühend heißen Zimmer und wie besorgt ich manchmal bin, dass ich so von der Spur abgekommen bin, so weit entfernt von dort, wo ich dachte, dass ich an diesem Punkt meines Lebens sein würde, dass es mich mit Panik erfüllt. Dass ich Angst vor der Einsamkeit habe, die mich manchmal so sehr überwältigt, dass ich das Gefühl habe, keine Luft mehr zu kriegen. Dass ich – obwohl es vierzehn Jahre her ist und ich nicht länger von Mr. Morgan, seiner heißen, feuchten Stimme in meinem Ohr und seiner Hand, die sich auf meinen Schenkel presst, träume – mich oft *schuldig* fühle, was ihn betrifft, weil ich jemandem erzählt habe, was er mir an jenem

Abend angetan hat. Weil er suspendiert wurde, während die Sache »untersucht« wurde. Er ist für eine Weile allein weggezogen, weg von seiner Frau und seinen Kindern – von denen eines meine beste Schulfreundin Georgia war. So viele Leute wurden verletzt – so viele Leute, die mir etwas bedeuteten, und das alles meinetwegen. »*Seinetwegen*, Emmie. Nicht deinetwegen. Es war alles seine Schuld«, würde Lucas, wie er es so oft getan hat, sagen, wenn er jetzt hier wäre. Aber ich erzähle Mum nichts von alledem. So war es noch nie zwischen uns.

»Nicht viel«, sage ich jetzt zu ihr. Ich halte inne, um mich in dem winzigen, muffigen Raum umzusehen. Ich kann eine Band – elektrische Gitarren, eine schnelle, fröhliche Violine – hören, gleich hinter dem Van und der kleinen Abstellkammer auf dem Feld. »Ich miete noch immer dieses Zimmer im Fishers Way.«

»Nicht die Wohnung?«

»Nein«, antworte ich. »Das habe ich dir doch erzählt. Ich wohne zur Untermiete. Ich habe die Wohnung vor achtzehn Monaten aufgegeben. Ich konnte sie mir einfach nicht mehr leisten.«

»Na ja, das habe ich dir doch schon vor langer Zeit gesagt, Emmeline, aber du willst ja nie auf mich hören. Du hättest gar nicht erst versuchen sollen, sie noch länger zu halten, nachdem, du weißt schon, ähm, dieser Polizist dich sitzen gelassen hat.«

»Adam«, sage ich, und ich ignoriere den kleinen Stich in meinem Magen, als sie so beiläufig »sitzen gelassen hat« sagt. Als wäre es nichts. Es war vielleicht nicht so, dass er mir beim Frühstück einen Antrag gemacht und wir unsere Zukunft genau geplant hatten, aber Adam war mein erster richtiger Freund, der erste Mensch, mit dem ich je zusammengelebt habe. Dass er aus der Wohnung auszog, die wir gemeinsam angemietet hatten, fühlte sich vor vier Jahren durchaus bedeutsam, wenn auch unvermeidlich an. Aber andererseits hat Mum mich selbst völlig verwirrt sitzen gelassen, als ich erst vierzehn war, und sie hat mehr Freunde und Trennungen hinter sich, als ich je zählen könnte. »Wir sollten nur wie Babys behandelt werden, solange wir Babys *sind*«, sagte sie jedes Mal,

wenn ich Kummer oder Angst hatte oder sie einfach nur bat, mich zum Zahnarzt zu begleiten oder mit mir für die Schule zu lernen, so wie Georgias Mum, mit Karteikarten und Zeitmessern und Tellern mit Keksen. Natürlich ist es für sie nichts.

»Wie läuft's im Fotostudio?«, fragt sie.

»Ich habe den Job verloren, Erinnerst du dich nicht?«, erwidere ich. »Ich wurde entlassen. Ich habe es dir erzählt.«

»Ich glaube nicht, dass du das getan hast.«

»Das habe ich«, gebe ich zurück, trotz aller Bemühungen, ruhig zu bleiben, neutral zu bleiben. Das ist alles, was je von ihr kommt ein kalter Fragebogen recycelter Fragen, die zu stellen sie sich verpflichtet fühlt. »Ich bin jetzt seit zwei Jahren in dem Hotel.«

»Hm.« Mum nickt, und ihr Blick huscht zur Seite, als würde sie darüber nachdenken, ob ich ihr die Wahrheit sage oder nicht. »Na ja, verzeih mir, Emmeline, aber das ist ein Segen, wenn du mich fragst.«

Ich sage nichts und wende den Blick ab, sehe auf das rissige, schäbige Linoleum zu meinen Füßen.

»Im Ernst. Wie sie die Eltern dort ausgenommen haben. Ich weiß ja nicht, wie du das tun konntest.«

»Ausgenommen?«, frage ich, das Gesicht in Falten gelegt. »Es war ein Fotostudio, Mum. Für Familien. Für Kinder.«

»Aber die *Preise*.« Sie schüttelt den Kopf. »Diese ganzen Fotos, die sie aufnehmen, weil sie wissen, dass kein Elternteil, der bei klarem Verstand ist, je eines davon ablehnen würde.« Elternteil. Sie sagt es, als ob sie selbst nicht auch einer wäre. »Was?«, fragt sie. »Was ist denn?«

Ich halte inne, spiele mit dem Gedanken, gar nichts zu sagen. »Es ist nur ... Ich wurde entlassen, Mum. Mir hat die Arbeit Spaß gemacht. Ich habe mit Familien gearbeitet, mit Kindern, und ich vermisse es. Du könntest ein bisschen mehr Mitgefühl haben.«

»Na ja, ich werde mich nicht entschuldigen, Emmeline«, entgegnet Mum schroff. »Ich schäme mich nicht dafür, dass ich mich freue,

wenn du deinen Job bei einem Unternehmen in einer Branche verlierst, die ich missbillige.«

Sie schnaubt verächtlich, dann schlürft sie ihren Tee, der die Farbe reifer Himbeeren hat, und ich höre in meinem Kopf, wie Lucas sich zu Wort meldet, mit einem Grinsen in der Stimme: »Augenblick, das heißt, deine Mum missbilligt Fleisch, Religion und ... *Fotografie?* Ganz toll, Kath.«

Eine Zeit lang spricht keine von uns, und ich sitze da, das Kinn in die Hand gestützt, und sehe zu, wie die Nacht draußen näher rückt, das Licht wie eine schwächer werdende Glühbirne. Ich frage mich, wie wir hier oben, auf dem Hügel, für andere aussehen. Ein winziges, gemütliches bernsteinfarbenes Licht in der Ferne, am Meer. Zwei Silhouetten, aneinandergedrückt, die vergessene Neuigkeiten austauschen und in alten Erinnerungen schwelgen. Nichts, nehme ich an, was dem ähnelt, was es wirklich ist eine stickige Blechkiste mit einer Atmosphäre, die so dick ist, dass es sich anfühlt, als atmete ich Rauch ein.

»Ich habe letztes Wochenende Lucas gesehen«, sage ich schließlich. »Wir haben überlegt, noch einmal in die Bretagne zu fahren, für ein paar Nächte.« Ich tue es fast absichtlich, erwähne es, um zu sehen, wie sich ihr Kiefer anspannt, so wie er das meistens tut, aber stattdessen nickt sie nur. »Ich habe mit Lucas geredet, und ... Hast du nicht gesagt, es war Saint-Malo, wo mein Dad ... « – ich halte einen Moment inne – »... Peter gelebt hat?«

Mum sieht zu mir hoch, die Augen zusammengekniffen, die Schultern versteift, jetzt, wo sie weiß, worauf ich hinauswill. »Entschuldigung?« Manchmal fällt es mir schwer zu glauben, dass Mum je dieser lebenslustige Freigeist war, als den sie sich immer hingestellt hat. Diese Zweiundzwanzigjährige, der die Welt zu Füßen lag, mit einem Pass im Gepäck, um zu reisen, wohin sie wollte. Bevor sie mich bekam und ich es ruinierte.

»Du hast doch immer gesagt, dass Peter irgendwo am Strand gelebt und dass er in Saint-Malo gearbeitet hat, wenn er nicht mit

seiner Band auf Tournee war. Luke hat gesagt, wir sollten es endlich tun und dorthin fahren, wenn ich herausfinden könnte, wo genau ... »

»Großer Gott, Emmeline, wieso solltest du denn dorthin fahren wollen?«

Ich schlucke. »Um zu sehen ... «

»Verschwende nicht deine Zeit«, sagt sie wegwerfend, die Worte abgehackt und eiskalt. »Es ist eine Stadt am Meer, wie hier, wie Ramsgate, wie das verdammte Southend. Nur voller Franzosen.«

»Ich habe mich lediglich gefragt, ob du mir sagen könntest, wo. Ich würde es gern sehen. Irgendeine Art Vorstellung davon bekommen, wo ich herkomme ... «

Mum stöhnt, gelangweilt von meinem Beharren, als hätten all die Jahre, in denen ich immer wieder auf Informationen gedrängt habe, sie erschöpft. »Ich weiß nicht, wie oft ich dir das schon sagen musste, aber du kommst nach *mir*, Emmeline, und all den Orten, an denen wir gewesen sind und gelebt haben«, sagt sie kurz angebunden. »Du musst wirklich aufhören, Leichen ans Licht zu zerren.«

»Ich will einfach wissen, wer er ist.«

»Bin ich etwa nicht genug?«, faucht sie, und mein Magen rumort bei ihrem gehässigen Ton. »Ich habe dich großgezogen, Emmeline, ich habe mich um dich gekümmert, und er hat sich nie blicken lassen. Dass du ihn finden willst, sagt mir, dass du nicht zufrieden mit dem Elternteil bist, den du *hast*. Was glaubst du, wie ich mich damit fühle?«

Ich erwidere nichts. *Sie*. Alles dreht sich immer nur um *sie*. Alles, was ich sage oder tue, jede Entscheidung, die ich je getroffen habe, dreht sich darum, wie *Katherine* sich dabei fühlt, was die Leute über *sie* denken müssen. Und nein. Die Wahrheit ist, so schmerzlich es auch zuzugeben ist: Sie ist nicht genug. Nicht einmal annähernd. Das ist sie noch nie gewesen.

Mum räuspert sich, schnieft geräuschvoll, richtet sich auf und streicht mit einer anmutigen Hand über ihre Strickjacke, als würde sie sich sammeln.

»Das ist nicht nötig«, sagt sie. »Du hast andere, wichtigere Dinge, auf die du dich konzentrieren musst, als *das*. Die Leute geben immer so viel auf die Gene. Das finde ich einfach lachhaft.« Die Leute, da haben wir's schon wieder. Leute wie ich, wie jeder andere dort draußen. Nicht sie. Nicht der Typ, den sie im Moment ihren Freund nennt, möchte ich wetten. Sie sind besser als wir. Wir ahnungslosen Schafe.

Wir schweigen wieder, und Mum trinkt ihren Tee aus. Ich will zurück zum Fishers Way, ins Bett kriechen und mir die Decke über den Kopf ziehen, bis die Sonne wieder aufgeht. Ich will Lucas anrufen. Ich will, dass er mich zwischen meinen Tränen zum Lachen bringt und sagt »Also, du hast von Kath die volle Breitseite abgekriegt, was, Emmie Blue?« Er versteht die Sache mit Mum. Er weiß, wie anstrengend, wie viel harte Arbeit sie ist, wie ich meine ganze Kindheit damit verbracht habe, einen Eiertanz um sie zu vollführen.

»Ich versuche nicht, irgendjemanden aus der Fassung zu bringen«, sage ich schließlich in die stickige Stille hinein. Mum starrt stur vor sich hin, mit bebenden Nasenflügeln. »Ich würde nur gern wissen, wer mein Dad ist.«

Ich warte darauf, dass sie sagt, was sie normalerweise sagt »Na ja, ich weiß nicht mehr als das, was ich dir bereits erzählt habe, Emmeline.« Aber das tut sie nicht. Stattdessen sieht sie auf ihre Hände. »Ich könnte dich nicht sehen«, sagt sie.

»Entschuldigung?«

»Wenn du und er ... anfangen würdet, eine Beziehung zu haben.« Ein Muskel in ihrem Kiefer zuckt. »Ich könnte es nicht ertragen, dich zu sehen.«

Ich mache den Mund auf, um zu sprechen, aber ich kann keine Worte finden. Es ist ein Ultimatum. Es ist ein toxisches, kontrollierendes Ultimatum, das zwischen uns in der Luft schwebt wie eine Gewitterwolke. *Finde deinen Dad, und unsere Beziehung ist beendet.* Mein Magen rumort. Wut. Absolute, abgrundtiefe Traurigkeit und Wut, aber auch ... Hoffnung. Ein winziger Funken,

der in der Finsternis glimmt. Sie hat immer gesagt, sie wüsste nicht, wo er sei. Ich bin mir nicht sicher, ob ich ihr je geglaubt habe, aber jetzt redet sie so, als ob sie es wissen könnte. Dass eine Beziehung zwischen uns beiden möglich sein könnte.

»Okay«, sage ich schließlich.

»Okay?« Ihre Augen sind so groß wie Untertassen.

»Okay«, sage ich noch einmal. »Wenn du dich so fühlst, dann ... okay.«

Ohrenbetäubende Stille tritt ein. Mum starrt mich an, räuspert sich, als käme sie aus einer Trance zu sich. Sie spielt mit einer Schachtel Teebeutel, versucht, den Deckel, der abgeknickt ist, wieder in die Öffnung zu stecken, und ich sitze neben ihr und sehe mich in dem winzigen Van um, der sie mir weggenommen hat, so viele Male, wenn ich sie am dringendsten brauchte. Als ich mit vierzehn meine allererste schmerzhafteste Periode hatte und in Panik ausbrach und Georgia anrief. Georgias Mum kam in aller Eile, brachte mir eine Wärmflasche und Binden für die Nacht und ließ mir ein Bad ein. Als ich mit fünfzehn bei meiner Probe-Matheprüfung für den Mittleren Schulabschluss durchfiel. Als ich meinen ersten Kuss bekam. Als die Nachbarin unter uns sich schreiend mit ihrem Freund stritt, der damit drohte, »die Bude abzufackeln«, und ich danach wochenlang allein im Bett wach lag, außerstande zu schlafen, und auf das Geräusch eines Feuersalarms oder den Geruch von Rauch wartete. Der Sommerball. Die Migräneanfälle, die bald danach begannen, und die Albträume. So viele, viele Male sah ich von meinem Schlafzimmerfenster aus zu, wie dieser kleine Van die Straße hinunter verschwand.

»Ich sollte jetzt besser zurückgehen«, sagt Mum. »Dort sind bestimmt Leute, die sich die Karten lesen lassen wollen, und es ist nicht fair, wenn ich hier drinnen sitze und sie nicht drannehme.«

Ich will nicht, aber ich umarme Mum zum Abschied vor dem Van. Ihr Körper ist steif – spitze Knochen und kalte Halsketten –, und als wir uns trennen, glaube ich, ich weiß es. Es ist das letzte Mal, dass ich mir eines dieser Treffen antue, von denen ich nichts erwarte. Im

Lauf der Jahre habe ich natürlich auf mehr gehofft, so wie jemand hofft, sich eines Tages zu verlieben oder das Nordlicht zu sehen, aber ich erwarte es nicht. Das war der Grund, weshalb ich heute Abend gekommen bin. Das war der Grund, weshalb ich sie gefragt habe, ob sie mit mir essen gehen würde. Weil ich immer gehofft habe, dass sie eines Tages Ja sagen würde. Dass sie eines Tages die Rüstung ablegen würde, die sie niederdrückt. Dass wir an einem kleinen runden Tisch sitzen und zusammen essen würden, eine Flasche Wein zwischen uns, und sie mir von der Zeit erzählen würde, als sie glücklich war, und von den Wörtern, die ich falsch ausgesprochen habe, als ich ein Kleinkind war, mit pummeligen Händen und Grübchen. Und vielleicht, hoffte ich immer im Stillen, würde sie mir erzählen, wie ich im ersten Jahr der Vorschule Tonklumpen für sie gemacht hatte, rot bemalt und mit Glitzer bestreut, oder wie sie nach den Gutenachtgeschichten an meinem nach Shampoo duftenden Haarschopf roch, während ich neben ihr einschlief, ohne je etwas davon zu ahnen.

Ich gehe zur Bushaltestelle, den Blick zum Horizont gerichtet. Die Wolken an dem dunkler werdenden Himmel haben die Farbe von Blüten und das Meer die von blauer Tinte. Ich denke an mein heißes, aber sicheres Zimmer im Fishers Way. Ich denke an das Hotel und an Rosie und Fox. Und ich denke an Lucas. An meinen Luftballon und wie weit er zu ihm gereist ist, über diese tintenblauen Wellen. Ich denke an die weite Welt dort draußen und all ihre Möglichkeiten.

Vielleicht werde ich eines Tages das Nordlicht sehen.

Und eines Tages werde ich mich verlieben.

Kapitel 7

Du, der Trau(m)zeuge! – Das ultimative Handbuch: Du denkst vielleicht, Trauzeuge zu sein, heißt einfach nur, den Junggesellenabschied zu organisieren, die Ringe zu tragen und eine verdammt tolle Rede zu halten, an die sich jeder erinnern wird. Aber du kannst noch einen draufsetzen, indem du auch auf andere Arten hilfst, Kumpel! Hast du dir überlegt, dich um die Unterkunft für die Freunde des Bräutigams zu kümmern oder das glückliche Paar zu fragen, ob sie Hilfe mit der Gästeliste brauchen? Und dann ist da natürlich noch die wichtige Frage des Outfits. Es liegt an dir, auserwählter Trauzeuge und offizielle rechte Hand des Bräutigams, dafür zu sorgen, dass er an dem Tag, an dem er den Bund fürs Leben schließt, einfach absolut blendend aussieht. Also macht es euch in den Umkleiden bequem. Es ist Zeit für Kapitel 7: Reden wir über Anzüge ...

»Ich sehe aus wie ein Vollidiot.«

Lucas steht unter den grellen Strahlern einer Umkleidekabine, der schwere Vorhang auf einer Seite zurückgezogen, in einem strahlend weißen Smoking. Er sieht aus wie jemand, der aus Zuckerguss gemacht ist, oder bestenfalls wie ein retromäßiger James Bond, der eine falsche Abzweigung genommen hat und, nachdem er außer einer Runde »Ich sehe was, was du nicht siehst« in Wirklichkeit nie irgendetwas ausspioniert hat, jetzt sehr gern nach Hause fahren würde, schönen Dank auch.

»O Gott, ich sehe *wirklich* aus wie ein Vollidiot, stimmt's?«

»Nein, nein, überhaupt nicht.«

»Emmie, dein Gesicht sagt alles.«

»Nein. Ich habe nur ... Na ja, ich habe nicht erwartet ... Er ist sehr *weiß*, oder?«

Lucas sieht an dem Anzug hinunter, als hätte er eben erst begriffen, dass er einen trägt, und lacht. »Ich sehe aus wie ... Ich weiß nicht, ein ... « Er bricht ab, ertappt mich dabei, wie ich mir eine Hand vor den Mund halte und die Lippen zusammenpresse, und reißt die Augen weit auf. »*Was denn?*«

»Nichts.«

»Jetzt sag schon«, sagt er lachend. »Wie sehe ich aus?«

Ein Lächeln breitet sich auf meinem Gesicht aus. »Es ist nur ... Du hast mich für einen Moment daran erinnert, wie der kleine krausköpfige Screech aus *California High School* zum Abschlussball geht.«

Lucas starrt mich mit offenem Mund an, und seine grauen Augen weiten sich noch mehr.

»Ich bin *tief* verletzt«, sagt er grinsend. »Aber damit ist es entschieden, oder? Ich kann in keiner Art, Weise oder Form einen weißen Anzug tragen.«

»Das habe ich nicht gesagt.«

»Screech, Emmie. Du hast *kleiner krausköpfiger Screech* gesagt. Das ist genau das, was ein angehender Bräutigam hören will.« Lucas seufzt, wirft den Kopf zurück, als wäre er erschöpft, und zieht dann mit einer einzigen raschen Bewegung den Vorhang zu. Einen Augenblick später höre ich Gelächter hinter dem Vorhang.

Wir sind seit einer halben Stunde hier, in den Umkleiden eines Herrenausstatters in der Hauptstraße in Berck-sur-Mer, und lachen die meiste Zeit, während Lucas Anzüge und Blazer in einer Auswahl unterschiedlicher Stile und Farben anprobiert. In manchen sieht er aus wie ein Hugo-Boss-Model, in anderen halb wie Willy Wonka und halb krampfaderig. Vermutlich wird er mit seinem tatsächlichen Hochzeitsanzug den Maßschneider beauftragen, zu dem Jean seit vielen Jahren geht, aber er wollte erst mal ein »Gefühl« für die Art Stil bekommen, die ihm zusagt. Bis jetzt gefallen ihm die dunklen Blautöne am besten. Die einzige Farbe, von der Marie gesagt hat, dass sie sie *nicht* will.

»Marie will, dass ich Puderblau und *Weiß* probiere«, sagte er am Telefon, am Tag, nachdem ich Mum beim Maypole Festival getroffen hatte. »Weiß, Em. Wie ein verdammt Mitglied von Westlife oder so. Ich brauche deinen Blick. Ich weiß, du wirst nicht zulassen, dass ich wie ein Loser aussehe. Wann passt es dir? Kannst du für ein Wochenende herkommen?«

Zugegeben, ich war nervös bei dem Gedanken, dafür nach Frankreich zu fahren. Ich glaube, das war der Grund, weshalb ich ihm erst mal sagte, ich hätte keine Zeit – obwohl ich keine Schichten hatte. Ich werde mir eine Woche geben, dachte ich, bevor ich wieder hierherkomme. Eine Woche, um meine Entschlossenheit zu stärken. Meinem Herzen und meinem Kopf eine Atempause gönnen, etwas Zeit zum Heilen. Ich weinte noch ein bisschen mehr im Bett, hatte viele Reiß-dich-zusammen-Gespräche mit Rosie bei Sandwichpausen bei der Arbeit und verbrachte einen Vormittag neben meiner schweigsamen Vermieterin Louise mit ihrem Pfefferminztee und ihren Kreuzworträtselheften, während ich Pinterest-Boards erstellte und das perfekte Trauzeugenbuch fand (und bestellte).

»Ein Buch?« Lucas nahm es gestern Abend vom Couchtisch und lehnte sich wieder auf dem Sofa zurück. »*Du, der Trau(m)zeuge!* Wow. Sehr clever. Ist das zur Vorbereitung auf das Anzug-Shoppen morgen gedacht?«

»Es hatte die besten Rezensionen. Schockierenderweise.«

Lucas sah mich an und lächelte träge, den Kopf auf der Sofalehne. »Ich liebe dich dafür, dass du extra ein Buch gekauft hast.«

»Na ja, ich bin auf dem Gebiet ein Neuling«, erwiderte ich. »Irgendwo muss ich anfangen, oder?«

Es war wie in alten Zeiten, gestern Abend. Seine Eltern waren im Haupthaus, lasen, kochten und hörten klassische Musik, Marie war meilenweit weg, mit ihrem Dad geschäftlich verreist, und Lucas und ich saßen mit einer Take-away-Pizza und einer Flasche Rosé im Wohnzimmer des Gartenhauses. Es fühlte sich normal an, so wie es

immer war, und mein Magen hatte sich so weit beruhigt, wie er es nach der ersten Scheibe Toast und einer Tasse Tee nach einem Magen-Darm-Infekt zu tun pflegt.

»Und du hast diese ganzen Seiten markiert«, lächelte Lucas, klappte das Buch auf und zog an einer rosa Haftnotiz. »Wohin Emmie Blue auch geht, dahin folgen ihr die Post-its, stimmt's?«

»Selbstverständlich.«

Dann streckte er den kräftigen Arm aus und legte ihn um mich, um mich an sich zu ziehen, während ich den Kopf an seine Schulter schmiegte. »Und du ... nimmst das cool«, sagte er leise, über das Gemurmel des Fernsehers hinweg. Es war keine Frage, aber ich nickte trotzdem.

»Und ... du auch?«

Dann seufzte er, und als ich zu ihm hochsah, nickte er auch, roboterartig, genau wie ich es getan hatte, und kicherte.

»Und vergiss nicht, Marie hat gesagt, das Kleid sei allein deine Entscheidung.«

»Ich weiß«, erwiderte ich.

»Du musst dir auch nicht den Kopf über den Junggesellenabschied zerbrechen. Tom nimmt diese ganze Platanweiser-Geschichte sehr ernst, und du weißt ja, wie er ist. Er liebt Partys, und er hat gesagt, er würde das Ganze sehr gern organisieren und dich bei den kleinen Details einbeziehen. Also hab nicht das Gefühl, dass du dich um alles kümmern musst und ... «

»Ich weiß, Luke.«

Ich spürte, wie er ein weiteres Mal nickte und sein Kinn meinen Kopf seitlich streifte. Dann wurde es wieder still, und ich konnte sie spüren, so wie man ein Gewitter vor dem ersten Donner spüren kann: so viele unausgesprochene Worte, die anschwellen, immer mehr wurden, über uns hingen wie Nebel.

»Em?«, meinte er, die Lippen an meinem Haar, und ich machte mich auf seine Frage gefasst.

»Ja?«

Könnte ich?, dachte ich, an ihn gequetscht. Könnte ich lügen, wenn er mich jetzt rundheraus fragen sollte? Wenn er mich fragen sollte, wie ich mich dabei fühlte, seine Trauzeugin zu sein?

Er zögerte, räusperte sich. »Du, der Trau(m)zeuge«, sagte er nur, und dann lachte er, und ich auch, vor Erleichterung, während der Nebel sich langsam auflöste. Und so blieben wir dort sitzen – auf dem Knopfsofa mit dem weichen Baumwollbezug – und sahen uns einen Film an, einen von Lucas' vielen »O mein Gott, wie kann es sein, dass du *den* noch nicht gesehen hast?«-Filmen, durch die wir uns seit Jahren durcharbeiten. Und was mich zusammenhielt, war die Erinnerung an etwas, das Rosie gesagt hatte: »Schicksal, Bestimmung – so etwas kann nicht überstürzt oder geplant werden.«

Wenn wir tatsächlich füreinander bestimmt sind, dann muss ich darauf vertrauen, dass wir zusammen sein werden.

»Im Ernst«, sagt Lucas jetzt hinter dem Vorhang der Umkleide, der von seinen Bewegungen zuckt und ruckelt. »Hättest du nicht lügen und sagen können, ich sehe aus wie David Gandy?«

»Gott, du kaust doch nicht *immer noch* darauf herum«, sage ich, während ich auf dem Polsterhocker vor der Umkleide sitze.

»Oh, doch, das tue ich.«

»Aber du *hast* wie Screech ausgesehen!«, rufe ich. »Du wolltest mich hier dabeihaben, damit ich ehrlich bin. Lass gut sein, Moreau.«

Der Vorhang wird wieder zurückgezogen. »*Nein*«, grinst er. Er steht nur in Jeans da, muskulös, mit nacktem Oberkörper, und ich weiß nicht, warum, denn in den vierzehn Jahren, die wir uns jetzt schon kennen, habe ich Lucas in allen unterschiedlichen Stadien des Unbekleidetseins gesehen – wenn auch meistens betrunken, während er sich schluchzend in verschiedene Behältnisse (Toiletten, Jumbo-Chipstüten, Hüte, den Putzeimer seiner Mum) übergab –, aber heute flammt mein Gesicht bei seinem Anblick prompt auf.

»Mein Gott«, sagt er. »Ist das eine Hitze hier drinnen.« Er greift in die Umkleide, schnappt sich sein Hemd und beginnt, es zuzuknöpfen.

»Willst du ... nichts mehr ausprobieren?« Ich wende den Blick ab, heuchle großes Interesse an der nichtssagenden Umkleide, den Neonröhren, dem Teppichboden und, oh, sind das etwa *Stahlträger*?

»Ich glaube, wir haben genug gesehen«, antwortet Lucas. »Außerdem wollte Marie doch nur, dass ich den weißen anprobiere, damit ich sehe, wie ich mich damit fühle ... «

»Und, wie hast du dich damit gefühlt?«

Lucas sieht mich an, während seine Finger den Knopf an seiner Brust schließen.

»Ich weiß nicht«, sagt er mit funkelnden Augen, »aber wir alle wissen, wie du dich damit gefühlt hast, oder?«

Wenig später gehen wir durch die Schiebetüren des Shoppingcenters und treten in die warme, salzige Brise von Berck hinaus, eine Stadt am Meer mit dem längsten Strand, den ich je gesehen habe. Ich weiß schon gar nicht mehr, wie oft wir hierhergekommen sind. Zum Dinner und zu Shoppingtrips und Sandwiches in Papiertüten am Strand, gefüllt mit Räucherschinken und sahnigem Emmentaler, während wir den Tag verbummelten und redeten und Lucas von Zeit zu Zeit stehen blieb, um mich auf irgendetwas aufmerksam zu machen – die Verwendung eines bestimmten Materials bei einer Villa, die Steinmetzarbeit aus dem fünfzehnten Jahrhundert am Kragstein einer Kirche. Winzige, wunderschöne Details an Gebäuden, an denen die meisten vorbeigehen und sie übersehen würden.

»Architekten sind keine richtigen Leute, oder?«, sagte Rosie letzte Woche. »Ich meine, sie kommen in allen möglichen Filmen und Fernsehspielen und so vor, aber ich glaube, im richtigen Leben hat nie jemand so einen Job.«

»Oh, interessante Sichtweise«, merkte Fox an.

»Warum das denn?«

»Einfach interessant. Aber du triffst dich ja auch ausschließlich mit Mechanikern und Leuten, die, mit fettigen Rückständen überzogen, von ihrer Arbeit kommen, daher muss ich sagen, ich bin nicht überrascht.«

»Äh, wie bitte?«, erwiderte sie, und dann sah sie mich an und sagte grinsend: »Ich kann mir ja nicht sicher sein, Emmie, aber ich glaube, er spricht wieder Latein.«

Lucas' Dad ist Architekt, und ich frage mich oft, ob Lucas wirklich das Gleiche werden *wollte* oder ob sie ihm eingepflichtet wurde, diese Liebe zu Design und Struktur, vor so langer Zeit, dass man unmöglich wissen kann, ob sie ein natürlicher Teil von ihm ist oder etwas Eingepflanztes und jetzt voll Ausgewachsenes. Jean entschied, dass Lucas auf die Universität gehen würde, lange bevor dieser selbst wusste, dass er es wollte; er entschied, welchen Studiengang und was für Module er besuchen würde, und sagte: »Wenn ihr nur eines sein könnt, ihr zwei, dann seid getrieben.« So ist Jean. Die Leute sind hauptsächlich ihre Erfolge, und auch wenn ich oft besorgt war, was er von mir halten mag – Arbeiterklasse, allein erzogen, jemand, der nur ein Jahr College geschafft hat und sich im Waitrose höchstens mal ein Schottisches Ei holt, um es im Bus zu essen –, hat es mir in der Vergangenheit geholfen, Lucas an meiner Seite zu haben, während sein Dad ihm dicht auf den Fersen blieb. Letztendlich habe ich zwar nicht die ganzen zwei Jahre auf dem College absolviert, aber ich habe die Kraft gefunden, damals weiter zur Schule zu gehen, weil er es getan hat. Trotz der Einsamkeit, trotz Georgia, trotz der Gerüchte über mich und Mr. Morgan – weil Lucas mir sagte, dass es das wert sein würde, dass ich größer sei als das. Jemanden zu haben, der seine Zukunft so klar vor Augen sah, hat mir geholfen, den Rauch zu vertreiben, der meine eigene verzerrt hat.

»Wo bist du, Emmie Blue?« Jetzt sieht Lucas zu mir herunter, während wir langsam im Sonnenschein dahinspazieren. Das fragt er mich oft, hin und wieder in einer Nachricht, einer absichtlich grauenhaften Steno-Nachricht: »*emmie blue wobidu@?*« Manchmal will er damit wissen, wo ich physisch bin, etwa, wenn ich eine Weile nicht ans Telefon gegangen bin oder es ein oder zwei Tage her ist, seit er zuletzt von mir gehört hat, aber meistens fragt er mich das,

wenn ich still bin, wenn mein Verstand davonsegelt und er es irgendwie spürt und mich wieder an Land ziehen will.

»Essen«, sage ich lächelnd. »Ich habe ans Essen gedacht.«

»Dann wirst du dieses neue Lokal lieben, in dem wir zu Mittag essen. Außerdem«, ergänzt er, »machen sie dort Pommes frites, die genauso schmecken wie die, die wir immer in deiner Wohnung gegessen haben. Als du deine Uraltfritteuse benutzt hast. Deshalb gehen wir dorthin.«

»Gott, ich vermisse meine Uraltfritteuse«, seufze ich.

»Ich vermisse deine Uraltfritteuse. Und deine Pommes frites.«

»Ich auch. Warum haben wir die eigentlich seit einer Ewigkeit nicht mehr gemacht?«

Lucas zuckt leicht mit den Schultern. »Ich weiß nicht, Em«, sagt er. »Ich nehme an, ich war seit einer Weile nicht mehr drüben in England. Das Leben, die Arbeit, die Beförderung, das alles. Ist manchmal schon ein bisschen beschissen, groß und erwachsen zu werden, oder?«

Ich sehe zu ihm hoch, und die Sonne verleiht seinen Haaren die Farbe von Zuckerwatte. Als wir jünger waren, habe ich sie ihm oft gestylt. Ich saß auf dem Sofa und er auf dem Boden, zwischen meinen Beinen, mit dem Rücken gegen das Sofa gelehnt, die Muskeln seiner breiten Schultern waren durch das T-Shirt zu sehen, und ich flocht Haarsträhnen und sprühte punkige Spitzen, die senkrecht von seinem Kopf abstanden, während er fernsah und sagte: »Mach, dass ich schön aussehe, Emmie Blue. Ich werde nichts Geringeres akzeptieren.« Sein Bruder Eliot und ich glätteten sie ihm einmal. »Jetzt siehst du aus wie unsere alte Nachbarin Leticia«, sagte Eliot, und Lucas schnappte sich einen Spiegel und sagte: »Verdammt, du hast recht. Aber hallo, Leticia. Lust auf eine Nummer?« Obwohl ich weiß, dass er es nicht war, ist der Himmel in diesen Erinnerungen immer blau und voller Sonnenstrahlen.

Jetzt sehe ich zu Lucas hoch. »Pommes frites aus meiner Achtzigerjahre-Fritteuse zu essen, ist kein Grund, nicht erwachsen zu werden, Luke.«

»Ja, ich weiß, es ist nur ...« Er nimmt eine Hand aus der Hosentasche und fährt sich damit durchs Haar. »Manchmal vermisse ich das, nehme ich an, du nicht? Jung und albern und betrunken zu sein, und dass du mich auf deinem Sofa weckst, mit Spiegeleiern und Pommes frites und diesem dicken Weißbrot, das du immer von dieser seltsamen Bäckerei-Schrägstrich-Taxizentrale neben deiner Wohnung geholt hast.«

»Ned's.«

»Ned's«, lacht Lucas. »Der gute alte Ned und seine Unfähigkeit, sich zwischen zwei Karrieren zu entscheiden.«

»Und weißt du noch, das Ketchup? Dieses billige, radioaktive Ketchup.«

»Ja«, grinst Lucas. »Essig im Grunde. Echt krass, das Zeug.«

»Wir verwenden es im Hotel.«

Lucas' Kopf schnellert herum, seine Augen über dem Rand der Sonnenbrille eben noch sichtbar. »Im Ernst? Ich dachte, das Clarice wäre ein Fünfsterneladen.«

»Vier«, sage ich. »Aber das Ketchup ist trotzdem das billigste, das sie kriegen können. Zwei Jahre, und es wird von Woche zu Woche noch mehr neonfarben.«

Lucas lacht und streckt eine Hand aus, die in meinem Kreuz landet, um mich um eine Gruppe Teenager herumzulotsen, die uns auf dem Gehsteig entgegenkommen, Surfbretter unter den hageren Armen. Es sind Momente wie diese, in denen ich verstehe, warum Leute uns in der Vergangenheit fälschlicherweise für ein Paar gehalten haben. Lucas geht zum Spaß immer darauf ein, wenn das passiert.

»Diese zwei Jahre sind wie im Flug vergangen«, sagt Lucas. »Ist es total beschissen?« Er lässt die Hand wieder sinken, als die Teenager vorbei sind. »Ich meine, ist dir langweilig?«

»Von dem Job?«, frage ich. »Nein, er ist gut. Ich meine, ich habe mit Sicherheit nicht erwartet, nach zwei Jahren noch immer dort zu sein, aber die Leute sind richtig nett. Ich habe mich letzten Monat trotzdem bei einer Personalagentur angemeldet.«

»Das ist ja toll«, sagt Lucas.

»Es ist nicht so, dass die Arbeit mir keinen Spaß macht. Aber es ist nur ... «

»Es ist Kellnern in einem Hotel?«

Ich weiß nicht, warum, aber die Art, wie er es sagt, fühlt sich wie ein Schlag in die Magengrube an. Auf einmal fühle ich mich zusammengeschrumpft, wie ein winziger Punkt, hier an diesem wunderschönen Ort, neben Lucas in seinem Designerhemd, verlobt, Wochen nachdem er eines der größten Projekte unterschrieben hat, die seine Firma je in Auftrag genommen hat.

»Eigentlich wollte ich sagen, ich hätte gern ein bisschen mehr Geld. Ich möchte mir wieder meine eigene Wohnung leisten können.«

»Ah. Na klar«, sagt er, den Blick zum Boden gerichtet. »Aber du wirst bestimmt etwas Besseres finden, Em. Du hast jede Menge Büroerfahrung nach all den Jahren im Fotostudio. Und ich kann jederzeit mit Dad reden.«

»Worüber?«

Lucas zuckt mit den Schultern. »Na ja, er hat haufenweise Freunde in London, die ihre eigenen Firmen haben. Ich bin sicher, wenn ich Dad deinen Lebenslauf schicke, könnte er ein paar Anrufe tätigen.«

»Ich will eigentlich nicht nach London, Luke.«

Lucas verzieht das Gesicht, und drei gewellte Dünen malen sich auf seiner Stirn ab. »*Warum* denn nicht?«

»Ich glaube, ich würde es nicht packen, jeden Tag zu pendeln«, antworte ich. »Ich glaube, das bin nicht ich.«

»Und Kellnern in einem Hotel, das bist du, oder ... «

»O mein Gott.« Ich bleibe auf dem Gehweg vor einem offenen, belebten Café wie angewurzelt stehen. »Hör dir das an.«

»Was? Was ist denn los?«

»Dieser Song. Ich glaube, ich habe ihn noch *nie* irgendwo in der Öffentlichkeit gehört. Erinnerst du dich nicht?«

Ich mich schon. Ich erinnere mich genau, wo ich war, als ich diesen Song zum ersten Mal hörte. Die CD kam eines Morgens an, bevor ich zum College fuhr (im Gegenzug für die sechs Beutel Milky Way Magic Stars, die ich Lucas zwei Wochen zuvor geschickt hatte), und ich hörte sie mir im Bus an, auf meinem Discman, während die Sonne durch das trübe Fenster hereinfiel und meine Haut erhitze. Ich hatte an dem Tag zwei Kurse mit Georgia und ihren Freunden – einem Mädchen und zwei ständig grinsenden Jungen –, aber ich hörte mir den Song den ganzen Tag über auf Repeat an. Diese CD gab mir Halt. Wie Arme, die sich um mich legten, wie eine Hand, die meine drückte, rief sie mir in Erinnerung, dass ich nicht allein auf der Welt war.

Lucas lächelt mich verwirrt an und schüttelt langsam den Kopf. »Ich kann dir nicht folgen, Em.«

»Im Ernst? Du hast ihn auf eine der CDs gebrannt. Die *Liebes-Luftballonmädchen*-CDs.«

»O Gott, natürlich. Ja.« Er lacht, und dann klopf er mir mit einem Finger an die Stirn. »Du und dein Elefantengedächtnis. Bestimmt weißt du auch noch ... «

»Volume 2, Track 5«, antworte ich, und Lucas sagt: »Ich wusste es.«

Mix-CD. Vol. 2

Liebes Luftballonmädchen,

Track 1. Weil dein Dad vermutlich bei Whitesnake war.

Track 2. Weil du schnaubst, wenn du lachst.

Track 3. Weil du gesagt hast, du hättest noch nie von dem hier gehört.

Track 4. Weil nichts von dem, was dir passiert ist, deine Schuld ist.

Track 5. Weil ich dich in Berck zum Tanzen hätte auffordern sollen.

Luftballonjunge
X

Kapitel 8

Es war hier, in Amanda und Jean Moreaus Küche, als mir klar wurde, dass ich in Lucas verliebt war. Vor sechs Jahren, zwei Wochen vor Weihnachten. Wir waren mit Lucas' Freund von der Arbeit ausgegangen, zu einem Dinner und ein paar Drinks. Der Freund hatte gekündigt, um sich selbstständig zu machen, und nach jahrelangen Versuchen mit künstlicher Befruchtung kürzlich erfahren, dass er und seine Frau ein Baby erwarteten. Er hielt eine kleine Rede in einem dunklen, mit Velours tapezierten Raum, den er in einer örtlichen Weinbar angemietet hatte, und Lucas übersetzte danach Teile davon für mich und sagte: »Hör gut zu, Deirdre Barlow, hier könntest du etwas lernen.«

Wir nahmen ein Taxi nach Hause, aufgekratzt, aber nicht betrunken. Es ging ein solch heftiges Gewitter nieder, dass wir ins Haus seiner Eltern flüchteten, da wir nicht eine Minute länger draußen bleiben und die kurze, aber sintflutartige Strecke zum Gartenhaus hinunterlaufen wollten. Wir flüsterten, schlichen auf Zehenspitzen durch die riesige, matt erhellte Küche wie Teenager, die zu spät nach Hause kommen, lachten, machten voreinander *Psst*, kochten Kaffee und versuchten, nicht mit den Kekspackungen, die Lucas aus dem Küchenschrank holte, zu rascheln, um seine Eltern nicht zu wecken.

An den glatten schwarzen Marmor des Frühstückstresens gelehnt, standen wir einander gegenüber, die Haare vom Regen zerzaust, die Wangen gerötet von der Kälte, und ich sah zu, wie er schlürfte und aß und mich ansah, mit seinen grauen Augen und goldblonden Wimpern und der Handvoll Sommersprossen auf der Nase und den Wangen, und ich fühlte es. Diesen Sog. Dieses Ziehen in meinem Magen, flau, wie Übelkeit, wie Aufregung und Angst, alles zusammengeballt zu einer einzigen kribbelnden, knisternden Kugel

in meinem Magen. Und es überrumpelte mich. Ich stand genau dort, ihm gegenüber, in der Stille der Küche, während der Regen gegen die Scheiben prasselte, aber die Erkenntnis fühlte sich an, als wäre ich quer durchs Zimmer geschleudert worden. Ich wusste es. Ich wusste es in genau diesem Augenblick.

Er lächelte mich an, sein puderblaues Hemd von Regentropfen gesprenkelt. »Wo bist du, Emmie Blue?«

»Nirgends«, sagte ich und schluckte, während die einschüchternde Totenstille des Hauses mich drängte, es ihm zu sagen. »Nichts.«

»Bist du sicher?«

Ich nickte einmal kurz, zögerte. »Diese ... Rede«, sagte ich stattdessen, während meine Hände um den warmen Keramikbecher allmählich auftauten. »Patrice' Frau, wie sie geweint hat. Das geht mir nicht aus dem Kopf.«

Lucas stellte seinen Kaffeebecher ab und stützte die Unterarme auf den Tresen. Er ballte die Hände, und die silberne Armbanduhr an seinem Handgelenk rasselte auf dem Marmor. »Dieser poetische, kitschige Teil? Wie sie sich kennengelernt haben?«

»Genau«, antwortete ich. »Wie sie sich schon als Kinder kannten, aber trotzdem zwanzig Jahre gebraucht haben, um einander wiederzufinden.«

»Oh, ja.« Lucas lächelte warmherzig, und das Licht spiegelte sich in seinen Augen. »Und zwei Ehen. Das muss man sich mal vorstellen. Du hast diesen einen Menschen, der für dich bestimmt ist, schon kennengelernt, als du zwölf warst, aber zwanzig Jahre vergehen, bis du es begreifst. Irgendwie deprimierend.«

»Doch das Warten hat sich gelohnt.«

Er nickte, den Blick auf mich geheftet. Und in diesem Moment, zum ersten Mal während unserer ganzen Freundschaft – in deren Verlauf wir nebeneinander geschlafen, uns Handtücher durch angelehnte Badezimmertüren gereicht haben und ich seine Freundinnen kennengelernt habe –, ihm gegenüber an diesem Tresen, fühlte ich mich ihm unerträglich nahe. Weil ich wusste, dass

ich ihn liebte ... schon immer geliebt hatte. Und es war ausgeschlossen, ihm das zu sagen.

Sieben Wochen später lernte ich Adam kennen, meinen ersten »richtigen« Freund, und drei Wochen danach begann Lucas, mit einer Frau von seiner Arbeitsstelle zu gehen. Seine erste Freundin (in jenem Jahr). Und ich war richtig erleichtert. Es war eine Ausrede, um nichts sagen zu müssen. Um es hinunterzuschlucken, als wäre es etwas, was ich ganz hinten in den Kleiderschrank stopfte, um dann rasch die Tür zu schließen, bevor es mir wieder entgegenspringen konnte. Und es klappte, zumindest für eine Weile. Vielleicht war das der Grund, weshalb ich mich so schnell in die Beziehung mit Adam stürzte – er betäubte die Sehnsucht, lenkte mich davon ab, mich richtig mit den Gefühlen befassen zu müssen, die an jenem verregneten Abend an dem Küchentresen irgendwo in mir herumpurzelten.

Heute Abend ist genau derselbe Küchentresen, über den ich mich vor sechs Jahren lehnte, mit funkelnden Platten und Kuchenständern voller cremiger, köstlicher Desserts beladen, jedes selbst gemacht von Lucas' Mum, die kürzlich ihr erstes Jahr an einer renommierten französischen Kochschule abgeschlossen hat. Sie gibt eine Dessertparty – etwas, das lässig und flippig klingt, tatsächlich aber eher wie ein privates Black-Tie-Event aussieht.

»Es ist das Karamell, bei dem ich immer wieder ins Stolpern gerate«, sagt Amanda in diesem Moment zu ihren Nachbarn Ian und Athena, Exil-Engländer wie die Moreaus und die letzten Gäste, die heute Abend eintreffen. »Ich glaube, das ist eines dieser Dinge, Athena, die man nur kurz aus den Augen lässt, und schwupp, schon sind sie ruiniert. Wie Marmelade. Wie Béchamelsoße.«

»Also, ich finde, du bist ein Naturtalent«, erwidert Athena, einen winzigen weißen Teller in ihrer manikürten Hand. »Ich wüsste gar nicht, wo ich anfangen sollte. Du, Ian?«

»Oh, aber ich bin nur ein Lehrling«, lacht Amanda, und um ihre Augen bilden sich die gleichen Fältchen wie bei Lucas, wenn er lacht. »Habt ihr die hier je gekostet? Die sind mit *Rosenwasser*

gemacht, Ian. Selbst wenn du kein Fan von Rosenwasser bist, ich muss darauf bestehen, dass du sie kostest. Na los. Mund auf. So ist's recht.«

Ich stehe ein paar Schritte entfernt, an der Küchenspüle, ein Glas Wein in der Hand. Es sind weitaus mehr Leute hier, als ich erwartet habe – auch wenn ich nicht weiß, warum mich das so überrascht. Die Moreaus *lieben* Partys – schon immer –, und jede einzelne, die sie geben, selbst die lässig klingenden, sieht aus wie die Art Partys, die ich als Kind immer im Fernsehen gesehen habe. Teller mit warmen goldgelben Kanapees, winzige Auflaufförmchen mit Oliven und öligen Antipasti und Leute in Hemden und High Heels und Geschenke, die an der Tür überreicht werden und die auch auf einem Hochzeitsgabentisch nicht fehl am Platz wären. Es gibt sogar neonfarbene Cocktails, geschüttelt und gemixt und eingeschenkt von einem Mann, der von einem örtlichen Cateringunternehmen engagiert wurde.

»Ich wollte eigentlich ein T-Shirt tragen«, habe ich Lucas vor einer Weile zugeflüstert. »Ich habe mich letztendlich nur für diese Bluse entschieden, weil das T-Shirt einen Nutellafleck hatte, der ziemlich zweifelhaft aussah.«

»Du weißt doch, wie Mum und Dad sind.«

»Luke, diese Frau dort drüben trägt *Perlen*.«

»Sie ist eine Bürgermeisterin.«

»Natürlich ist sie das.«

»Was denn?«, kicherte Lucas.

»Nur die Familie und ein paar Freunde, hat deine Mum gesagt. Ein *kleines geselliges Beisammensein*. Rosie hatte so etwas letzten Monat, und wir waren ganz aus dem Häuschen, weil es die schicken Dips von Marks & Spencer gab und ihr Nachbar mit dem Schnurrbart tatsächlich gekommen ist.«

Lucas lachte in sein Glas Orangensaft. »Ich werde später darauf bestehen, dass du mir mehr von dem Nachbarn mit dem Schnurrbart erzählst«, sagte er, »aber jetzt muss ich los und Marie abholen.«

Und seitdem stehe ich da und warte darauf, dass Lucas wiederkommt. Ich kenne niemanden sonst (abgesehen von Jean und Amanda) gut genug, um mich in ein Gespräch zu drängen. Die einzige Person, die mich angesprochen hat, ist die perlenbehängte Bürgermeisterin, und als ich ihr zu erklären versuchte, dass ich ihr entsetzlich lautes, übertriebenes Englisch, das wie ein Neandertaler-Dialekt klingt, nicht verstehen würde, lachte sie verwirrt und ging weiter, wobei sie noch einmal über ihre Schulter blickte, vermutlich, um sich zu vergewissern, dass ich nicht im Begriff war, sie mit einer Keule zu überfallen. Doch obwohl ich niemanden kenne, fühle ich mich hier wohl. Es ist, in gewisser Weise, wie ein zweites Zuhause; beständiger als jedes andere Zuhause, das ich je hatte, ehrlich gesagt. Mein Zimmer im Fishers Way fühlt sich eigentlich noch nicht wie ein richtiges Zuhause an, und die Wohnung, in der ich mit Adam gelebt habe, hat das irgendwie auch nie geschafft. Aber hier kann ich mich selbst bedienen. Hier kümmert man sich um mich. Und vielleicht ist das der Grund, weshalb es sich mehr wie ein Zuhause anfühlt als jeder andere Ort in meinem bisherigen Leben. Vielleicht ist Zuhause gar kein Ort, sondern ein Gefühl. Das Gefühl, dass man behütet und verstanden wird. Dass man geliebt wird.

»Also, müssen wir es nur anstarren, oder dürfen wir es tatsächlich essen?«

Ich erkenne die Stimme, noch bevor ich mich umdrehe, und es ist, als ob mein Körper es auch täte, denn meine Gliedmaßen versteifen sich unwillkürlich, und meine Haut kribbelt. Ich drehe mich um. Eliot. Eine grüne Bierflasche in der Hand, an die Brust gedrückt, den Mund zu seinem typischen neckenden Lächeln verzogen.

»Oh. Hi.«

»Es *ist* doch eine Dessertparty, oder? Bis jetzt hat niemand irgendetwas angerührt.«

Ich zeige mit meinem Glas zu dem Tisch auf der anderen Seite der Küche. »Ich glaube, im Moment sind alle mit den Kanapees beschäftigt. Und dort drüben gibt es auch Salate ... «

»Ja, entschuldige, ich habe heute Abend keine Lust auf Grünzeug. Aber Gebäck. Das ist etwas anderes.« Eliot lächelt, und seine dunklen Augenbrauen heben sich zusammen mit seiner Bierflasche, als wollte er anstoßen. »Schön, dich zu sehen, Emmie. Wie geht's denn so?«

Es fällt mir schwer zu glauben, dass Lucas, Eliot und ich uns früher einmal so nahestanden. Ich erinnere mich noch immer an den Tag, an dem Lucas mir von Eliot erzählte. Es war bei einem unserer frühen Telefonate, nur ein paar Wochen nach jener ersten E-Mail.

»Ja, ich habe einen Bruder. Eliot«, sagte er. »Knapp drei Jahre älter als ich.«

»Ich habe mir immer einen Bruder oder eine Schwester gewünscht«, meinte ich, und Lucas erzählte mir, dass sie verschiedene Väter hätten. Jean und Amanda kamen zusammen, nachdem Eliots Vater, John, ein Jahr zuvor verstorben war. Jean und Amanda arbeiteten zusammen – und sie wurde rasch mit Lucas, einem Überraschungsbaby, schwanger. »Ich vergesse immer, dass er ein Halbbruder ist«, sagte er stolz durchs Telefon. »Er ist mein bester Kumpel.«

Und so war es auch. Sie machten alles zusammen, damals, und wenn ich zu Besuch kam, gingen wir fast überallhin zu dritt. Eliot, als der ältere Bruder und Besitzer eines Führerscheins, bevor einer von uns beiden einen hatte, fuhr mit uns meilenweit – zum Strand, zum Park, zu Partys, wobei wir alle laut und schlecht zu seiner stets bis zum Anschlag aufgedrehten Autostereoanlage mitsangen.

»Danke, gut«, sage ich jetzt zu Eliot. »Und wie geht's dir? Bist du allein gekommen?«

»Gut«, nickt er, eine Hand an den dunklen Stoppeln an seinem Kinn. »Und nein, nein. Meine Freundin Ana ist hier.« Er reckt den Hals, sucht den Raum nach ihr ab. »Irgendwo.«

Ah. Ja. Ana. Die neue Freundin. Eliot wurde vor ein paar Jahren geschieden, und offenbar war Ana seine Scheidungstherapeutin.

»Das muss man sich mal vorstellen«, sagte Lucas vor ein paar Wochen, »jemandem die dunkelsten Winkel deines Verstandes zu

zeigen, dabei zu heulen wie ein Schlosshund und in Taschentücher zu rotzen wegen deiner gescheiterten Beziehung, und dann verliebst du dich in *das*.«

»Der Traum schlechthin«, meinte ich. »Jemand, der dich trotz und wegen all der falschen und beschissenen Dinge in deinem Leben liebt.«

Lucas schüttelte den Kopf. »Na ja, *schon*, aber deine Therapeutin zu vögeln? Nein, vielen Dank, Em.«

»Und, wo ist Luke?«, fragt Eliot, die breiten Schultern entspannt, eine Hand in die Jeanstasche gesteckt. *Verlottert*. So bezeichnet Lucas Eliot, und auch wenn ich mir nicht sicher bin, ob ich diesem Ausdruck beipflichten würde, ist er es verglichen mit Lucas vermutlich doch. Während Lucas stets adrett aussieht – glatt rasiert, die Haare gestylt und dunkel gegelt –, bekommt man Eliot nie ohne eine Handvoll Stoppeln am Kinn zu Gesicht, und er sieht immer so aus, als ob er auf dem Weg wäre, den Auftritt einer Band in Camden Town anzusehen. Jeans, T-Shirt, Converse, manchmal ein Hut. Auch heute Abend wirkt er so, abzüglich des Huts und zuzüglich eines dunkelblauen Blazers.

»Er holt Marie ab«, antworte ich. »Sie hat heute keinen Wagen oder so.«

»Ah. Die Verlobte.«

Ich sage nichts, nicke nur, aber er sagt auch nichts. Er beobachtet mich, wartet auf eine Reaktion.

»Ja«, sage ich. »Aufregend, oder?«

»Ach ja?« Er zieht verblüfft die Augenbrauen hoch, als hätte er erwartet, dass ich etwas anderes sage. »Mum hat erzählt, du bist die Trauzeugin.«

»Ja«, antworte ich, »die bin ich. Und du bist ... «

»Bruder des Bräutigams?« Ein Grinsen umspielt seine Mundwinkel.

»Genau«, sage ich. »Aufregend.«

Das Grinsen ist noch immer da. »Ja. Hast du schon gesagt.«

Wir trinken beide, und das Schweigen dehnt sich zwischen uns aus wie ein Gummiband. Es hat mich innerlich zerfressen, vor langer Zeit einmal, dass Eliot und ich von Freunden zu Leuten wurden, die kaum noch ein Gespräch in Gang halten konnten. Ich lag nachts wach und quälte mich, indem ich Erinnerungen wie Filmclips in meinem Kopf ablaufen ließ: wie Eliot und ich am Esstisch hysterisch lachten, wenn Jean Lucas wegen seines Fluchens beim Essen zurechtwies; wie Eliot sich ein Taschentuch an die Nase hielt, eine Hand an die Brust gedrückt, und gespielt schluchzte, während er mir an der Fähre zum Abschied winkte; wie Lucas so tat, als würde er ihn trösten, und die beiden sich aneinander festklammerten, als würden sie ihren Ehemännern winken, die in den Krieg zogen. All die Male, die ich nicht schlafen konnte und um Mitternacht in den Garten hinausschlich, um ein bisschen frische Luft zu schnappen, nur um dort auf Eliot zu stoßen, der, über sein Telefon gebeugt, einer Freundin eine Nachricht schrieb oder, mit den Kopfhörern im Ohr, leise vor sich hin sang. »Willkommen im Klub der Schlaflosen«, witzelte er dann immer. »Such dir eine Lebenskrise aus, über die du nachgrübeln kannst, und nimm Platz.« Eine Zeit lang vermisste ich Eliot schmerzlich. Aber ich hielt mir vor Augen, dass es seine Schuld war, wenn keine neuen Erinnerungen mehr geschaffen wurden. Und das verwandelte dieses Vermissen in Wut, die schließlich zu einer Art Gleichgültigkeit vergärrte. Ich hatte Eliot nicht mehr, aber ich hatte Lucas. Und er war der einzige Freund, den ich brauchte.

»Ein bisschen verrückt ist das schon«, sagt Eliot jetzt. »Nicht dass ich es beurteilen kann, aber ... Ich weiß nicht, es ist ... «

»Schnell?«, schlage ich vor, und er neigt den Kopf und nickt.

»Ja, ich nehme an, das habe ich gemeint«, sagt er. »Doch das ist eben Luke, oder? Ohne Plan und Ziel. Denkt, es ist etwas, das er tun sollte, weil alle anderen es auch tun.« Ich sage nichts. »Ich meine, ich bitte dich«, fährt Eliot fort und beugt sich zu mir vor. »Das hatten wir doch schon mal. Auf der Uni hat er sich mit diesem armen Mädchen verlobt. Holly.«

»Aber damals war er fast noch ein Kind.«

Eliot neigt den Kopf, als wollte er sagen: »Ja, aber trotzdem.«

Ich sehe mich um, um mich zu vergewissern, dass uns niemand belauscht, aber ich reagiere nicht. Ich will es tun. Ich will ihm beipflichten und die Liste um noch viele andere Dinge ergänzen – wie zum Beispiel damals, als Lucas eine Rucksackreise unternahm, weil ein paar Freunde von der Universität es auch taten, und nach vier Wochen zurückkehrte, weil er »Hostels nicht packt«, und wie damals, als Lucas bei Joanna einzog, der Anwältin, die zehn Jahre älter war als er, und das, nachdem er sie erst sechs Wochen kannte, nur um fünf Wochen später wieder auszuziehen ... Aber ich tue es nicht, denn Lucas ist mein Freund, und Eliot, mit zweiunddreißig geschieden, ist vermutlich eifersüchtig. Ich wäre es vielleicht auch, an seiner Stelle. Und die Wahrheit ist, ich vertraue Eliot nicht. Das kann ich nicht. Ja, es ist jetzt elf Jahre her, der Abend von Lucas' und meinem neunzehnten Geburtstag, aber er hat sich nie für das entschuldigt, was er getan hat. Er war der Grund, weshalb wir drei nie wieder auch nur einen einzigen Autoausflug zusammen unternommen oder unter einer Decke aneinandergekuschelt Filme gesehen und Jeans Bier, in Kaffeebechern versteckt, getrunken haben. Er hat das Vertrauen gebrochen, das wir zwischen uns dreien aufgebaut hatten.

»Ja, na ja, Marie ist anders«, sage ich. »Sie ist entzückend. Wirklich.« Und das ist sie tatsächlich. Trotz allem, gegen meinen Willen und obwohl das Herz in meiner Brust kurz vor dem Zerreißen ist, ist es unmöglich, irgendetwas anderes über sie zu sagen.

»Ja, nein, versteh mich nicht falsch«, erwidert Eliot. »Ich dachte nur ... Na ja, ich glaube jedenfalls nicht, dass ich mir schon einen Anzug kaufen werde. Ich meine ... «

»Kanada«, schneide ich ihm das Wort ab. »Lucas sagt, du hast ein Jahr in Kanada gelebt. Gearbeitet. Wie war das denn?«

Eliots Augen verengen sich ein klein wenig angesichts meines plötzlichen Themawechsels, aber er geht darauf ein. »J-ja, bei einem Freund. Mark. Er ist Schreiner, in derselben Branche wie ich, und er

hatte jede Menge Arbeit dort drüben. Und ehrlich gesagt musste ich mal weg.«

»Deine Scheidung.«

»Ja«, sagt er nüchtern. »Perfekter Ort, wirklich, um den Kopf wieder über Wasser zu kriegen. Es ist schön dort, wo Mark lebt. Still. Weit genug entfernt von allem, um das Gefühl zu haben, dass man wirklich weg ist.«

»Vermisst du es?«, frage ich, und er nickt.

»Ja. Ehrlich gesagt spiele ich mit dem Gedanken, bald dorthin zurückzugehen. Mark ist dabei, sich selbstständig zu machen ...« Und in diesem Moment taucht Ana auf. Ich erkenne sie von einem Foto wieder, das Amanda Ende letzten Jahres auf Facebook hochgeladen hat, einem Foto der ganzen Familie bei einem Ausflug zu Jeans sechzigstem Geburtstag. Hochgewachsen, herzförmiges Gesicht, breites Lächeln. Eines, das bei meinem Anblick rasch schwindet.

»Hey«, sagt Eliot, und Anas Hand schlängelt sich um seine Schulter und kommt flach auf seiner Brust zu ruhen. »Ana, das hier ist Emmie.«

»Emmie?«, sagt Ana mit versteinelter Miene. »Lucas' Emmie?«

»Ja«, erwidere ich. Mein Lächeln ist breiter als sonst, als wollte ich auch auf ihre Lippen wieder eines locken, aber sie reagiert nicht darauf. Ich strecke die Hand aus. Sie ergreift sie, als wäre sie glitschig, und lässt sie dann sinken.

»Freut mich, dich kennenzulernen«, sage ich, aber sie antwortet nur mit einem »Ja« und wendet sich ab, um Eliot auf Französisch etwas zuzuflüstern. Seine Wangen röten sich, und er sieht mich an, mit einem verlegenen Glänzen in den Augen.

»Emmie, wir müssen kurz ein paar Freunde begrüßen, aber ...«

Ana redet wieder irgendetwas dazwischen, was ich nicht verstehe, zieht an seiner Schulter, und als Eliot den Mund aufmacht, um noch mehr zu sagen, erlöse ich ihn aus seinem Elend.

»Dann bis später. Ich denke, ich werde mal ein bisschen Grünzeug essen«, sage ich und verschwinde in die

entgegengesetzte Richtung. Gleich und Gleich gesellt sich gern, heißt es doch so schön, oder? Ich bin mir nicht sicher, ob ich je erwartet habe, dass Lucas' Bruder mit einem Biest geht, aber die Kalte Ana und der Eifersüchtige Eliot gehören zusammen, daran besteht kein Zweifel.

Ich schlendere zwischen den Gästen, in Wolken aus Parfüm und süßem Weinatem, hindurch, und dann stehe ich da und esse in Balsamessig getränkte Tomaten von einem kleinen Teller. Ich beobachte Eliot und Ana, die sich mit großen Kulleraugen ansehen, die Finger an den Seiten ineinander verhakt, und auch Jean, der jedem, der gewillt ist zuzuhören, stolz von Amandas Backkünsten erzählt. Ich lasse den Blick durch den Raum schweifen, von einem glücklichen Paar zum nächsten glücklichen Paar zum nächsten glücklichen Paar, und ... *Ich kann das, oder?* Kann ich die beste Trauzeugin für Lucas sein, positiv bleiben und darauf vertrauen, dass es letztendlich so geschehen wird, wie es vorherbestimmt ist? Vielleicht werden sie sogar heiraten. Gott. Das *könnten* sie. Aber ich nehme an, ich muss einfach weiterhin Vertrauen haben. Vielleicht werden wir so enden wie Patrice und seine Frau. Vielleicht werden wir – na ja, wenn, dann er – zwanzig Jahre und zwei Ehen brauchen, um es zu begreifen. Dass ich es bin. Dass wir es sind.

Ich stelle den leeren Teller in die Spüle und gehe in die Diele, auf das kleine, niedrige Klokämmerchen unter der Treppe zu, als die Haustür klickt und aufgeht. Lucas und Marie stehen im Türrahmen, und Lucas fummelt mit einer Hand den Schlüssel aus der Tür, während er mit der anderen ihre umklammert hält. Der Ring an Maries Finger funkelt wie der juwelenbesetzte Kronleuchter in der Diele.

»Emmie!« Sie lässt Lucas' Hand los und breitet ihre schlanken, sonnengebräunten Arme aus. »Du bist hier! Wollen wir uns setzen? Wir haben so viel zu bereden. Oh, du siehst so *schön* aus!«

»Du auch.« Ihre Arme umschlingen mich, ihre warme, parfümierte Wange drückt sich an meine. »Du siehst entzückend aus. Wirklich.«
Unmöglich. Unmöglich, sie irgendetwas anderes zu nennen.

Kapitel 9

An: Emmie. Blue@gmail. co. uk

Von: Hina@recruitment1 .com

Datum: 25/06/18

Betreff: Stelle als Büroangestellte bei der Schulberatung

Liebe Emmie,

ich habe mich gefragt, ob Sie vielleicht an einer Stelle interessiert wären, die an einer örtlichen Sekundarschule frei geworden ist. Ich weiß, Sie sagten, Sie würden es vorziehen, nicht in einem schulischen Umfeld zu arbeiten, aber ich fände es angesichts Ihres Studiums im Bereich Aus- und Weiterbildung im vergangenen Jahr und Ihrer Büroerfahrung schade, ein solches Stellenangebot nicht an Sie weiterzuleiten. Das Gehalt ist ebenfalls sehr attraktiv.

Möchten Sie, dass ich ein Vorstellungsgespräch arrangiere?

Mit freundlichen Grüßen

Hina Alvi

Personalberaterin

Lachen ist universell. Um Lachen zu verstehen, muss man nicht mehrsprachig sein.

Ich wartete eine halbe Stunde an der Bushaltestelle, ein Bus nach dem anderen fuhr vorbei, ohne dass Calais – oder sonst irgendein Ort, von dem ich je auch nur gehört hatte – darauf stand, und schließlich, nachdem dreißig Minuten lang unzählige Busse und unzählige Passagiere angekommen und abgefahren waren, stieg ich in den nächstbesten Bus und erklärte dem Fahrer in dem besten Französisch, das ich zustande brachte, ich müsse nach Calais.

Er lachte. Eine *Ewigkeit*. Als würde er für eine Neuaufnahme von *The Laughing Policeman* vorsprechen. »Gibt es nicht«, erklärte er mir schließlich unter seinem dichten schwarzen Schnurrbart hervor. »Nicht mehr.«

»Aber ich ... ich habe es gegoogelt«, entgegnete ich kläglich, und er hob die fleischigen Hände, als wollte er sagen: »Was soll ich machen, Lady?«

»Das ist alt«, brummte er. »Letzten Dezember, Einstellung des Betriebs. Nicht mehr. Sie nehmen ein Taxi nach Boulogne und dann den Bus. Oder Zug. Aber ...« Er klopfte auf das Glas seiner Armbanduhr und zuckte mit den Schultern. »Keine Zeit.«

Das war der Moment, in dem ich in Panik ausbrach; ich stand da, in heller Aufregung, das Gesicht feucht von Schweiß, bevor mir klar wurde, dass eine Busladung Leute mich anstarrte, als würde sie mich am liebsten ausweiden. Ich stieg aus und sah besiegt zu, wie die klapperigen Türen zuschlugen und der Bus davonrumpelte.

Es ist noch nie vorgekommen, dass Lucas mich hat hängen lassen, wenn ich zum Hafen gefahren werden muss. »Wollte dich nicht wecken, Em, aber ich musste zur Arbeit«, lautete seine Nachricht. Ich las sie mit verschlafenen Augen, nachdem ich eben erst aufgewacht war. »Verdammt Frederic. SCHON WIEDER. Der Typ ist ein Idiot. Du wirst selbst nach Calais kommen müssen. Ist das okay? Ich habe die Karte eines Taxiunternehmens in der Küche neben die Kaffeemaschine gelegt. Sie sind von hier. Zuverlässig. Es tut mir so leid. Schick mir eine Nachricht!«

Und obwohl es eigentlich nichts ist – es ist die Arbeit, da kann man nichts machen –, hatte ich trotzdem schwer damit zu kämpfen, das Rumoren in meinem Magen zu ignorieren, als ich seine Nachricht las. Die leichte Beklommenheit, als mir klar wurde, dass ich mir bis zum Zahltag kein Taxi leisten kann. Dieses flaue Gefühl, das mir sagte: »Jetzt, wo er verlobt ist, ändert sich alles, Emmie. Er hat nicht einmal mehr Zeit, dich zur Fähre zu bringen, so wie sonst immer.«

Es dauerte gut zehn Minuten, nachdem der Bus abgefahren war, bis ich mich geschlagen gab und unter der glühend heißen Sonne zurück zum Haus der Moreaus trottete, wo ich jetzt die Seitenpforte zum Garten weit geöffnet vorfinde. In der Ferne kann ich Eliot sägen und ein Radio dröhnen hören, und ich wünschte, ich könnte einfach diese Taxinummer wählen und die Fahrt bezahlen, egal, was es kostet, nur um nicht Eliots selbstgefälliges »Ich hab's dir ja gleich gesagt«-Gesicht sehen zu müssen. Er hat hier übernachtet, nach der Dessertparty, zum Glück ohne die Kalte Ana. Eliot ist Schreiner. Möbeltischler, um genau zu sein, wie er mich jedes Mal korrigierte, damals, als er bei einem hiesigen Möbeldesigner in der Lehre war. Und heute arbeitet er am Haus, nimmt einen verzierten Musikpavillon für Amandas und Jeans Garten in Angriff. Wir haben kaum ein Wort miteinander gewechselt, als wir heute Morgen auf der Terrasse Kaffee tranken; er sah nur kurz auf, als ich zur Bushaltestelle aufbrach, und nahm seine Staubmaske eben noch rechtzeitig ab, um mir zu sagen, er glaube nicht, dass noch irgendein Busbetrieb existiere.

»Um genau zu sein, geht in fünfzehn Minuten ein Bus«, verkündete ich, als ich an ihm vorbeiging, den Rücken durchgedrückt, die Sonnenbrille aufgesetzt, den Koffer in der Hand.

»Bist du dir sicher?«

»Oh, ja«, trällerte ich. »Gutes altes Google, eine tolle Erfindung.« Und Eliot zuckte mit den Schultern und sagte: »Cool. Na dann, man sieht sich.«

Jetzt sieht Eliot zu mir hoch, nicht überrascht, als ich mich auf einen Liegestuhl auf dem teppichartigen Rasen der Moreaus fallen lasse. Er hält inne, die Säge in der Hand, dann richtet er sich auf. Ich bekomme in der Hitze kaum Luft, aber Eliot sieht völlig entspannt aus, mit nichts als einer Jeans bekleidet, die Brust goldbraun, Sägemehl auf den weichen Härchen auf seinen Unterarmen. Er nimmt die Maske ab.

»Keine Busse«, keuche ich, während meine Wangen von einem Sonnenbrand pochen. »Alter Fahrplan.«

»Ja«, erwidert er. »Ich glaube, das habe ich gesagt.«

Ich nicke atemlos. Hier in Le Touquet sind es heute einunddreißig Grad, und die Luft ist drückend und schwer, wie Sirup.

»Musst du zum Bahnhof gebracht werden?« Eliot wischt sich mit einem Unterarm über die Stirn.

Ich zögere kurz, fächele meinem Gesicht Luft zu, aber es hilft nichts. »Ja.«

»Kein Problem. Wann geht deine Fähre?«

»Drei?«

Er sieht auf die braune Lederuhr an seinem Handgelenk. »Ich mache das hier fertig, und dann können wir in den Van springen. Okay?«

Scham kribbelt schmerzhaft in meinem Nacken hoch. Vielleicht, weil ich mir das Taxi nicht leisten kann. Vielleicht, weil ich mich auf Eliot verlassen muss.

»Ja«, sage ich. »Danke, Eliot.«

Er zuckt mit den Schultern, zieht sich die Maske wieder übers Gesicht und sägt weiter.

»Das heißt, Lucas hat es dir überlassen, selbst zum Bahnhof zu kommen«, sagt Eliot auf dem Fahrersitz. Er rückt seine rote Baseballmütze zurecht, die er verkehrt herum aufgesetzt hat. Kastanienbraune Haarbüschel schauen an den Seiten hervor.

»Es wäre kein Problem gewesen, wenn die Busse noch fahren würden.«

Eliot legt eine Hand in den Schoß, hält mit der anderen locker das Lenkrad. »Lucas lässt für seinen Boss alles stehen und liegen. Wie heißt er gleich wieder? Der Typ mit den Augenbrauen.«

»Frederic.«

Eliot nickt. »Genau der.«

»Na ja, er hat mir die Kontaktdaten eines Taxiunternehmens dagelassen und mir eine Nachricht geschickt, um ... «

»Und warum hast du dir kein Taxi gerufen?« Eliot sieht von der Straße weg und hebt die Schultern, als wollte er sagen: »Na?«

»Du, ähm, hast doch gesagt, es würde dir nichts ausmachen ... «

»Tut es auch nicht«, unterbricht er mich. »Kein bisschen, um genau zu sein. Es war nur eine Frage.« Er kichert vor sich hin und hebt eine Hand, als wollte er sich ergeben.

»Okay«, sage ich, und ich bin erleichtert, als er die Hand ausstreckt, um das Radio lauter zu stellen.

Der Van klappert, als er um eine Kurve biegt, und der Geruch von Teeröl und der Süße von frisch gesägtem Holz erinnert mich an damals, als ich anfang, Lucas und die Moreaus zu besuchen. Die Art, wie Eliot von der Arbeit bei seiner Lehrstelle kam, die Haare voller Staub, Lackflecken auf dem T-Shirt, und lächelnd Hallo sagte, bevor er hochging und sich dann zum Essen zu uns gesellte, mit nassen Haaren und frisch geduscht.

»Hübsches Gefährt«, pflegte Lucas zu sagen und zeigte lachend durchs Esszimmerfenster auf den Truck in der Kiesauffahrt, und Eliot sagte: »Immerhin habe ich ein Gefährt, Mann.«

»Immerhin klinge ich nicht wie ein Lumpensammler«, rief Lucas zurück und stieß mich mit dem Ellenbogen in die Seite, und Eliot beugte sich über den Tisch vor und sagte: »Frag Luke mal nach seinem Gefährt, Emmie. Sein BMX steht vor dem Haus. Wie weit kann er dich damit kutschieren, hm?«

Ich kicherte hinter meiner Brille, und Jean sah uns streng über den Rand seiner eigenen an. »Hört auf, Jungs. Esst das Abendessen, das eure Mutter gekocht hat, seid so lieb. Und Emmie, hör gar nicht auf die beiden.«

Ich liebte diese Abende. Es fühlte sich an, als wäre ich Teil einer Familie. Der Art Familie, die ich durch Fenster um Esstische oder vor Fernsehern sitzen sah, wenn ich im Winter im Dunkeln nach Hause ging, die Ränder der Fensterscheiben beschlagen vom Kochen und von knisternden Kaminen. Wie leicht wäre mein Leben, dachte ich oft, wenn Amanda meine Mum wäre und Jean mein Dad. Wenn dies der Ort wäre, an den ich Tag für Tag nach Hause käme.

»Entschuldige«, sagt Eliot jetzt über die Musik hinweg. »Ich wollte nicht neugierig sein. Du kannst zum Bahnhof kommen, wie immer du

willst. Taxi, Drache, Gleitschirm.« Er sieht mich von der Seite an und grinst. »Typ mit einem Van ... «

Ich lächele gezwungen. »Im Moment kann ich es mir nicht leisten. Ich habe dreizehn Pfund auf der Bank, die ich auf dem Weg nach Hause für Essen im Kühlschrank und vielleicht ein Sandwich auf der Fähre ausgeben wollte, und ich dachte, der Bus wäre viel billiger.«

Eliot nickt. »Na ja, Lucas hätte dir etwas Geld dalassen sollen, wenn ... «

»Er wusste es nicht«, unterbreche ich ihn. »Natürlich hätte er sonst ein schlechtes Gewissen, nachdem er mich gebeten hat hierherzukommen – und ich wollte es ja, auch wenn es gerade ein bisschen eng ist. Er hat mich gebraucht. Und ich will keine Almosen oder mir etwas borgen, daher ... « Ich lasse den Satz unvollendet, werfe einen Blick aus dem Beifahrerfenster. Der Himmel ist so blau, als wäre die Welt auf den Kopf gestellt worden und das Meer jetzt hoch über uns. Keine Wolken, nicht ein Fetzen. Nur endloses, regloses Blau. Die Art Himmel, denke ich, die meinem Luftballon geholfen hat, unversehrt den ganzen Weg hierher zurückzulegen.

»Tut mir leid, das zu hören, Emmie«, sagt Eliot. »Hast du ... Probleme mit der Arbeit?«

»Es sind eigentlich keine Probleme mit der Arbeit«, antworte ich. »Nur ... was halt so im Leben passiert. Ich habe mich ein bisschen verschuldet, vor ein paar Jahren, als ich versucht habe, eine Wohnung zu behalten, die ich mir nicht leisten konnte. Aber dann habe ich eine günstigere Bleibe gefunden, was wirklich hilft, und mein Job im Hotel ist zwar nicht sonderlich gut bezahlt, aber sie haben immer genug Schichten, und so bin ich allmählich wieder auf die Beine gekommen. Am Ende des Monats habe ich nicht viel übrig, aber es ist schon okay. Weitaus besser als früher.«

»Na, das ist ja gut«, sagt Eliot sanft. »Das Leben kann manchmal ganz schön beschissen sein. Überrumpelt uns aus dem Hinterhalt, wenn wir nicht hinsehen. Hält böse Überraschungen bereit, wirft uns aus dem Gleis ... «

»Das kommt ungefähr hin«, sage ich und muss lächeln. »Aber ich glaube, es passiert aus einem Grund.«

»Im Ernst?«

Ich halte inne, ziehe die Augenbrauen hoch. »Ja. Du nicht?«

Eliot lacht und reibt mit einer Hand über den Bartschatten an seinem Kinn. »Ähm, nein. Mit Sicherheit nicht«, antwortet er mit einem schiefen Lächeln. »Das alles ist einfach ... das Leben, oder? Unordentlich und chaotisch und aus heiterem Himmel, und wir müssen versuchen, unseren Weg darin zu planen und zu navigieren, so gut wir können.«

Ich sehe Eliot über meine Sonnenbrille hinweg an. »Das heißt, du glaubst nicht an das Schicksal? An glückliche Fügungen? Überhaupt nicht?«

»O Gott, nein«, sagt er, die rosigen Lippen zu einer Grimasse verzogen. »Ich meine, früher vielleicht. Als ich jünger war. Aber ... das Leben passiert, und man lernt, dass man einfach irgendwie damit klarkommen muss, oder? Das Beste draus machen. Mehr können wir nicht tun, oder? Zu glauben, dass irgendeine göttliche Macht uns den Rücken stärkt ... Ich meine, im Ernst, wie dumm muss man sein, um zu ... *Was denn?*«

»Woher willst du wissen, dass es keine göttliche Macht gibt?«, frage ich.

Eliot zuckt übertrieben mit den Schultern, Finger auf dem Lenkrad, einen sonnengebräunten Unterarm auf das offene Wagenfenster gelegt.

»Ich sage nur, ich glaube, wenn du deine Angelegenheiten nicht selbst in die Hand nimmst und dich stattdessen zurücklehnst und darauf wartest, dass irgendjemand – *irgendetwas* – sie für dich regelt, bist du irgendwie verloren.«

Ich starre ihn an. »Das heißt, es liegt an uns. Alles.«

»Ich nehm's an«, sagt er überzeugt. Dann sieht er mich an, ein leichtes Grinsen im Gesicht, und ergänzt »Obwohl, ich bin mir nicht sicher, ob es mir gefallen würde, dass du meine Angelegenheiten für mich regelst. Du hast deinen Weg nach Calais geplant, und sieh dir

an, was passiert ist. Du hast auch deine Busroute geplant, ich habe den kleinen Post-it-Zettel gesehen, den du bei dir hattest ...« Eliot lacht, streift mit den Zähnen über seine Lippe, und ich wundere mich, als mein Rücken sich versteift und ich in Abwehrhaltung gehe. »Der Glaube hat die Busse nicht dazu gebracht zu fahren, oder, Emmie Bl...?«

»Und dein Leben ist perfekt, nehme ich an«, fahre ich ihn an.

Eliot zögert. »Nein. Nicht wirklich. Aber es ist ganz nett, doch.«

»Na ja«, sage ich. »Schön. Schön für dich.«

Eliots Lippen öffnen sich, und er hält kurz inne, als könnte er nicht genau ergründen, ob ich einen Witz mache oder tatsächlich beleidigt bin, aber er entscheidet, besser nichts mehr zu dem Thema zu sagen.

»Lass uns, äh, noch ein bisschen Musik hören.« Er stellt das Radio wieder lauter.

Ich lehne den Kopf gegen die Kopfstütze, drehe das Gesicht zum Fenster und sehe zu, wie die grüne Landschaft in allen Farben des Meeres vorbeizieht. Ich wünschte, die Fahrt würde schneller vergehen. Es muss nett sein, du zu sein, will ich zu Eliot sagen. Aber der Glaube ist es, der mich dazu gebracht hat, in diesem Moment hier zu sitzen. Wenn ich nicht geglaubt hätte, dass bessere Dinge kommen würden, dass dieser ganze Schmerz aus dem einen Grund passierte, um mich stärker zu machen, dann wäre ich verschwunden. Mr. Morgan hätte gewonnen nach dem, was er mir am Abend des Sommerballs im IT-Raum angetan hat. Georgia und ihre ganzen Freundinnen hätten gewonnen – sie hätten mich aus dem College vertrieben, bevor das erste Jahr um war, mit ihren Geschichten darüber, dass ich lügen und eine Ehe zerstören würde, dass ich laut »Missbrauch« geschrien hätte. Und wo wäre ich dann gelandet? Der Glaube hat mich aufrechterhalten – hat mich vermutlich am Leben erhalten. Und der *gute alte Zufall* hat meinen Luftballon Lucas in den Weg geweht. Der Zufall hat mir meinen besten Freund beschert.

»Essen?«

»Entschuldigung?«

»Hast du Hunger?«, fragt Eliot. »Wir könnten hier anhalten. Wir haben jede Menge Zeit.« Er zeigt mit einer lässigen Handbewegung auf eine Reihe von Läden, ein Café und ein KFC jenseits des Fensters. »Kaffee? Mandelcroissant? Die magst du doch immer noch, oder?« Dann dämpft er die Stimme und raunt »*Chicken-Nuggets-Eimer?*«

»Nein, danke«, antworte ich, obwohl mein Magen vor Hunger knurrt. »Ich werde auf der Fähre etwas essen.«

»Sicher? Jean hat heute Morgen gesagt, das Essen dort schmecke ungefähr so, als würde man Menschenfleisch verzehren, weißt du noch?« Eliot zieht am Griff der Fahrertür, und sie klickt auf. »Andererseits hat er das auch von dem einzigen Beefeater-Restaurant gesagt, das wir je besucht haben.«

»Ich bin sicher, ich werde überleben. Meine Erwartungen sind weitaus niedriger als Jeans. Ich esse gern ein Fahren-Sandwich.«

»Wie du willst«, meint Eliot, rutscht vom Fahrersitz und schließt hinter sich die Tür.

Zwanzig Minuten später fahren wir in Calais an einem geschäftigen Taxistand vor. Ich schnalle mich los, und Eliot springt aus dem Van, um meine Tasche von hinten zu holen.

»Gute Reise, Emmie«, sagt er, reicht mir die Tasche und gleitet wieder auf den Fahrersitz. Ein Taxifahrer hupt laut, als Eliot von der Bordsteinkante losfährt, und ich hebe eine Hand, um ihm zum Abschied zu winken.

Auf der Fähre schicke ich Lucas eine Nachricht.

Ich: Hier ist eine Nachricht für den krausköpfigen Screech: Ich bin im Begriff, auf die Fähre zu gehen!

Lucas: Hey! Gut!

Lucas: Dem krausköpfigen Screech tut es wirklich leid, dass er dich nicht selbst hinbringen konnte.

Ich: Ich akzeptiere seine Entschuldigung (aber niemals seinen Anzug).

Lucas: Hahahaha.

Lucas: Schreib mir, wenn du gut zu Hause angekommen bist,
Em.

Ich: Mache ich x

Lucas: xxx

Die Fähre ruckelt, als sie schwerfällig aus dem Hafen ausläuft, und fast zeitgleich rumort mein Magen vor Hunger. Ich öffne das Seitenfach meiner Reisetasche, um mein Portemonnaie herauszuholen. Obenauf liegt eine weiße Papiertüte, oben zusammengefoldet, wie eine Naht. Darin: zwei noch warme Mandelcroissants.

Kapitel 10

Es gibt eine Sache an dem Leben hier im Fishers Way mit Louise, meiner wortkargen Vermieterin, die wirklich entzückend ist. Es ist das Aufwachen zu den tröstlichen Geräuschen eines Tages, der bereits begonnen hat. Ich bin keineswegs eine Langschläferin, aber Louise ist immer schon um sechs oder noch früher auf den Beinen, und an den meisten Tagen wache ich zu dem Klappern von Besteck, dem Kratzen eines Besens auf der Terrasse, den gedämpften Klängen des Radios aus der Küche – im Allgemeinen BBC Radio 4, manchmal Magic FM – oder dem Geruch von warmem Essen auf. Louise kocht viele Suppen und Marmeladen in riesigen Töpfen mit großen Griffen, neben denen sie dann steht, reglos bis auf ihre dünne Hand, die umrührt. Nachdem ich mich entschieden hatte, aus meiner Wohnung auszuziehen, war der letzte Ort, an dem ich enden wollte, ein Zimmer zur Untermiete in einem alten, vollgestopften, staubigen Haus wie diesem. Aber die meisten Dinge im Leben haben auch ihre guten Seiten, und aufzuwachen und sofort zu wissen, dass ich nicht allein bin, ist einer der Pluspunkte meiner Wohnsituation hier.

Heute Morgen, als ich die Schlafzimmertür öffne, um nach unten zu gehen, läuft das Radio – Radio 4 diesmal. Ein Dichter redet über die Industrielle Revolution, und ich erwarte, Louise wie üblich in der Küche anzutreffen, in ihrem flaschengrünen Polsterstuhl am Kopfende des Küchentischs, wo sie immer vor trüben Tassen Pfefferminztee und riesigen Kreuzworträtselheften sitzt. Aber als ich um die Ecke biege, um die Treppe hinunterzugehen, sehe ich ihren silbergrauen Kopf mit dem ordentlichen Dutt im Nacken. Sie sitzt auf der zweituntersten Stufe, die Hände auf den Knien.

»Louise? Louise, geht es Ihnen gut?«

Sie dreht sich um und blickt über ihre Schulter. Die Haut ihres Gesichts ist milchig weiß.

»Ich, äh, habe die Vase fallen lassen. Habe das Gleichgewicht verloren. Ich wollte die alten Blumen auskippen.« Louises Stimme ist kräftig und klar, so wie immer, aber das Zittern an den Rändern ihrer Worte entgeht mir nicht. Rasch laufe ich hinunter zum Fuß der Treppe und bücke mich, um die Vase aufzuheben. Ich stelle sie auf die Walnussabdeckung der Heizung, wo Louise immer einen Strauß frischer Lavendelzweige stehen hat. Neben ihren Füßen ist eine Wasserpflanze, die den braunen Teppich dunkel verfärbt.

»Ich hole ein paar Lappen.«

»Im oberen Schrank«, sagt Louise. »Neben der Spüle.«

Ich gehe durch zur Küche – sauber, aber voller Kram und noch aus den Siebzigern, mit hellgelben Einbauschränken und einem Linoleumboden aus dunkel- und hellbraunen Quadraten und Kreisen – und kehre mit einer Rolle Küchenpapier in die Diele zurück. Louise versucht, sich am Treppengeländer hochzuziehen, aber sie stöhnt, dann seufzt sie und bleibt, wo sie ist. Während ich auf dem nassen Teppich kauere, frage ich mich, wie lange sie schon dort auf den Stufen sitzt.

»Geht es Ihnen gut?«, frage ich.

Louise seufzt, ihr Atem geht abgehackt. »Ja. Wie ich bereits sagte, ich habe nur das Gleichgewicht verloren. Wäre um ein Haar gestürzt. Habe mich am Treppengeländer festgehalten und dabei die verdammte Vase fallen lassen.«

Ich presse ein paar Lagen Küchenpapier auf die Wasserpflanze.
»Na ja, besser die Vase als Sie, finde ich.«

Sie macht ein kehliges Geräusch, ein belustigtes Spötteln, als wollte sie sagen: »Ist das so?«, und schweigt ansonsten. In den achtzehn Monaten, die ich jetzt schon hier lebe, haben Louise und ich vermutlich nicht mehr als zwei Gespräche geführt, die länger als ein paar Minuten gedauert haben. Sie ist nicht unhöflich. Sie ist schroff. Das ist das richtige Wort für sie. Ich stelle mir vor, dass sie früher einmal die Leiterin einer reinen Mädchenschule war, oder

vielleicht eine Oberschwester in einem Krankenhaus. Sie sagt, was gesagt werden muss, ohne irgendwelche Füllsätze, denn Füllsätze würden nur jedermanns Zeit verschwenden. Kein »Hast du gut geschlafen?«, kein »Es heißt, dass wir einen Altweibersommer bekommen«. Nur: »Das hier muss erledigt werden«, und »Oh, hör auf zu jammern, es ist nur dein Rückgrat, das völlig hinüber ist. Akzeptiere es und mach weiter«.

»Du hast gar nichts zu Abend gegessen«, sagt Louise.

»Entschuldigung?«

»Gestern Abend. Du bist heimgekommen und sofort ins Bett gegangen, und ich habe bis eben keine Spur von dir gesehen.« Louise beobachtet mich, ihr Atem verlangsamt sich, und ihr Daumen und Zeigefinger spielen mit den klimpernden Ringen an ihrer Hand, lauter große bunte Steine und Zinn.

»Ach, ich war richtig müde.« Ich stehe auf und stecke die verstreuten Lavendelzweige zurück in die Vase. »Bin ins Bett gegangen und sofort eingeschlafen.« Die Wahrheit ist, ich bin gestern von Lucas nach Hause gekommen, ins Bett gegangen und konnte es nicht ertragen, etwas zu essen oder auch nur ein einziges Gesicht zu sehen. Irgendetwas war da an Eliot, was er über Zufall gesagt hat und wie er über mich gelacht hat. Irgendetwas an Lucas, wie er mich mit der Fahrt zum Hafen hängen gelassen hat. Irgendetwas an der Tatsache, dass ich mir das Taxi nicht leisten konnte. Gestern Abend habe ich mich gefühlt, als wäre ich wieder sechzehn. *Allein*.

»Und, wie war's?«

Ich sehe Louise verständnislos an.

»Frankreich«, sagt sie nur.

»Oh.« Ich knülle das nasse Küchenpapier in meiner Faust zusammen. »Es war nett. Wir sind Anzug-Shoppen gegangen. Lucas hat einen in Weiß anprobiert.«

»*Weiß?*« Ihre mausgrauen Augenbrauen heben sich, und ihre Mundwinkel wandern nach unten, als wollte sie sagen: »Das ist also, was die Jugend von heute für schick hält?«

»Es sah fürchterlich aus«, ergänze ich, und Louise seufzt auf, als verzweifle sie an der Welt, und sagt »Natürlich tut es das. Was hat er sich denn dabei gedacht?«

Ich weiß nicht, will ich sagen. Ich wünschte, ich wüsste es. Und ein Teil von mir will all diese Gedanken vor ihr ausbreiten, will ihr sagen, dass er meiner Ansicht nach einen Fehler macht, dass ich das Gefühl habe, er überstürzt diese Sache, dass es wie mit der Rucksackreise sein wird, wie mit den vielen voreiligen Beziehungen, die er früher hatte, und dass ich noch nie so kurz davor war, ihm zu sagen, was ich fühle. Aber die vierzehn Jahre währende Loyalität, die mir als bester Freundin eingimpft ist, hält mich davon ab. Denn wie könnte ich es wagen, es so hinzustellen, als ob es hier um mich ginge, während es ausschließlich um ihn gehen sollte? Und um Marie. Daher sage ich nichts. Egal, wie scharf Louise mich gerade beobachtet, mit weisen, wissenden Augen, die in ihren über siebenzig Jahren so vieles gesehen haben, dass sie wohl kaum etwas aus der Fassung bringen würde. Ich sage nichts und blicke mich stattdessen um – die Vase mit Blumen, die ordentlich auf der Abdeckung der Heizung steht, der Wasserfleck auf dem Teppich, der jetzt kaum noch zu sehen ist. »Na ja, die gute Neuigkeit ist, dass Ihre Vase es offenbar völlig unbeschadet überstanden hat.«

Louise nickt einmal kurz. »Ich nehme an, das ist immerhin etwas.«

»Brauchen Sie Hilfe?«, frage ich und sehe sie an.

»Nein. Ich komme schon zurecht.«

Ich will sie fragen, ob sie sich sicher ist, aber ich dränge sie nicht. Ich sage ihr nur, dass ich, falls sie mich braucht, bis elf zu Hause bin und dann zur Arbeit muss. Sie nickt, und ich gehe in die Küche, mache mir eine Tasse Tee und zwei Scheiben gebutterten Toast. Während ich ein Tablett herrichte, denke ich an die Doppelschicht, die ich heute vor mir habe – die Mittagsschicht und dann das Dinner –, und dass ich ein kleines Vergnügen für heute Abend plane, wenn ich zurückkomme. Das ist manchmal das Einzige, was mir hilft, den Tag zu überstehen, wenn meine Fußballen brennen, mein Rücken pocht und ich weiß, dass zu Hause niemand auf mich

wartet. Kleine Dinge. Stets erreichbare Dinge. Sie helfen. Eine Schale Suppe im Bett mit einem Trostfilm im Fernsehen. *The Leading Man* vielleicht. Ein Film, von dem natürlich noch nie jemand etwas gehört hat, mit Jon Bon Jovi in der Hauptrolle – eine DVD, die ich mir für 99 Pence gekauft habe, als ich sechzehn war, vom Blockbuster-Wühltisch. Damals waren das die einzigen DVDs, die ich mir leisten konnte. Und deshalb sind die meisten meiner Lieblingsfilme die, von denen noch nie jemand etwas gehört hat.

The Leading Man, nennt Lucas ihn, und natürlich sage ich darauf, dass das überhaupt keinen Sinn ergibt. Es reimt sich nicht einmal.

»Ich sage dir noch etwas, das keinen Sinn ergibt«, entgegnet er dann.

»Dass er nicht mehrere Oscars gewonnen hat?«

»Nein, Em. Die Tatsache, dass du ihn dir freiwillig immer wieder ansiehst.«

Jetzt spüle ich das Messer ab, wische mit einem Lappen über den Tresen und gehe, das Tablett in den Händen, in die Diele. Louise sitzt noch immer dort. Nicht auf der untersten Stufe, sondern jetzt auf dem Boden, mit dem Rücken gegen die Treppe gelehnt. Sie sieht zu mir hoch, und ihre papiernen Augenlider schließen sich.

»Soll ich Ihnen hochhelfen?«

Louise seufzt krächzend. »Bitte.«

Ich stelle das Tablett hinter mir auf dem Boden ab. »Wie soll ich am besten ...?«

»Emmie, gib mir einfach deine Hände, bitte.«

Ich stelle mich breitbeinig auf den Teppich und strecke die Hände aus, wie sie es mir gesagt hat. Sie ergreift sie. Ihre Hände sind warm und trocken, wie geschmirgeltes Holz, und sie drückt meine so fest, als ich sie hochziehe, dass ihre Ringe sich in meine Haut bohren. Zweimal schafft Louise es fast aufzustehen, bevor sie sich wieder setzt, ihr armes Gesicht verzerrt, Schweißtropfen auf der Haut über ihren Lippen. Beim dritten Versuch steht sie endlich richtig auf, lässt eine meiner Hände in der Sekunde los, in der sie auf den Beinen ist, und hält sich am Treppengeländer fest.

»Brauchen Sie Hilfe, um zu einem Stuhl oder in die Küche zu kommen?«

»Ab hier komme ich zurecht, vielen Dank.«

»Sind Sie sicher?«

»Ganz sicher.«

»Okay«, sage ich. »Ich bin oben, falls Sie mich brauchen.«

Ich hebe mein Tablett vom Boden auf, während Louise davonschlurft. Ihr lila Samtrock schleift über den Teppich.

»Und, Emmie?«, ruft sie.

»Ja?«

»Auf der Veranda liegt ein Päckchen für dich.«

»Emmie! Oh, Emmie, wie geht es dir?«

Maries strahlendes, leuchtendes Gesicht füllt das Display aus, während das Telefon in meiner Hand zittert. »Oh. Hi, Marie.«

»Luke ist in der Dusche. Er ist gleich fertig!« Dann lehnt sie sich von der Kamera weg, und ich höre, wie sie ihm auf Französisch etwas zuruft. »Emmie ist am Telefon, Schatz.« Sie sieht wieder auf das Display, zu mir, ihr Lächeln mit den geraden weißen Zähnen stets fest verankert. »Er kommt gleich. Geht es dir gut?«

Ich erinnere mich, wie ich Marie zum ersten Mal begegnet bin. Es war vor vier Jahren, in einer Weinbar – überall unverputzter Backstein und gedämpftes Licht –, und ich erinnere mich, wie Lucas unbedingt wollte, dass ich sie mag. »Im Ernst, sie ist toll«, sagte er im Taxi auf dem Weg dorthin immer wieder. »Ich glaube, ihr werdet euch wirklich gut verstehen. Sie ist ziemlich quirlig, weißt du? Richtig entspannt, richtig warmherzig.« Lucas hatte schon viele Freundinnen gehabt, von denen die meisten so kurzlebig waren, dass ich sie nie kennengelernt habe. Ich war mir sicher, dass ich sie nicht mögen würde. Ich lebte damals mit Adam zusammen, glücklich, wie ich dachte, aber, wie ich jetzt weiß, im völligen Zustand des Leugnens. Des Leugnens der Schmetterlinge, die ich jedes Mal im Bauch spürte, wenn Lucas den Arm um mich legte, über die laute Musik einer Bar hinweg etwas in mein Ohr sagte, an meinen Nacken

hauchte, jedes Mal, wenn er betrunken neben mir einschlief und ich aufwachte und zusah, wie seine Wimpern an seinen Wangen zuckten. Aber er behielt recht. Marie war toll. Wir verstanden uns auf Anhieb. Es machte klick, wie es so schön heißt. Und ich dachte: »Na, das war's dann wohl, oder?« Und ich ignorierte diese Schmetterlinge so geschickt, dass sie fast vollständig verschwanden.

Lucas und Marie trennten sich danach viermal im Laufe einer flatterhaften, vier Jahre währenden On-off-Beziehung. Das letzte Mal, weil Marie sich sicher war, dass er sie mit irgendeiner Australierin betrog, die er auf einer Geschäftsreise kennengelernt hatte, und Lucas die Anschuldigungen leid war.

Jetzt starrt Marie lächelnd zu mir zurück, aber die Winkel ihrer braunen Augen kräuseln sich ein klein wenig vor Verwirrung.

»Es geht mir gut«, sage ich zu ihr. »Hör zu, wenn es im Moment ungünstig ist, kann ich später noch mal anrufen ... «

»Nein, nein, absolut nicht. Es passt gut. Wir können uns ein bisschen unterhalten, bis er kommt, oder? Erzähl mir alles über dieses Buch, das du gekauft hast. Luke hat mir gesagt, dass du schon jetzt die *perfekte* Trauzeugin bist.«

»B-Buch?« Mein Mund ist wie ausgedörrt, meine Hände zittern noch immer, und das Päckchen, das auf Louises Veranda auf mich wartete, liegt ausgeleert neben mir auf dem Bett.

»Er hat gesagt, du hättest ein Buch, das du verwendest, als Hilfe bei den Anzügen und Reden und ... «

»Oh. Oh, ja, mein Trauzeugenbuch.«

»Ja!« Marie lächelt strahlend, und mein Gesicht in dem winzigen, briefmarkengroßen Fenster über ihren leuchtenden Augen und ihrer glatten Haut verrät mir, dass ich aschfahl und ausgelaugt aussehe. Es ist, als ob Beyoncé über FaceTime mit Marley's Ghost spricht.

»Habe ich dir schon erzählt, Emmie«, grinst Marie, »dass meine Freundin an einem Brautjungfern-Kurs teilnimmt? Kannst du glauben, dass es so etwas gibt?«

Ich bin mir nicht sicher, was ich erwartet habe, das in dem Päckchen steckt. Irgendetwas, von dem ich vergessen habe, dass ich es auf eBay ersteigert habe. Vielleicht eine Nachsendung von der Wohnung oder dem alten Vermieter, ein Haufen alter Post oder so. Aber das hier – *die hier* – habe ich nicht erwartet. Acht Stück. Marie plappert fröhlich weiter, und ich erhasche einen Blick auf einen der Umschläge in meinem Schoß, und mein Magen schlingert aufs Neue, wie wenn man ganz oben auf einer Achterbahn ist. Seine Handschrift. Das ist *seine Handschrift*. Jetzt weiß ich, dass sein »E« wie eine spiegelverkehrte Drei aussieht, dass er in Groß- und Kleinbuchstaben durcheinander schreibt. Ich gleite mit dem Finger über eine der Zeilen. Frankreich. Die Vorstellung, dass diese Briefe den ganzen Weg aus Frankreich gekommen sind, irgendwoher. Saint-Malo vielleicht. Ich frage mich, ob er so aussieht wie Jean. Ich frage mich, ob er, so wie Jean, mit seinem französischen Akzent das »H« am Anfang mancher Wörter weglässt. 'Otel, 'Orror.

»Okay, ich mache jetzt Schluss«, sagt Marie, den Blick von der Kamera abgewandt. »Ich bin mit Duschen dran.« Sie dreht sich noch einmal zum Display um. »Hat mich gefreut, mit dir zu plaudern, Emmie.«

»Mich auch«, beeile ich mich zu sagen. Ich kann es kaum erwarten, dass Lucas auf dem Display endlich in Sicht kommt. Er wird aus dieser Sache schlau werden. Er wird mir helfen, wie er es immer tut, dieses Unbehagen, dieses beklemmende Gefühl in meinem Magen zu beruhigen.

Und dann ist er da, mit glänzender Haut und Wassertropfen auf den Schultern. »Hey.« Er fährt sich mit einer Hand durchs Haar, und das Bild wackelt, als er sich aufs Sofa setzt. »Tut mir leid, dass ich in der Dusche war.«

»Schon okay.«

Lucas schweigt einen Moment, mustert mein Gesicht, ohne mit der Wimper zu zucken. »Em, was ist los?«

Mein Blick wandert zu dem Fächer mit Umschlägen in meinem Schoß. Ich sehe wieder zu ihm hoch, ein Meer weit entfernt, und ich

wünschte so sehr, er wäre genau hier, in diesem Zimmer, neben mir.

»Ich habe heute ein Päckchen bekommen«, sage ich leise.
»Und ... es war voller Karten. Geburtstagskarten. An mich.«

Lucas starrt in das Display, die Augenbrauen zusammengezogen.
»Okay? Von wem?«

»Meinem Dad.«

Lucas reagiert nicht sofort. Er starrt nur in das Display, regungslos, ein bisschen so wie ich, als ich den ersten Umschlag öffnete. Ohne sich zu rühren. Ohne zu atmen. »D-deinem ... *Dad?*«

Ich sehe wieder in meinen Schoß, auf den aufgefächerten Stapel. Acht Stück. Acht Kindergeburtstagskarten, jeder Umschlag jetzt geöffnet. Ich halte eine davon in die Kamera. Auf der Vorderseite ist ein rosa Elefant zu sehen, der Rüssel zu einer Zwei geformt.

»Davon gibt es acht Stück, Luke. Und die Handschrift auf dem Päckchen ist Mums.«

Lucas fährt sich mit einer Hand an die Stirn, die Lippen geöffnet.
»Ach du Scheiße. Das heißt ... sie hatte diese Karten ... wie, die ganze Zeit?«

»Ich weiß es nicht.«

»Und beschließt, sie dir jetzt zu schicken? *Warum?*«

Ich denke zurück an das, was sie bei dem letzten Treffen gesagt hat. Die Schärfe, die Endgültigkeit ihrer Worte. Dass sie, wenn es das sei, was ich wollte – meinen Dad finden –, wüsste, ich würde sie nicht mehr brauchen.

Meine Hände, klamm und kalt, zittern, und meine Kehle schnürt sich zu, als würde sie zusammengedrückt werden. Ich kann nicht sprechen. Ich sehe erneut in meinen Schoß. »Tochter. Heute wirst du sieben!« Die Worte starren zu mir zurück, und ein Bild meines siebenjährigen Selbst, besessen von Kaninchen und Haarspangen und dem Sammeln von Schlüsselanhängern, flackert in meinem Kopf auf, wie ein Video, das zum Leben erwacht. Dieses kleine Mädchen hat sich seinen Dad so verzweifelt gewünscht. Es hat von ihm geträumt, hat Bilder von ihm gemalt, hat sich ausgemalt, Männer, die es im Supermarkt anlächelten, wären er.

»Scheiße, Em. Ich bin ... Geht es dir gut?«

»Ich weiß nicht«, stoße ich hervor. Meine Stimme klingt piepsig, und die Tränen kommen. Ohne Vorwarnung. »Sie hat gesagt, er wüsste nichts von mir, Luke. Mein Leben lang hat sie mir gesagt, er ... sie ...« Ich halte mir die Hände an die Stirn, und die kalten Handflächen kühlen meine erhitzte Haut. Ich mache den Mund auf, um zu sprechen, aber Lucas nickt. Er weiß schon jetzt genau, was ich sagen will.

»Ich weiß«, sagt er leise. »Ich weiß, Emmie.«

Meine Tränen kullern noch immer, und ich verberge das Gesicht in den Händen, während ich weine. Das Einzige, was ich hören kann, ist seine Stimme aus meinem Handy, das vor mir aufgestellt ist, in den Falten meiner Bettdecke, und das Rauschen des Bluts in meinen Ohren.

»Es tut mir so leid, Em. Das ist wirklich schwer zu verkraften. Aber hör zu, es könnte der Anfang von etwas Neuem sein, oder? Jetzt haben wir den Beweis, dass deine Mum mehr weiß, als sie hat durchblicken lassen. Em? Em, geht es dir gut?« Und als ich den Kopf wieder hebe, sehe ich Lucas, diese vertrauten, sanften grauen Augen auf mich gerichtet, während sie sich vor Sorge verengen. Und dann sehe ich Marie im Hintergrund, wie angewurzelt, in einem schweren, burgunderroten Morgenmantel, der an der Taille zusammengebunden ist. Wir drei starren uns an.

»Ich mache jetzt Schluss«, sage ich.

»Bist du sicher?«

Ich nicke.

»Emmie, ich denke, du musst mit deiner Mum reden«, sagt Lucas, und ich nicke noch einmal rasch, einen Finger bereits über der Taste in der Schwebel, um das Gespräch zu beenden.

»Ich komme schon klar. Ich schreibe dir.«

Ich sehe zu, wie Lucas und Marie auf meinem Display schwarz werden, dann rolle ich mich im Bett zusammen, die Knie bis zum Kinn und die Decke bis zum Hals hochgezogen. Dreißig ganze Jahre, in denen ich mir den Kopf zerbrochen habe, stundenlang

gesucht habe, in Sackgassen gelandet bin, auf dem Holzweg war. Lucas hat recht. Diese Karten beweisen, dass Mum mehr weiß, als sie zu wissen behauptet hat. Diese Karten beweisen, dass mein Dad von mir gewusst hat. *An mich gedacht hat.* Diese acht Karten – die acht Botschaften darin, alle genau gleich, sagen mir, dass mein Dad sich gesorgt hat. Um mich.

*Liebste Emmeline,
alles Gute zum Geburtstag.
Ich denke immer an dich.
Alles Liebe, Dad.*

Kapitel 11

WhatsApp von 073622819199 in Gruppe »OPERATION STEN!!!!«: Hi, Jungs und Mädels! Tom Boding hier. Luke hat mir eure Nummern gegeben, daher dachte ich, ich starte eine Gruppe für die Operation STEN-Party: Stag/hen, also gemeinsamer Junggesellinnen- und Junggesellenabschied. Verstanden?! Wir haben die Trauzeugin (Hi, Ems ;)), erste Brautjungfer (Hi, Lucille, stopp uns, wenn du LOL bei Google Translate eingeben musst!!!), Bruder des Bräutigams (Hi, Eliot, Kumpel) und mich, Platzanweiser und Legende :P

WhatsApp von 073622819199 in Gruppe »OPERATION STEN!!!!«: Dachte eben, es wäre cool, einen Ort zu haben, wo wir über Ideen diskutieren und uns über diesen Party-Shit austauschen können. Irgendwelche Ideen?

Eliot: STEN.

Eliot: Legende.

Eliot: Shit.

Eliot: Wer hätte gedacht, dass es nur drei Wörter brauchen könnte, damit ich mir den Tod wünsche?

»Okay, ich habe eine Idee, Emmie. Leg dich hin.«

»Was?«

»Na ja, du machst ständig Fotos von mir von oben, das heißt, könntest du dich jetzt bitte neben mich legen und ein paar Nahaufnahmen machen, gleiche Perspektive ... «

»Aber ist der Sand nicht ... *nass*?«

Rosie schüttelt missbilligend den Kopf, auf dem Sand zu meinen Füßen ausgestreckt. »Na ja, ein bisschen, aber ... «

»Für die Kunst muss man leiden?«

»Eigentlich wollte ich sagen, ein bisschen nasser Sand ist gar nichts, wenn das Endergebnis ist, dass ich wie eine verdamnte Betty aussehe.«

Ich sehe hinunter auf Rosie, elegant hingegossen auf dem Strand wie ein Fünfzigerjahre-Filmstar, mit ihrer riesigen Sonnenbrille, den weißen Kaftan fächerartig um sich herum auf dem Boden ausgebreitet, dazwischen der rosa Farbtupfer ihrer Bikinishorts.

»Na schön«, sage ich. »Aber wenn Fox irgendwelchen Sand auf meinem Rücken findet und mich wieder zwingt, eine dieser stinkenden Ersatzblusen vom Fundbüro zu tragen, kriegst du es mit mir zu tun.«

Rosie lacht, und eine kaugummirosa Röte glitzert auf ihren Wangen. »Komm schon her, Süße.«

Ich tue, was sie mir sagt, und kauere mich hin, um mich neben Rosie auf den nachgiebigen, nassen Sand zu legen. Wasser dringt durch meine Bluse. »Na toll.« Ich verziehe das Gesicht, und Rosie grinst mich an, ein Grübchen in jeder Wange.

»Das ist doch schön gemütlich, oder, Emmie Blue?«, sagt sie.

»Die romantischste Position, in der ich seit einer Ewigkeit war, ehrlich gesagt.«

»Kannst du dir Fox' Gesicht vorstellen, wenn er jetzt hier wäre?«, fragt Rosie. »*Euch ist aber schon bewusst, dass der Niederschlag den Sand absolut ungünstig für eine fotografische Aufnahme gemacht hat, ihr Dummköpfe.*«

»Ihr *unakribischen* Dummköpfe.«

Wir lachen beide, dort auf dem nassen Sand, die Sommersonne hoch am Himmel, Rosie in ihrem neuen »geschenkten« Kaftan von einer auf Instagram berühmten Modemarke für Übergrößen und ich in meiner Hoteluniform – weiße Bluse, Namensschild und eine langweilige schwarze Hose, von der ich oft hoffe, dass sie irgendwie den Weg ins Fundbüro findet und niemals wiederkommt. Ein Mann schlendert an uns vorbei, ein Border Collie trottet neben ihm her, und er verlangsamt seine Schritte und starrt uns an, als hätten wir uns eben nackt auf die Straße gesetzt. In solchen Positionen finde ich

mich oft mit Rosie wieder, Positionen, die neugierige Passanten verwirren. Rosie ist neben ihrem Hoteljob eine Mode- und Beauty-Bloggerin, und in fast jeder Mittagspause arbeitet sie an ihrem Blog, schreibt entweder Posts an ihrem Schreibtisch, der mit Kaffeebechern und leeren Sandwichverpackungen übersät ist, oder macht Fotos in verschiedenen Outfits, bei denen ich nicht die geringste Ahnung hätte, wie ich sie zusammenstellen sollte. Die einzigen Mittagspausen, die Rosie nicht mit dem Schreiben oder Planen von Posts verbringt, sind die, wenn die Bauarbeiter mal wieder am Hotel arbeiten. Dann lädt sie mich zum Lunch im Innenhof hinter der Küche ein, wo sie den Kerl mit den ganzen Tattoos staunend bewundert, ungefähr so, wie David Attenborough sich paarende Seehunde bewundert. Als sie das letzte Mal hier waren, sahen wir ihnen bei Sandwiches und Tee zu, und als Fox hinzukam und wissen wollte, wie lange wir schon dort saßen und »uns fragten, welcher der armen Kerle Single« sei, antwortete Rosie: »Um genau zu sein, Fox, frage ich mich, wie gut der, der so aussieht wie Nick Knowles, es mit dem Mund macht.« Rosie ist schlau und frech, und sie hat ein Selbstvertrauen, das abfärbt und dafür sorgt, dass die Leute in ihrer Umgebung ein bisschen aufrechter gehen. Sie ist so selbstbewusst, wie ich irgendwann gern sein will.

»Mach es so, dass die Armreife zu sehen sind«, sagt sie jetzt, während ich mit ihrem neuen iPhone drauflosknipse.

»Ich versuch's.«

»Mach es so, dass sich das Licht auf dem Topas spiegelt.«

Ich halte inne. »Rosie, ich bin eine Kellnerin mit einem verdammt iPhone. Ich bin nicht David Bailey.«

Wenig später rollt sich Rosie auf den Bauch, streckt eine Hand aus und nimmt das Telefon wieder an sich. »Danke.« Sie lächelt mich an und schraubt den Deckel von einem Smoothie auf, der die Farbe von Zuckerwatte hat. Der Strand mag feucht von einer Nacht im Sommerregen sein, aber die Luft ist warm und riecht nach süßen frittierten Donuts und Seegras, und am Himmel ist nicht eine Wolke zu sehen. Es sind Tage wie diese, an denen ich Shire Sands liebe.

Das neuartige Gefühl, hier zu leben, mit dem kleinen Sandstrand, den viktorianischen Häusern aus rotbraunem Backstein, dem Retro-Chintz der Arkaden, hat nie nachgelassen. In der Sekunde, in der ich aus dem Zug stieg, wusste ich, dass ich hier leben wollte. Ich traf die Entscheidung umzuziehen, nachdem ich das erste Collegejahr abgeschlossen hatte, und Lucas und Amanda kamen mit und halfen mir dabei, von Ramsgate zwei Städte weiter zu ziehen.

»Ein Neuanfang«, sagte Amanda damals und stellte in jedem Zimmer Narzissen in die Fenster. »Das hast du verdient, mein Darling. Du wirst hier glücklich sein.« Und sie hatte recht.

Rosie nippt an ihrem Smoothie. »Sprich mit mir, Blue.«

»Worüber?«

Sie beugt sich vor und berührt mit ihrem Arm meinen. »Darüber, warum du schon die ganze Woche mit diesem Gesicht herumläufst. Diesem verkrampften Gesicht. Mit dem du so aussiehst, als ob dir ein ganzes Dorf in den Arsch gerammt wurde.«

Ich lache und klaube eine petrolblaue Muschelschale auf, die im Sand steckt. »So ein Gesicht ziehe ich nicht.«

»Und ob du das tust. Du siehst immer so aus, wenn du zu angestrengt über irgendetwas nachdenkst. Was ist denn? Geht es um diesen Franzosen?«

Nein, will ich sagen. Heute gibt es etwas Wichtigeres als Lucas, und ich bin fast dankbar dafür: die Geburtstagskarten. Von meinem Dad. Ich kann sie nicht aus dem Kopf kriegen, und mein Magen rumort in einer Tour, seit ich sie bekommen habe. Seit einer ganzen Woche rollt eine Kugel aus Nervosität und Traurigkeit und nur ein klein wenig Aufregung in meiner Brust herum. Aufregung, weil ich weiß, dass ich kurz davor sein könnte, ihn zu finden, kurz vor dem Tag, an dem ich meinem Dad ins Gesicht sehen werde. Dem Mann, von dem ich eine Hälfte bin.

Rosie zieht ihre Sonnenbrille herunter, um mich mit ihren braunen Katzenaugen anzusehen. »Also?«

»Es geht nicht um den Franzosen.«

»Okay«, sagt Rosie. »Willst du darüber reden?«

Ich schüttele den Kopf, aber sie beobachtet mich, lässt zu, dass sich ein warmer, stiller Raum zwischen uns ausdehnt, und ermuntert mich, ihn auszufüllen.

»Weißt du noch, wie ich dir von meinem Dad erzählt habe? Dass ich nicht wüsste, wer er ist?«

Rosie nickt und spielt mit dem Papieretikett an der Flasche in ihren Händen. »Ja«, antwortet sie. »Franzose, richtig? Ein sexy Musiker.«

»Das mit dem sexy hast du hinzugedichtet.«

»Nur dass alle Musiker sexy sind«, entgegnet Rosie. »Selbst die hässlichen. Egal, red weiter.«

»Na ja, meine Mum hat mir immer gesagt, sie wüsste nichts über ihn«, sage ich zu Rosie. »Bloß, dass er in einer Band gespielt hat und sie auf demselben Festival gearbeitet hat wie er und dass sie ein paar Tage zusammen waren. Er heißt Peter und hat in der Bretagne gelebt, das ist alles, was sie mir gesagt hat. Und dass er nichts von meiner Existenz weiß.«

»Ich kann mich erinnern«, wirft Rosie sanft ein. »Du hast gesagt, dass du ihr nie geglaubt hast. Nicht wirklich.«

»Ja«, antworte ich und ziehe meine Handtasche zu mir heran, das braune Leder mit Sand besprenkelt. Ich reiche ihr den wattierten Umschlag, der darin steckt. »Das hier hat sie mir letzten Dienstag geschickt.«

Rosie nimmt die Karten alle auf einmal heraus und zieht die erste aus ihrem rosa Umschlag. Wie alle anderen ist er mit unserer alten Adresse bekritzelt – der, unter der wir lebten, bis ich acht Jahre alt war –, und jede Ecke ist dünn an der Stelle, wo eine Briefmarke entfernt wurde. Mum hat sie abgerissen und für irgendein Wohlfahrtsprojekt gesammelt, dem sie die Art Aufmerksamkeit schenkte, die ich mir immer von ihr wünschte.

Rosie schweigt einen Moment, dann starrt sie mich an, ohne mit der Wimper zu zucken.

»O mein Gott.« Sie schiebt die Sonnenbrille hoch. »Das ist ... Das ist ein *Riesending*, Em.« Ich liebe es, wie ihr Gesicht aufleuchtet, wie

sie jetzt Tränen in den Augen hat, die an den Rändern glitzern. Wie sie meinen Arm umklammert und sagt »Er weiß von dir, Emmie. Er sorgt sich um dich. Er hat sich immer um dich gesorgt.«

Rosie zieht ihre Sonnenbrille wieder herunter, wischt sich unter den dunklen Gläsern mit den Fingerspitzen ein paar Tränen aus den Augen. »Das heißt, sie hat die Karten hier die ganze Zeit gehabt, deine Mum?«

Eine Schar Möwen fliegt tief über uns. Eine Familie hinter einem blau-rosa gestreiften Windschutz wirft ein paar Pommes frites in ihre Richtung.

»Ich nehm's an«, erwidere ich. »Aber ich weiß es nicht genau, Rosie. Ich dringe nicht zu ihr durch.« Ich ergänze nicht, dass ich mir nicht sicher bin, ob ich das je wieder versuchen werde.

»Mist.« Rosies Handy vibriert, und sie klopft mit einem Finger hart auf das Display. »Das ist mein Alarm, Em. Wir müssen zurück zur Arbeit. Warum vergeht die Pause immer so verdammt schnell? Wollen wir zu Fuß gehen?«

Rosie und ich schlendern über den Strand, die leeren Kartons von unseren Chicken-Wraps in den Händen, die Sonne in den Augen. Rosie geht dicht neben mir, und sie sieht mich immer wieder aufmerksam und vorsichtig von der Seite her an, als ob sie etwas sagen wollte, aber sie tut es nicht, aus Angst, mich zu sehr zu bedrängen. Wir erreichen die Stufen, die zum Gehsteig hochführen, und Rosie setzt sich auf den Rand der Mauer und klopft sich den Sand von ihren nackten Füßen. Ich setze mich neben sie und sehe zum Strand hinunter. Kinder springen am Rand des Meeres über Wellen, Eltern versuchen angestrengt, winzige Arme und Gesichter mit Sonnencreme einzureiben, Leute liegen reglos da, mit dem Gesicht nach unten, milchig weiße Beine unter der Sonne.

»Also, die Karten – das ist der Grund für das Dorf«, sagt Rosie, während sie in einen Schuh schlüpft. »Das, welches dir in den Arsch gerammt wurde.«

Ich nicke und sage ihr, dass es nicht so sehr ein Dorf ist, sondern eher ein kleiner Weiler.

»Ich habe so oft nach ihm gesucht. Aber seit jenem letzten Mal eigentlich nicht mehr. In der Schule ...« Die Worte bleiben mir im Hals stecken.

»Der Lehrer. Morgan«, sagt Rosie vorsichtig. Rosie und Fox sind, abgesehen von den Moreaus, die einzigen Leute, die von Robert Morgan wissen. Und was am Abend des Sommerballs passiert ist. Dass er, ein IT-Lehrassistent, mir an den Computern im IT-Block geholfen hat, meinen Dad zu suchen. Dass er mir, während ich für eine Cola light in der Schlange stand, während ein langsamer Sugababes-Song im Saal lief, sagte, er hätte etwas gefunden. Und ich glaubte ihm. Ich ging mit ihm zurück zu dem stillen, leeren IT-Raum, während der Rest der Elftklässler tanzte, um das Ende der Kindheit zu feiern, während er anderen Lehrern helfen sollte, für Getränke und Snacks und für unsere Sicherheit zu sorgen. Ich habe es nicht einmal Adam erzählt oder den ein, zwei Kollegen beim Fotostudio, die ich etwas näher kennenlernte. Jedes Mal, wenn ich es versuchte, fühlte es sich so fremd an, Worte über etwas, das *mir* tatsächlich zugestoßen war, laut auszusprechen, dass ich abbrach. Eine Zeit lang hatte ich jedes Mal, wenn ich darüber redete, das ungute Gefühl, als würde ich zu viel von mir preisgeben, als würden die anderen, wenn ich es ihnen erzählte, vielleicht zurückzucken, sich abwenden, von mir entfernen. Diesen Teil – es laut auszusprechen – beherrsche ich inzwischen besser, aber nur ganz allmählich.

»Diese Adresse«, sagt Rosie, während ihre staubigen Füße, jetzt wieder in Schuhen, über die Mauer baumeln. »Auf der Rückseite der Karten. Hast du sie gesehen? Da musst du hinfahren. Oder sie dir zumindest auf Google Maps ansehen.«

»Das habe ich. Es ist meine alte Stadt. Ramsgate. Ich erkenne nur die Straße nicht wieder.«

»Aber dein Dad hat doch in Frankreich gelebt?«

»Ja«, antworte ich. »Das hat Mum gesagt.«

Rosie nickt wortlos.

Ich habe die Straße überhaupt nicht wiedererkannt, während sie auf Google Maps hochgeladen wurde, nicht als einen Ort, an dem wir – oder irgendjemand, den wir damals kannten – lebten. In den letzten vierzehn Tagen habe ich sie alle aufgelistet, die Leute, mit denen wir zu tun hatten, als wir in Ramsgate wohnten. Mums Cousine Sheila, aber sie lebte in London. Und manchmal besuchten wir Dens Mum, aber sie wohnte in einem Hochhaus, eine Zugfahrt entfernt. Und Marv, Dens Freund. Der freundliche Marv mit dem schottischen Akzent, der bei uns vorbeischaute, wenn Mum auf der Arbeit war, der mit mir Fahrrad fuhr, mir Eis kaufte, Stapel mit Muscheln, die ich gesammelt hatte, in seinen großen Händen balancierte. Aber er war aus Aberdeen, da bin ich mir sicher. Die Liste mit Leuten ist kurz. Wir blieben die meiste Zeit für uns. Dafür sorgte Mum.

»Aber dann könntest du doch dorthin fahren«, sagt Rosie. »Vielleicht weiß irgendjemand was. Er könnte eine Zeit lang dort gewohnt haben, oder vielleicht hat er eine Schwester oder andere Verwandte oder *irgendwen*, der hier drüben lebt.«

»Ich weiß nicht«, sage ich. »Ich war schon richtig lange nicht mehr in meiner alten Stadt. Es fühlt sich alles ein bisschen beängstigend an. Und ich habe Angst, Rosie, um ehrlich zu sein.«

»Hör zu, Emmie.« Rosie legt einen Arm um mich. »Ich habe auch Angst. Ich bin auf eine Schule mit lauter Arschlöchern gegangen, die mich bis zum Gehnichtmehr gemobbt haben. Und trotzdem, sieh mich an. Ich lag eben an einem nassen Strand auf dem Rücken, mit nichts als einem Kaftan bekleidet, während Typen mit ihren Hunden mich angesehen haben, als hätte ich zwei verdammte Köpfe.«

Ich lache, und Rosie legt den Arm fester um mich.

»Weißt du, was du tun musst?«, fragt sie.

»Was denn?«

»Was ich tue. Ich denke an die Rosie Kalwar, die *keine* Angst hat, diejenige, die sich nichts dabei denkt, in einem Bikini am Strand zu posieren oder ein Instagram-Live-Video ungeschminkt und mit einem

Riesenpickel zu machen, und dann tue ich einfach so, als ob ich sie wäre. Jeden verdammten Tag.«

Rosie zieht die Securitykarte an ihrem Schlüsselbund durch, um die Nebenpforte des Clarice zu öffnen, und wir gehen zusammen durch den Hintereingang zum Hotel, über den rissigen Betonweg, vorbei an den warmen Ausdünstungen der Recyclingtonnen.

»Diese Emmie Blue – das ist die Person, die du wirklich finden musst«, fährt sie fort. »Die Frau, die in ihrer alten Stadt auftaucht, als ob die verdammte Miranda Priestly aus *Der Teufel trägt Prada* eben gelandet wäre. Tu so, als ob du sie wärst. Was würde sie in dieser Situation tun?«

Ich sehe lächelnd zu ihr hoch. »Du bist so schlau«, sage ich, und sie beugt sich zu mir herüber und drückt ihre warmen Lippen auf meine Wange, und in genau diesem Augenblick taucht Fox durch die Küchentür im Innenhof auf, eine Zigarette in der Hand. Er starrt Rosie mit offenem Mund an, ein hinreißender Anblick in ihrem Kaftan und dem kirschfarbenen Bikinihöschen.

»Emmie hat ungefähr siebenhundert Fotos geschossen, falls du interessiert bist, Fox«, grinst Rosie und geht auf die Tür zu. »Sammle sie alle! Ich gehe mich umziehen.«

Fox, dessen blasse Wangen sich rosa verfärben, sieht auf seine nicht angesteckte Zigarette und dann mich an. »Ihr zwei habt wieder im Sand gelegen, habe ich recht?«, sagt er. »Ich, äh, hole dir eine Ersatzbluse, okay?«

Ich: Rate mal, wer eben Ja zu einem Vorstellungsgespräch in einer Schule am nächsten Freitag gesagt hat?

Lucas: IM ERNST?!

Ich: Ja! Hab einen Riesenbammel, aber auch das Gefühl, es könnte an der Zeit sein, mich dem zu stellen. Es ist ein Job bei den Schulberatern! Büroarbeit.

Lucas: EM!!!!!!!!!! Das ist unglaublich.

Lucas: Ich bin so stolz auf dich.

Ich: Danke, Luke xxx

Ich: Kann noch gar nicht glauben, dass ich wirklich Ja gesagt habe.

Lucas: Ich schon. Du wirst das wuppen.

Ich: Könnte sein, dass du kommen und mir am Freitag dieses Selbstvertrauen einflößen musst.

Ich: Natürlich nur, falls ich mir auf dem Bus dorthin nicht in die Hose mache.

Lucas: Das wirst du nicht. Selbst wenn ich in diesem Bus die ganze Zeit am Telefon bei dir sein muss.

Ich: Ha. Wie in alten Zeiten!

Lucas: Ja. Überlass das nur mir. Ich werde dafür sorgen, dass du heil ankommst.

Kapitel 12

Mittwoch, 14. Dezember 2004

»Ich finde noch immer nicht, dass deine Stimme zu deinem Gesicht passt.«

Lucas' Lachen dringt durch die Leitung. »Und ich weiß noch immer nicht, wie ich diesen Kommentar auffassen soll.«

»Das ist nichts *Schlechtes*«, sage ich. Der Bus schlingert um eine Ecke, und ich strecke eine Hand aus, um mich an dem Sitz vor mir festzuhalten. »Ich finde nur, du siehst ein bisschen so aus wie Richard Gere.«

»Emmie, ich bin sechzehn.«

»Ein *junger* Richard Gere.«

»Der trotzdem ein alter Mann ist«, lacht Lucas. »Ich meine, er ist irgendwie seit einer Ewigkeit vierzig, oder?«

Ich lache schallend auf. Meine freie Hand fliegt instinktiv zu meinem Mund, um ihn zuzuhalten. Kurz blicke ich über die Schulter. Das Oberdeck ist leer bis auf eine andere Schülerin, die ich kenne. Sie ist zwei Jahre unter mir und liest in einem Lateinbuch – Latein wird in einer Arbeitsgemeinschaft unterrichtet, die bis halb fünf geht. Jetzt sieht sie zu mir hoch, unsere Blicke treffen sich. Ich schnelle wieder herum, bevor ich auch nur einen Funken von irgendetwas in ihrem Blick erkennen kann. Ich möchte wetten, sie weiß es auch. Sie ist vielleicht still, mausartig, fleißig, aber alle wissen es. Die ganze Schule weiß inzwischen, dass ich es war, die diesen anonymen Brief über Mr. Morgan geschrieben hat. Die ganze Schule weiß, dass ich der Grund bin, weshalb er weggezogen ist, weshalb Georgia nicht mehr mit mir redet und stattdessen im Unterricht weint und andere Schüler um sich schart. Sie wird es ihr erzählen, möchte ich wetten, dieses mausartige Mädchen.

»Es kümmert sie gar nicht. Sie hat im Bus *gelacht*. Und ich meine, so richtig, aus vollem Hals gelacht.«

Und sie werden darüber flüstern, im Englischunterricht, aber laut genug, dass ich es hören kann, so wie heute. »Hast du gehört, dass sie und Zack Aylott aus dem Jahrgang über uns letztes Jahr gevögelt haben? Und sie waren erst eine Woche oder so zusammen.« – »Sie war total scharf auf Morgan. Das konnte man doch sehen.« – »Georgia hat gesagt, sie ist eine richtige Lügnerin. Schon immer gewesen.«

»Hey. Bist du noch dran?«

Ich schließe die Augen, lehne den Kopf gegen das scheppernde Busfenster.

»Ja.« Ich hasse, wie zitterig meine Stimme in letzter Zeit klingt, wie meine Kehle ständig wie zugeschnürt ist. »Bin noch immer im Bus. Bist du sicher, was diesen Anruf angeht, Lucas?«

»Na klar. Dad kriegt Freiminuten auf seinem Geschäftstelefon.«

»Und er hat nichts dagegen?«

»Er weiß es gar nicht«, sagt Lucas grinsend. »Aber nein, vermutlich wär's ihm egal. Ich glaube, er ist einfach froh, nicht zu sehen, wie ich Trübsal blase, oder zu hören, wie ich jammere, weil ich London vermissen, und die ganze Zeit sage: *Ich wünschte, ich wäre wieder in England*. Obwohl ich das wirklich, wirklich tue.«

»Ich wünschte auch, du wärst hier.«

»Das wäre cool, stimmt's?«, sagt Lucas. Ich liebe die Art, wie er redet. Er klingt älter als die Jungen in meiner Schule. Schlauer. Cooler. »Du könntest vorbeikommen und mir und meinem Bruder helfen, diesen seltsamen Scheiß zu essen, den meine Mum zum Abendessen gekocht hat. Huhn. Mit irgendwelchem Orangenzeugs drin. Aprikosen, glaube ich. Selbst wenn es uns nicht schmeckt, führt sich Dad deswegen wie ein echter Tyrann auf und zwingt uns, es zu essen. Ich könnte dich meine Portion essen lassen. Und dann könntest du mir einen deiner beschissenen Filme zeigen.«

Darüber muss ich unwillkürlich lächeln. »Ich wünschte, das könnte ich.«

»Ich auch«, sagt Lucas, und mein Magen blubbert vor Sehnsucht, denn ich will nichts lieber als das. Ich will ein Essen, das für mich gekocht wurde. Ich will in einem lebhaften, quirligen Familienzuhause sein, mit dem Scheppern von Tellern in der Spüle und einem aufgeblähten, vollen, warmen Bauch. Ich will unter einer Decke sitzen und Filme sehen und in den stillen Szenen ein bisschen schwatzen. Ich will einen Freund. Ich vermisse es so sehr, einen Freund zu haben.

»Geht es dir gut?«, fragt Lucas.

»Ja. Bin nur müde.«

»Aber wieder einen Tag geschafft«, sagt er.

»Und es war ein harter Tag«, erwidere ich. »Jeden Kurs hatte ich mit Georgia.«

»Aber du hast es geschafft«, sagt Lucas. »Du hast es geschafft, und du sitzt im Bus auf dem Weg nach Hause, um *EastEnders* zu sehen und Käse-Pickles-Sandwiches zu essen.«

»Lucas, ich habe dir doch gesagt, ich hasse Pickles.«

»Du wirst für deinen armen, heimwehkranken Kumpel Pickles essen und sie mögen.« Er lacht. Kumpel. Es macht mich glücklich, dass er sagt, dass er mein Kumpel ist.

Ich drücke auf den roten Klingelknopf im Bus. »Ich werde jetzt ganz ehrlich zu dir sein – ich werde Marmite auf Toast essen«, sage ich.

»Jetzt, wo du Marmite erwähnt hast, ist das hier praktisch Telefonsex, Emmie.«

Ich lache wieder, achte nicht auf das Mädchen hinter mir oder was sie tratschen könnte. Ich darf lachen. Ich darf mein Leben leben, zur Schule gehen, lernen. Lucas hat recht. Ich habe nichts Unrechtes getan.

»Du bist der seltsamste Mensch, dem ich je begegnet bin«, sage ich zu ihm, während der Bus rumpelt und abbremst. Ich ziehe mich hoch.

»Nur dass wir uns gar nicht begegnet sind«, sagt Lucas. »Wir haben unser Leben lang eine Stunde voneinander entfernt gelebt

und erst in dem Monat, in dem ich in ein anderes Land gezogen bin, von der Existenz des anderen erfahren. Schon verrückt, oder?«

»Total verrückt«, erwidere ich. »Dieser Luftballon war wirklich ein Sadist.«

»Und ein Genie«, ergänzt Lucas.

Kapitel 13

Mailbox.

Wieder einmal prompt die Mailbox. Bei Lucas' Telefon schaltet sich sonst nie die Mailbox ein. *Nie*. Warum heute? Warum jetzt, wenn ich ihn wirklich brauche? Ich starre zur Schulpforte hoch, zu den riesigen rechteckigen Fenstern, die bedrohlich über mir aufragen, sehe die vielen Köpfe an einem der oberen Klassenfenster, die Reihen über Reihen von Fahrrädern, am Eingang angekettet, die Ränder von Computerbildschirmen durch die Fenster eines anderen Raums, und mein Magen rumort. Ich kann nicht. Ich dachte, ich könnte es, aber ich schaffe das nicht.

Ich ziehe mich zurück, auf zitternden Beinen, und meine Füße stolpern über die Bordsteinkante. Das ist der Moment, in dem auf dem Telefon in meiner Hand ein Song losgeht. Ich halte es mir hastig ans Ohr, sehe kaum auf das Display.

»Hallo?«

»Hey, ich bin's.«

Ich bleibe wie angewurzelt auf der Straße stehen, der Himmel verdüstert von Regenwolken. »Ich? W-wer ... ist da?«

Ich höre einen Seufzer und dann ein vertrautes, warmes Lachen in der Leitung. »Hast du meine Nummer wirklich noch nicht gespeichert?«

»Ähm ... «

»*Mein Gott*. Ich bin's. Eliot.«

»Oh. Entschuldige. Hi.« Ich hole einmal tief Luft, und dann setze ich mich in Bewegung, meine Tasche über der Schulter, und beschleunige meine Schritte. Das war's dann wohl, nehme ich an. Ich werde es nicht tun, oder? Ich werde nicht durch diese Pforte gehen. Ich dachte, ich könnte es. Ich dachte wirklich, ich würde es

tun, aber ich kann nicht. »Ich, äh, habe vergessen, deine Nummer zu speichern, nach deinen Nachrichten. Tut mir leid.«

»Emmie, geht es dir gut?«, fragt Eliot. »Du klingst ein bisschen ... seltsam.«

Was macht das nur immer mit dir, wenn dich jemand fragt, ob es dir gut geht? Selbst wenn du glaubst, du hast dich im Griff, muss dich nur jemand fragen, ob es dir gut geht, und schon schmilzt deine Entschlusskraft völlig dahin, und dieser Kloß steigt dir prompt wieder im Hals hoch. »Es ist nur ... Ich hatte ein Vorstellungsgespräch, und ich konnte nicht hineingehen. Jetzt eben. Als du angerufen hast.«

Eliot zögert in der Leitung. »Okay?«, sagt er langsam. »Gibt es irgendeinen Grund, weshalb du nicht konntest?«

Ich erreiche die Bushaltestelle. Meine Brust fühlt sich eng an, wie eine aufgewickelte Spule, und meine Füße – in Heels, die ich mir von Rosie geborgt habe – sind unsicher, unbeholfen, und schlurfen über den Gehsteig, als ich mich setze. Ein Mann sieht mich über sein Handy hinweg an, beäugt mich, als ob er es missbilligt, dass ich neben ihm sitze. »Es w-war in einer Schule«, sage ich mit schwankender Stimme zu Eliot. »Ich fand, es hörte sich wirklich gut an, und die Bezahlung war ... Aber weißt du, ich habe nur einen Blick auf das Gebäude geworfen, und ... ich konnte nicht hineingehen. Ich war ... überwältigt oder ... so.«

Ich weiß nicht, warum ich es ihm erzähle, aber seine Stimme klingt warm, und es ist so nett, in diesem Augenblick jemanden zu haben, der zuhört. Genau hier, während schwarze Wolken über meinem Kopf schweben und sich zusammenballen.

»Okay«, erwidert Eliot ruhig. »Na, sieh mal, das ist doch keine große Sache, Emmie. Ich bin sicher, Leute werden am Tag ihres Vorstellungsgesprächs aufgehalten oder sogar krank, das heißt, du könntest jederzeit einen neuen Termin vereinbaren, oder?«

Ich schüttele den Kopf, schlucke, versuche verzweifelt, meinen rasenden Herzschlag zu beruhigen. Hina. Was werde ich Hina von der Agentur sagen?

»Nein«, antworte ich. »Nein, ich glaube, das ist doch nicht das Richtige für mich.« Ich sehe hinunter auf die schwarzen Pumps, die ich gestern sorgfältig aus Rosies Kleiderschrank ausgewählt habe, auf den ausgestellten Midi-Rock, den ich eigens dafür gekauft habe, die Nägel, die ich mir gestern Abend lackiert habe, überzeugt, dass ich bereit sei, mich dieser Sache zu stellen. Endlich. Meine Augen füllen sich mit Tränen. Geldverschwendung. Zeitverschwendung.

»Na ja, aber das ist doch etwas Gutes«, sagt Eliot ahnungslos. »Manchmal müssen wir diesen Dingen ins Auge sehen, bevor uns klar wird, dass es etwas ist, das wir nicht wollen.«

Und ich nicke, sinnloserweise. Sinnlos, weil er mich nicht sehen kann. Sinnlos, weil es einfach nicht stimmt. Es ist nicht so, dass ich nicht wollte. Meine Aufregung, weil ich dieses Vorstellungsgespräch bekommen habe, wie ich mein Outfit ausgesucht und weit vorausgedacht habe an all das Gute, das ich bei diesem Job tun könnte ... all das zeigt mir, dass ich es will. Ich habe nur zu viel Angst. *Noch immer* zu viel Angst davor, wieder einen Fuß in eine Schule zu setzen. Ich bin dreißig. Ich bin dreißig Jahre alt, und ich kann es noch immer nicht. Wut schießt durch meine Adern wie ein Stromstoß.

»Emmie, bist du noch dran?«

Ich wische die Tränen, die mir über die Wangen laufen, unsanft mit den Fingerkuppen weg. »Ja«, sage ich. »E-entschuldige, ich bin hier.«

»Hör zu, wenn du jemanden zum Reden brauchst, ich ... «

»Warum hast du angerufen?«, unterbreche ich ihn.

»Oh.« Eliot räuspert sich. »Nur wegen des Hotels. Der Ort, in dem mein Bruder heiratet. Die Drinks, zu denen wir uns dort in ein paar Wochen treffen, damit wir alle den Veranstaltungsort sehen können. Kommst du auch?«

»Ja«, schniefe ich. »Ja, das werde ich.«

»Ja, ich auch. Und ich fahre mit dem Wagen. Ana ist bis dahin von ihrer Konferenz zurück, daher werde ich mit ihr dort übernachten,

aber es macht mir nichts aus, dich nach Le Touquet zu fahren, wenn du magst. Ich komme sowieso praktisch bei dir vorbei.«

Ich schweige einen Moment, trockne mir mit dem Ärmel meiner Strickjacke die Wangen. »Ach ja?«

Eliot kichert. »Du hast keine Ahnung, wo ich lebe, oder?«

»Nein«, sage ich und schneide eine Grimasse, und er lacht wieder.

»Ich bin in Hastings.«

»Wirklich? Mir war gar nicht bewusst, dass du so nah wohnst.«

»Ja. Wir sind quasi Nachbarn. Jedenfalls ... ich dachte nur, es erspart dir die Busse, es erspart dir das Fährticket, den Stress ...«

Ich denke über diese Dinge nach. Und ich frage mich, was es für einen Sinn hätte, Nein zu sagen. Ich will vielleicht nicht unbedingt mit Eliot fahren, aber es wäre unhöflich abzulehnen. Peinlich. Er ist Lucas' Bruder. Er hilft mir bei dieser sogenannten STEN-Party, dem gemeinsamen Junggesellinnen- und Junggesellenabschied, den ich mit der »Legende« Tom und Lucille, der ersten Brautjungfer, die nur in Emojis und »LOLs« spricht, organisieren soll. Und er hat es mir erspart, ein grauenhaftes Fahren-Sandwich kaufen zu müssen, mit diesen zwei köstlichen Mandelcroissants, die er mir in die Tasche gesteckt hat, was wirklich süß gewesen ist. Wirklich.

»Ja«, sage ich zu ihm. »Danke, das wäre wirklich eine Hilfe.«

»Cool«, sagt Eliot noch einmal. »Schick mir eine Nachricht mit deiner Adresse, okay? Und ich melde mich wegen der Uhrzeit und dem ganzen Zeug, bald.«

Im Bus nach Hause checke ich mein Handy. Lucas hat meine Nachrichten gelesen, aber nicht geantwortet, und als ich seine Instagram-Story anklicke, sehe ich, dass er und Marie in einem Hotel in Honfleur eing_checked haben. Ein Foto zeigt sie beide mit zwei kalten, beschlagenen Gläsern Weißwein in den Händen. *Wenn beide früher mit der Arbeit aufhören und deine angehende Ehefrau einen spontanen Übernachtungsausflug vorschlägt! #deswegenheirateichsie*, lautet die Bildunterschrift, gefolgt von zehn Grinse-Emojis hintereinander. Ich versuche, das flaue Gefühl in

meiner Brust zu ignorieren. Er ist zu beschäftigt, um mit mir zu reden, um mir meine Panik, meine Traurigkeit zu nehmen, weil er mit seiner Verlobten zusammen ist. Seiner *angehenden Ehefrau*. Natürlich kommt sie an erster Stelle – vor mir.

Der Bus schlängelt sich durch die Stadt, nähert sich meiner Haltestelle. Ich sehe Liebespaare, Hand in Hand, Eltern, die Kleinkindern hinterherrennen. Ich sehe das Gebäude, das früher einmal das »Moments« war – das Kinderfotostudio, in dem ich sechs Jahre gearbeitet habe, bevor es dichtmachte. Jetzt ein schilderloses Büro. Ich sehe die Wohnung, in der ich erst mit Adam und dann allein gelebt habe, bis ich in den Fishers Way gezogen bin. Die alten, einfach verglasten Fenster, die im Winter die Wärme durchließen, sind ausgetauscht worden, und die Türen des französischen Balkons sind jetzt weiß gestrichen, mit Jalousien an den Fenstern.

Veränderung.

Alles verändert sich. Bis auf mich.

Mix-CD. Vol. 3

Liebes Luftballonmädchen,

Track 1. Weil ich dir beigebracht habe, im Meer zu schwimmen
(hör nicht auf meinen Bruder, es war eindeutig ich).

Track 2. Weil es Bon Jovi ist. Sie brauchen keinen Grund.

Track 3. Weil nur 120 Meilen zwischen uns liegen, und das ist
eigentlich gar nicht so weit.

Track 4. Weil du nicht bist, was dir passiert ist.

Track 5. Weil du noch nie eine Sternschnuppe gesehen hast.

Luftballonjunge

x

Kapitel 14

Eliot ist früh dran am Freitag. Eine halbe Stunde zu früh. Mir ist gar nicht bewusst, dass er gekommen ist, bis ich meinen Koffer nach unten schleppe und seine Stimme höre. Ich finde ihn in der Küche, wo er im Türrahmen steht und mit Louise redet, die, wie immer, irgendetwas auf dem Herd umrührt.

»Früher habe ich ständig bei Shelby's eingekauft. Das war der einzige Laden, in den man gehen konnte«, sagt sie soeben. »Als der zugemacht hat, hatte ich eigentlich keinen Grund mehr, nach Hastings zu fahren, was, nehme ich an, wirklich schade ist.«

Eliot nickt, schwafelt von einem Mann mit einer »schlimmen Hüfte« und einem Pfandleihhaus, und Louise sagt »Oh, ja, Clint hat diesen Laden, seit er einundzwanzig war.« Ich habe Louise noch nie so viel reden hören, und sie klingt hellwach und fröhlich. Sie erinnert mich kaum an die Louise Dutch, die ich kenne.

»Hey«, sage ich von der Diele aus, und Eliot dreht sich zu mir um. Er trägt Jeans und ein weißes T-Shirt – mit dem Logo einer Band, von der ich noch nie gehört habe, auf der Brust –, das seine Sonnenbräune betont. »Du bist ja richtig früh dran.«

»Ich freue mich auch, dich zu sehen«, lächelt er, und dann ergänzt er schulterzuckend: »Es hieß, dass viel Verkehr sein soll. Bin früh losgefahren. Aber die Straßen waren frei, daher bin ich schon hier. Gehöre dir für eine ganze zusätzliche halbe Stunde.«

Louise sieht an ihm vorbei, und ihr Mund wirft mir ein leises, zuckendes Lächeln zu, bevor sie wieder zu dem Topf auf dem Herd sieht. Es riecht nach Knoblauch und Holzrauch hier unten. Sie macht wieder Gemüse-Chili, möchte ich wetten, oder ein Gewürz-Chutney aus all den Tomaten, die sie im Wintergarten anbaut.

»Verstehe«, sage ich. »Na ja, ich bin bereit, loszufahren, wenn du es bist.«

»Okay«, nickt Eliot. »Nun denn, Louise, es hat mich sehr gefreut, Sie kennenzulernen.«

»Oh, ganz meinerseits«, antwortet sie. »Wiedersehen, Emmie. Gute Reise.« Ich glaube nicht, dass sie mir je zuvor eine gute Reise gewünscht hat. Es ist nicht so, dass Louise unhöflich ist, aber sie ist die meiste Zeit äußerst zurückhaltend. Es widerstrebt ihr, würde man wohl sagen, sich auf jemanden einzulassen oder zu viel preiszugeben.

»Louise scheint nett zu sein«, meint Eliot, als wir uns in seinem Van anschnallen.

»Das ist sie. Ruhig.«

Er zieht eine dunkle Augenbraue hoch, sieht über die Schulter zum Heckfenster. »Tatsächlich?«, meint er. »Dort drinnen schien sie mir nicht besonders ruhig zu sein.«

»Na ja, vielleicht mag sie dich mehr als mich«, erwidere ich lächelnd.

Eliot lacht. »Ist ja auch schwer, es nicht zu tun.«

»Ich glaube, sie findet, dass ich ein kleiner Trauerkloß bin«, sage ich zu ihm. »Sie kann nicht verstehen, warum ich ständig nach Frankreich fahre, wo Luke doch so selten herkommt. Sagt mir, ich fahre öfter mit der Fähre als mit dem Bus, und was denn mit *seinen* Beinen sei. Und sie fragt mich ständig, ob ich bestimmte Jobs in der Lokalzeitung gesehen hätte.«

Eliot runzelt die Stirn. »Vielleicht sorgt sie sich einfach um dich.«

»Vielleicht«, erwidere ich. »Aber ich glaube auch, sie hält mich für irgendeine Art seltsame, verträumte junge Dame, die den Kopf in den Sand steckt.«

Eliot kichert, lässt seinen Gurt einrasten. »So bist du nicht.«

»Ich bin vieles«, erwidere ich lächelnd. »Aber das nicht.«

»Gut zu wissen.« Eliot lässt den Motor an und legt den Arm auf meine Rückenlehne, als er rückwärts aus der Auffahrt fährt. Kies knirscht unter den Reifen. »Emmie ist keine seltsame, verträumte junge Dame«, sagt er.

»Die den Kopf in den Sand steckt«, ergänze ich.

»Die den Kopf in den Sand steckt. Zur Kenntnis genommen.«

Wir fahren los, schlängeln uns die Küste hinunter, die Sonne spiegelt sich silbrig auf dem Wasser, und ich sage Eliot, dass er mich anschubsen soll, wenn er mich braucht.

Er stellt das Radio leiser, aus dem ein klassischer Rocksong dröhnt, der so klingt, als ob er von einem Mann gesungen würde, der eine Meile entfernt vom Mikrofon steht. »Was denn?«

»Macht es dir etwas aus, wenn ich meine Kopfhörer einstöpsle? Ich höre mir diesen Podcast an. Was man als Trauzeugen wissen muss ... oder Trauzeugin, in meinem Fall.«

Seine Mundwinkel heben sich. »Interessant.«

»Es ist nur, ich werde dich nicht hören, wenn du etwas zu mir sagst.«

»Schon okay«, sagt er. »Ich werde stattdessen klopfen. Eine Art Morse-Code.« Und dann singt er wieder leise zu der Musik im Radio mit. Ich starre aus dem Beifahrerfenster, versuche angestrengt, den Worten zu folgen, die in mein Ohr gesprochen werden, von Trauzeugen-Reden, von Junggesellenabschieden, aber sie verschwimmen alle ineinander, werden zu einem Wirrwarr aus Hintergrundgeplauder, und meine Gedanken schweifen ab, und mir wird schwer ums Herz. Denn früher, als ich ein Kind war, sah ich oft über dasselbe Meer hinaus, an dem wir jetzt vorbeifahren, und dachte an meinen Dad dort drüben. Diesen Freigeist, diesen gut aussehenden Fremden mit Augen oder Sommersprossen wie meinen, der keine Ahnung hatte, dass er eine Tochter hatte, die sich nach ihm sehnte, ein Meer weit entfernt. Er war zu beschäftigt, irgendwo anders, tourte mit seiner Band durchs Land, gut aussehend und stark, während begeisterte Fans neben dem Tourneebus oder vor den großen Eisentoren seiner Rockstar-Villa warteten und Hunderte von Händen Konzertprogramme und Textmarker wie Flaggen in die Luft hielten.

»Früher habe ich mir immer Rockbands im Radio angehört und mir vorgestellt, der Drummer wäre mein Dad«, erzählte ich Lucas

einmal. »Ich habe gedacht, mein Dad sei bei Bon Jovi – bis ich ungefähr zwölf war.«

»Bis dir klar wurde, dass Tico Torres nicht aus der Bretagne stammt?«, lachte er. »Oder Peter hieß.«

»Na ja, es freut mich, dass du das witzig findest, denn ich war todunglücklich, als mir klar wurde, dass mein Dad unmöglich ihr Drummer sein könnte.«

»Warum?«

»Weil das hieß, dass ich keinen Zugang zu Jon hatte. Keine Chance, ihn zu treffen, keine Chance, dass er mich über den Backstagebereich hinweg wütend anstarren und so tun würde, als ob er mich nicht leiden könnte, als ob er mich nicht einmal sähe, weil er ein Rockstar ist und Rockstars sich nicht verlieben. Keine Chance, dass er mich zu einer Party einlädt und mich vor einem Betrunknen rettet ... und mich dann im Regen, im Dunkeln küsst, bevor er sich in mich verliebt.«

Lucas lachte erneut, legte einen Arm um meine Schulter und sagte: »Du hast schon wieder Fan-Fiction gelesen, habe ich recht?« Und dann fügte er hinzu: »Aber dafür ist immer noch Zeit, Emmie Blue. Jon Bon wäre verrückt, nicht alles stehen und liegen zu lassen, sobald sein Blick auf dich fällt. Du wirst es schon sehen, wenn wir deinen Dad finden und er euch bekannt macht. Es ist eine Tatsache, dass alle Musiker sich kennen.«

Und ich glaube, dass das der Grund ist, weshalb sich mein Herz wie ein Briefbeschwerer anfühlt. Mein Dad wusste, dass es mich gibt. Er *weiß* es. Versucht er – erfolglos –, mich zu finden? Und wenn nicht, warum tut er es nicht? Hat er mich einfach vergessen? Ist er zufrieden damit, sein Leben zu leben, in dem Wissen, dass ich irgendwo dort draußen bin – dieser Mensch, der ein Teil von ihm ist?

Eliot klopft auf mein Bein. Ich ziehe einen Kopfhörer heraus und sehe ihn an.

»Irgendwelche Wünsche?« Er zeigt aus dem Fenster. Ich habe gar nicht mitgekriegt, dass wir angehalten haben, der Motor ist

abgestellt, das Radio ausgeschaltet. »Ich muss tanken. Schokolade? Süßigkeiten? Ein Sack Grillkohle?«

Ich lächele. »Nichts, danke.«

Eliot nickt und steigt aus. Mein Handy vibriert auf meinem Schoß. Eine Nachricht von Lucas. *Du bist also mit dem Lumpensammler unterwegs?*

Ich beuge mich vor, um im Seitenspiegel einen Blick auf Eliot zu werfen. Er steht gegen den Van gelehnt da, eine Hand unter der Achsel, die andere am Zapfhahn, die braunen Augen auf die laufende Benzinanzeige gerichtet. Ich suche nach Spuren von Beweisen, so wie damals, als ich ein Teenager war, dass Lucas und Eliot einen gemeinsamen Genpool haben. Sie haben die gleichen Schultern. Breit, rund. Und ihre Lippen. Ihre korallenroten Lippen und die Art, wie sie darauf kauen, wenn sie gelangweilt oder konzentriert sind. Genau das tut Eliot jetzt.

Ich: Bin sicher an Bord. Haben eben angehalten, um zu tanken!

Lucas: Kann es kaum erwarten, dich zu sehen :)

Ich: Ich auch x

Lucas: PS: Viel Glück mit Smeliot. Langweil dich nicht zu Tode.

Ich brauche dich heil hier.

Augenblicke später rutscht Eliot wieder auf den Fahrersitz. Er wirft mir einen Picnic-Schokoriegel in den Schoß.

»Ist das immer noch deine Lieblingssorte?«, fragt er, während er den Schlüssel in der Zündung dreht.

»Ja, wow. Gutes Gedächtnis. Danke.«

»Gern geschehen.« Eliot lächelt ironisch. »Du kannst deine Kopfhörer jetzt wieder einstöpseln. Ich klopfe an, wenn mir noch irgendetwas einfällt.«

»Schon gut.« Ich halte den Podcast an und wickele die Kopfhörer um mein Handy. »Er ist sowieso zu Ende.«

Eliot nickt, eine Hand auf dem Lenkrad, während er sich mit der anderen eine Sportflasche mit Wasser an die Lippen hält.

»Okay«, sagt er und trinkt einen Schluck. »Also, was wollen wir stattdessen machen? Operation STEN-Party planen, während wir fahren?«

Ich schüttele den Kopf. »Bin mir nicht sicher, ob die *Legende* glücklich damit wäre, dass wir irgendetwas ohne seinen unschätzbaren Input organisieren. Er wird morgen auch da sein, weißt du. Bei dieser Hotel-und-Drinks-Geschichte.«

»Natürlich wird er das. Tom Boding lässt sich nie eine Feier entgehen – oder eine Gelegenheit, schlecht zu tanzen«, sagt Eliot. »Okay. Wie wär's dann, wenn du mir stattdessen von dem Vorstellungsgespräch erzählst, vor dem du davongelaufen bist, als ich dich angerufen habe?«

Ich sehe ihn an, schüttele wieder den Kopf. »Lieber nicht. Falls es dir nichts ausmacht.«

»Nein. Tut es mit Sicherheit nicht«, sagt er. »Na schön, wie wär's dann, wenn *du* das nächste Gesprächsthema auswählst? Nur, äh, nicht wieder Schicksal. Oder glückliche Fügungen. Falls es dir nichts ausmacht.« Er schenkt mir ein Grinsen, das seine Augen funkeln lässt, und ich muss unwillkürlich lächeln.

»Wenn du mir nicht diesen Picnic-Schokoriegel mitgebracht hättest, hätte ich dich jetzt Idiot genannt.«

»Ah.« Eliot grinst. »Taktik.«

Wir fahren zurück auf die Schnellstraße – fließender Verkehr, glatter Asphalt, blauer Himmel –, und Eliot klickt auf den Pfeiltasten an der Stereoanlage herum, geht Sender durch. Er entscheidet sich für einen, und leise Musik ertönt. Ein sanfter, langsamer Beatles-Song, und Eliot klopft mit den Fingern auf dem Lenkrad den Rhythmus mit.

Und ich weiß nicht, ob es an den vielen Anrufen bei meiner Mum liegt, die unbeantwortet sind, an der ruhigen Stille zwischen Eliot und mir, die darauf wartet, ausgefüllt zu werden, oder daran, dass ich genau neben jemandem sitze, bei dem ich früher einmal ganz ich selbst sein konnte, aber ich sage es ihm.

»Ich habe neulich ein Päckchen bekommen. Geburtstagskarten. Von meinem Dad. Von damals, als ich ein Kind war. Und auf der Rückseite steht eine Adresse ... «

Kapitel 15

Samstag, 10. Juni 2006

»Du kannst keine Maltesers wählen, Luke.«

»Warum nicht?«

»Weil Maltesers keine Schokoriegel sind, und der ganze Sinn davon, einen Schokoriegel für den Rest deines Lebens zu wählen, ist es, einen Schokoriegel zu wählen.«

»Aber das ist doch Schwachsinn.« Lucas schiebt mit einem Finger die Sonnenbrille auf seiner Nase hoch und reckt das Gesicht zum Himmel. »Und ich bleibe dabei.«

»Na schön.« Eliot sieht zu mir herüber und schüttelt lächelnd den Kopf. »Und du bleibst bei einem Picnic?«

»Eher friert die Hölle zu, als dass ich einen anderen wähle.«

»Aber mit diesen ganzen Rosinen, das ist ziemlich viel Frucht.«

»Eliot, es ist ein Picnic, und das ist mein letztes Wort.«

»Okay. Und ich bleibe bei Dairy Milk.«

»Aber nur, weil du ein langweiliger Blödmann bist«, sagt Lucas neben mir auf der Sonnenliege. »Also los, was als Nächstes? Wie wär's mit ... Kartoffeln? Wähle eine Zubereitungsart von Kartoffeln, die du für den Rest deines Lebens essen willst. Ich fange an. Kartoffelbrei.«

»Kartoffelbrei?« Eliot verzieht das Gesicht und schiebt sich die Fliegerbrille über die Augen. »Ich bin vielleicht langweilig, Mann, aber du bist eklig.«

Es ist ein sonniger, wolkenloser Tag, und wir sitzen im Garten der Moreaus, Lucas und ich auf den bettenartigen Sonnenliegen, während Eliot auf einem altmodischen marineblauen Liegestuhl lümmelt. Jean und Amanda sind weggefahren, um Sachen für ein Barbecue zu meiner und Lucas' Geburtstagsparty einzukaufen, und

wie immer, wenn ich hier bin, habe ich einen absolut wundervollen Tag – bis jetzt. Was heißt, dass ich mich ein bisschen beklommen fühle. Es ist seltsam, aber in Momenten wie diesen, mit Lucas und Eliot, während unsere Wangen vom Lachen wehtun, mit nichts zu tun, außer uns alberne Spiele auszudenken, um uns die Zeit zu vertreiben, mit kalten Limonaden zu unseren Füßen, der Sonne am Himmel und nichts als schönen Plänen im Kopf, fühlt es sich fast riskant an, so glücklich zu sein. Als ob ich all die Dinge, die schiefgehen könnten, provoziere, dass sie wirklich passieren. Denn vor Luke war alles so fürchterlich, so hoffnungslos. Ich habe meine beste Freundin verloren, weil sie ihrem Dad mehr glaubte als mir. Weil sie glaubte, dass ich nur eine dumme, verknallte Jugendliche war. Dass es ihre Familie war, die missbraucht wurde, durch meine Lügen. Eine Familie, die ich fünf Jahre lang gekannt hatte, der ich vertraut und die ich idolisiert hatte – Georgias Mum, ihre Schwester Megan und natürlich Robert. Sogar Georgias Großmutter, die freitagabends immer auf ein Take-away vorbeischaute, wenn ich dort übernachtete, mit Pyjama und Popcorn. Robert war immer so witzig, so interessiert an Georgia und mir. Und ich habe sie verloren. Im Handumdrehen. Mitschüler, die mir Stifte geliehen, über meine Witze gelacht, mir Komplimente zu meiner neuen Tasche gemacht hatten, begannen, über mich zu lachen und mich anzufauchen, und bedachten mich mit solch grässlichen Schimpfwörtern, dass ich kaum darüber nachdenken, geschweige denn sie laut aussprechen kann. Selbst die Lehrer. Die meisten waren freundlich, aber oft ertappte ich ein paar von ihnen dabei, wie sie mich aus dem Augenwinkel ansahen. Ich war ein Rätsel, nehme ich an, mit meinen fehlenden Einverständniserklärungen für Schulausflüge, einer Mum wie meiner, die die meiste Zeit abwesend war, aber lange Beschwerdebriefe über die Sinnlosigkeit der Themen verfasste, die ich lernte, als wäre sie alles andere als abwesend. Mein Leben verlor alle Wärme, alle Liebe nach dem Sommerball. Und dann: Freunde wie Lucas und Eliot – eine Familie wie diese ... Ein *Leben*

wie dieses, all die Akzeptanz. Diese Liebe. Es fühlt sich zu schön an, um wahr zu sein. Jedenfalls für mich.

»Na los, Em«, sagt Lucas, streckt eine Hand über die kleine Lücke zwischen den Sonnenliegen aus und stößt mein Knie an. »Kartoffeln. Sag schon.«

Ich zögere. »Es müssen Pommes frites sein.«

»Ja!« Eliot klatscht langsam in die Hände, während Lucas aufstöhnt. »Selbst gemachte Pommes frites, das sage ich.«

»Pommes frites von der Pommesbude oder selbst gemacht, nichts anderes«, sage ich.

»Oh, ja, die, die du machst, Em, sind wirklich verdammt gut«, bestätigt Lucas, eine Hand hinter den Kopf gelegt. »Aber ich denke, ich werde trotzdem bei Kartoffelbrei bleiben.«

»Kartoffelbrei ist scheiße«, sagt Eliot. »Entschuldige, Kumpel, aber für mich klingt das nach Schulessen.«

»Na und? Das Schulessen war saumäßig gut, was redest du denn, El?«

»Lass das *gut* weg, dann liegst du goldrichtig. Unser Schulessen war saumäßig.« Eliot schlürft seine Limonade und schenkt mir ein träges Lächeln. »Du bist dran, Em. Wähl die nächste Frage aus.«

Ich lege den Kopf auf die Seite. »Ähm. Promi-Schwarm? Du kannst nur einen für den Rest deines Lebens haben.«

»Abgemacht«, gähnt Lucas.

»Ich fange an«, sage ich. »Jo...«

»*Jon Bon Jovi*«, sagen Eliot und Lucas gleichzeitig, und wir drei sehen uns an und lachen schallend los. Die Jungen beugen sich vor und klatschen sich ab.

»Gut gemacht«, sagt Lucas, und dann sieht er mich an und grinst. »Zu leicht«, ergänzt er. »Es ist immer Jon.«

Meine Wangen schmerzen vom Lächeln, und jetzt kann ich kaum glauben, dass ich letzte Woche den Kontakt zu Georgia gesucht habe. Es war ein schwacher Moment, nehme ich an. Ich war allein, in der College-Cafeteria, und sie auch. Ich blickte sie über den Raum hinweg an, und ich sah in einem einzigen Moment eintausend

Erinnerungen vor meinem geistigen Auge ablaufen. Wie wir uns in der siebten Klasse gegenseitig die Haare machten. Wie ihre Mum, als wir vierzehn waren, mit uns zu einem Busted-Konzert gefahren ist und jeder von uns ein Poster gekauft hat und wir so aufgeregt waren, dass wir weinten, als sie die Bühne betraten. Wie wir beieinander übernachteten, mit dem Kopf an den Füßen der anderen. Kuchenbacken. Make-up. Sonntagsbraten. Und ich war so unendlich traurig bei dem Gedanken, dass wir das alles geteilt hatten und jetzt nicht einmal mehr Hallo sagen konnten. Es war nicht ihre Schuld. Es war seine. Nicht ihre. Nicht meine. Seine. Aber ich hatte kaum den Mund aufgemacht, kaum ihren Tisch erreicht, als sie schon aufstand und sagte: »Wag es nicht, Emmie. Verdammt, wag es bloß nicht.«

»Du magst Blondinen, oder, El?«, durchbricht Lucas meine Gedanken. »Ich meine, du sagst immer, du hast keinen Typ, aber du hast einen.«

»Ich nehm's an«, antwortet Eliot und sieht mich dann an. »Wohingegen er sie einfach mag, wenn sie Augen, Nase und Mund haben, stimmt's, Emmie?«, sagt er zu mir, und Luke lacht schallend auf.

»Hey, du kannst mich mal«, sagt er. »So schlimm bin ich nicht. Oder?«

»Oh, doch, das bist du«, sage ich zu Lucas. »Tut mir leid, und ich mag dich, aber du stehst einfach auf *jede*.«

»Was normal ist für einen heißblütigen jungen Mann, schönen Dank auch.«

Eliot zuckt mit den Schultern. »Ich weiß nicht. Ich stehe eigentlich immer nur auf eine zur selben Zeit.«

»Egal«, sagt Lucas, rollt sich auf die Seite und nickt mir zu. »Weiter. Filme. Und du sagst besser keinen dieser grauenhaften Streifen, die ich mir immer mit dir ansehen muss, Em. Die sind tabu.«

Ich brauche Georgia nicht. Ich habe Lucas. Ich habe Eliot. Das wird immer genug sein.

Kapitel 16

Marie hält ein puderblaues Kleid an meinen Körper und lächelt.

»Diese Farbe und deine blonden Haare«, sagt sie lächelnd, »das ist ein wahr gewordener Traum.«

»Ich liebe dieses Blau«, erwidere ich, und sie hängt das Kleid zurück auf den Ständer, die braunen Augen auf die Reihe mit Kleidern geheftet – Wolken in Beige-, Blau- und Gelbtönen. Sie greift nach einem anderen.

»Oh! Das hier würde auch gehen, oder?« Ein Kleid an einem gepolsterten Bügel baumelt von ihrer Hand.

»Auf jeden Fall.« Ich fahre mit einer Hand über den Stoff in Maries Händen. Jean, Lucas und Tom sind den Vormittag über bei Jeans Schneider.

Als ich am Morgen aufwachte, mir die Augen rieb und mich im Bett aufsetzte, wunderte ich mich, als Minuten später Marie an die Tür klopfte und nicht Lucas. Ich sah aus wie eine Art Sumpfgeschöpf, und sie stand da, die Haare glänzend und geföhnt, das Gesicht geschminkt, von Kopf bis Fuß in perfekte, aber lässige Pariser Mode gekleidet, einen Schlüssel in der Hand.

»Kein Grund zur Eile«, sagte Marie, »aber die Jungs sind schon auf, und ich dachte, wir Mädchen hätten ein bisschen Zeit für uns verdient. In der Nähe von Lucas' Büro gibt es eine Boutique, die wunderschöne Ballkleider hat. Ich dachte, wir könnten sie uns vielleicht ansehen?«

Eine halbe Stunde später saßen wir in Maries makellosem Wagen und schlängelten uns über die belaubten Landstraßen, während sie nonstop von ihrem Unternehmen redete – einem neuen Deli, den sie demnächst eröffnet. Ich hörte zu, aber meine Gedanken schweiften ständig ab, zu Lucas' Miene, als er uns zum Abschied winkte. Ich bin sicher, es ist die gleiche Miene, die er aufsetzen würde, um seinen

beiden Kindern an ihrem ersten Schultag zum Abschied zu winken. Eine stolze Miene. Dieses »Und da gehen sie dahin«-Lächeln. Und warum sollte er das nicht auch tun? Es ist eine Traumsituation, oder? Deine Verlobte versteht sich prima mit deiner besten Freundin.

»Wenn du irgendein Kleid in einem Stil siehst, der dir gefällt, lass es mich einfach wissen. Wenn es nicht perfekt ist, macht es nichts, denn meine, äh ... äh ...« Marie hält inne, hebt den Blick zum Himmel, sucht nach dem englischen Wort. »Schneiderin?«

Ich nicke.

»Ja, na ja, sie hat gesagt, sie kann alles machen, was wir wollen, anpassen, ändern ...«

Maries Englisch ist fast perfekt, mit diesem heiseren, sexy französischen Akzent, bei dem so viele Leute dahinschmelzen. Sie hat in London studiert, und ihre Mutter ist in Cornwall geboren. Wie Lucas hat sie einen französischen Dad, und er und Marie betreiben zusammen einen Deli. Einen, der Zeug an Fitnessstudio-Kunden und Gesundheitsbewusste verkauft. Eiweißshakes, Säfte, frische Salate, Brownies, die zu neunundneunzig Prozent aus Datteln bestehen, und unglaublich viel Zeug aus Avocados. So haben Lucas und sie sich ursprünglich kennengelernt. Der Deli hatte eben erst eröffnet, und Lucas war nach einer Session im Fitnessstudio zum Lunch dorthin gegangen. Letztendlich hatten sie so viel miteinander geredet, dass sie zusammen aßen.

»Es waren die Avocados, stimmt's?«, fragte ich Marie bei unserer ersten Begegnung. »Das ist das Einzige, was Lucas isst. Ich glaube, er geht mit ihnen ins Bett. Gibt ihnen einen Gutenachtkuss. Massiert sie. Hört sich ihre Probleme an.«

Marie kicherte wie verrückt und umklammerte meinen Arm. »Das waren sie wirklich. Wir hatten *zwei* Avocadogerichte. Ich esse auch so viel davon. Ich mache sogar *Haarspülungen* damit.«

»Ein Traumpaar«, sagte ich, und Lucas lächelte.

Jetzt stoße ich Maries Arm an.

»Was würdest du sagen«, frage ich mit gedämpfter Stimme, »wenn ich auf dem hier bestehen würde?« Ich zeige auf ein winziges

rotes Minikleid, das nur Rosie und Mariah Carey tragen könnten.

»Oh.« Marie lacht. »Aber wenn es das ist, was du willst, Emmie, würde ich mich sehr freuen, wenn du es trägst.«

Wir schlendern durch den Laden, können einander kaum hören über die dröhnende Tanzmusik hinweg, die aus der Stereoanlage des Geschäfts schallt, aber wir beide reden trotzdem die ganze Zeit, und ich verspüre einen Stich von etwas, das sich nach Schuldgefühlen und Liebeskummer zugleich anfühlt, als Marie sich zu mir umwendet und sagt »Ich bin schon so aufgeregt, Emmie.« Es ist, nehme ich an, die Scham darüber, mir insgeheim zu wünschen, das hier würde nicht passieren. Marie schießt ein Foto von einem Kleid an einer Schaufensterpuppe, sieht auf ihr Telefon und tippt auf ihrer WhatsApp-Tastatur vor sich hin, schickt das Bild aufgeregt ihren Brautjungfern, damit sie es an ihr gemeinsames Pinterest-Board pinnen können. Mit einem quälenden, flauen Gefühl im Magen frage ich mich, was sie tun würde, wenn sie es wüsste – wenn ich ihr hier und jetzt sagen würde, was ich erwartet hatte, das Lucas mich an jenem Abend im Le Rivage fragen würde.

»Emmie.« Marie hakt sich mit ihrem schlanken Arm bei mir unter. »Was meinst du? Wollen wir einen Happen essen?«

»Na klar. Ich könnte auf jeden Fall etwas zu essen vertragen. Und vor dieser Musik flüchten.«

»Ich lade dich ein«, sagt sie. »Dafür, dass du unsere Trauzeugin bist. Und dafür, dass ich dich heute so früh geweckt habe.«

»Oh, ich bin froh, dass du das getan hast«, erwidere ich lachend. »Wenn ich keinen Wecker habe, könnte ich locker dreizehn Stunden schlafen.«

Marie drückt sich an mich und lacht warmherzig.

»Luke hat mir erzählt, dass du eine *echte Langschläferin* bist. Und jetzt komm, ich kenne ein wunderschönes kleines Lokal. Es wird dir gefallen.«

Marie führt uns zu einem kleinen, etwas chaotischen Café in einer Kopfsteingasse, mit rustikalen runden Tischen und leeren Blechbüchsen mit Besteck in der Mitte. Es riecht nach kräftigem

Kaffee und Knoblauch, und wir setzen uns an einen der Tische im Freien.

Es ist erst elf, daher bekommen wir eine Frühstückskarte gereicht – ein Blatt Papier, das an einem hölzernen Klemmbrett befestigt ist; der Text ist klein und ordentlich, als ob er auf einer Schreibmaschine geschrieben wurde. Marie beugt sich vor. »Die Waffeln mit Schokolade, o mein Gott.«

»Gut?«, frage ich, und sie seufzt und sagt »Himmlisch, Emmeline.« Dann erstarrt sie. »Gott. Ich sage sonst nie Emmeline. Entschuldige, ich weiß nicht, warum ich das eben gesagt habe. Du magst es nicht, so genannt zu werden, stimmt's?«

Hitze schießt in meine Wangen. »Eigentlich nennt mich niemand Emmeline«, antworte ich. »Aber es muss dir nicht leidtun. Überhaupt nicht.«

»Doch, das sollte es. Ich denke, man sollte es respektieren, wenn jemand bei einem bestimmten Namen genannt werden möchte«, sagt sie, und ich will am liebsten die Hände ausstrecken, ihr Gesicht halten und ihr sagen, dass es mir leidtut, weil sie so verdammt *nett* ist.

»Meine Mum nennt mich Emmeline«, sage ich. »Jean hat es früher auch getan, ehrlich gesagt. Er hält nichts davon, Namen abzukürzen.«

Marie verdreht die Augen und hebt einen Ellenbogen, um ihn auf die Holzplatten des Tische zu legen. Sie stützt das Gesicht in die Hand. »Ist es nicht schockierend, dass es ein Mann ist, der den Wunsch einer Frau ignoriert?«, sagt sie leise. »Also, du wurdest Emmeline getauft?«

»Oh, nein«, antworte ich, »ich wurde überhaupt nicht getauft. Meine Mum hat eigentlich nie an so etwas geglaubt. Aber es steht auf meiner Geburtsurkunde. Meine Mum hat den Namen geliebt. Außerdem ist mein Dad aus Frankreich.« Mein Mund ist wie ausgedörrt, als ich diese letzten Worte sage. »Es ist Jahre her, dass ich Emmeline genannt wurde, das ist alles.«

Sie nickt, und ihre mandelförmigen Augen blicken ernst, aber sie fragt nicht weiter nach, was mir verrät, dass sie entweder mehr weiß, als ich ihr gesagt habe, oder sehen kann, dass ich eigentlich nicht mehr als das sagen will. Robert hat mich Emmeline genannt, hat meinen Namen so oft in kurzen Gesprächen verwendet, dass es sich manchmal seltsam anfühlte, als ob es Absicht wäre. An jenem Abend hat er mich Emmeline genannt. Heiß und nass an meinem Nacken und Ohr, mein Hinterkopf hart gegen die Tür gepresst. Danach konnte ich es kaum noch ertragen, den Namen zu hören.

»Also, Emmie, wollen wir bestellen?« Marie lächelt warmherzig und räuspert sich. Ein Kellner verharret neben der Tür, wartet, und sein Blick huscht von uns zu den beiden Paaren, die an Nachbartischen essen und sich leise unterhalten. »Bist du so weit? Ich versuche im Moment, meinen Koffeinkonsum einzuschränken, aber *ein* Americano kann doch sicher nicht schaden, oder?«

Wir bestellen unser Essen – entscheiden uns beide für die Waffeln mit Schokoladensoße –, und Marie erzählt mir von den schlechten Hochzeitsträumen, die sie immer wieder hat, obwohl es noch immer acht Monate sind, bis sie Lucas heiraten wird. Sie fragt mich auch nach meiner Fahrt hierher mit Eliot, und ich sage ihr, dass sie nett war.

»Glatt, kein Verkehr.«

Ich sage ihr nicht, dass wir eine ganze Stunde über meinen Dad und die Geburtstagskarten geredet haben und sogar über Mum – oder wie sehr es mir geholfen hat, es ihm zu erzählen. Ich fühle mich leichter, seit ich mit Eliot geredet habe. Als ob er mir einen Teil des Gewichts genommen hätte, das mich heruntergezogen hat.

Ein lächelnder Kellner bringt unser Essen, und wir sitzen im Schatten und sehen zu, wie die Welt im Sonnenschein vorbeisclendert. Der kräftige Geruch von geschmolzener Schokolade und Kaffee und einer Selbstgedrehten von einem Mann am Nebentisch umfängt uns. Mums Ex, Den, hat immer Selbstgedrehte geraucht. Er stand an der Haustür und blies den Rauch ins Freie, während ich an der Türklinke hing und ihm von

jeder einzelnen Stunde meines Schultags berichtete. Ich liebe diesen Geruch, und ich spüre, wie sich Wärme in mir ausbreitet, als ob sich eine Katze zusammengerollt in meinen Schoß schmiegt.

»Ich kann noch immer nicht glauben, wie ihr beide, du und Lucas, euch kennengelernt habt«, sagt Marie und rückt die Serviette in ihrem Schoß zurecht. »Dieser ... Zufall.«

»Ich weiß. Mir fällt es selbst noch immer schwer zu glauben, dass er ihn gefunden hat, so viele Wochen später.«

»Deinen Ballon?« Sie spricht »Ballon« französisch aus, und ich mag es, wie das klingt.

»Ja«, sage ich lächelnd. »Ich erinnere mich noch immer, wo ich war, als ich die erste E-Mail bekommen habe.«

Marie strahlt mich an, braune Haut, glatt, und eine Linie zeigt sich über ihrer Oberlippe, als sie lächelt. »Was stand darin?«

Ich erinnere mich an jedes Wort, und natürlich habe ich die E-Mail ausgedruckt und in einen Umschlag gesteckt, der jetzt wieder sicher verstaut in einem Schuhkarton unter meinem Bett liegt.

Hi Emmeline,

mein Name ist Lucas Moreau. Ich bin 16 und lebe in Le Touquet, Frankreich. Ich habe gestern deinen Luftballon an einem Strand bei Boulogne-sur-Mer gefunden. Er hat ein Meer überquert und über hundert Meilen zurückgelegt!

Ich bin aus London. Wir sind eben erst hierhergezogen.

Ich hoffe, die Tatsache, dass ich ihn gefunden habe, heißt, dass du irgendeine Art Preis gewinnst!!!

Gut gemacht, du und dein Luftballon.

Lucas x

PS: Ich hoffe, es geht dir gut.

»Nur dass er meinen Luftballon in Boulogne-sur-Mer gefunden hat«, sage ich zu Marie, »und dass er eben erst umgezogen war. Ich war so aufgeregt, als ich diese E-Mail bekommen habe. Im Ernst. Weil ich französische Wurzeln habe und das alles. Ich konnte es kaum

glauben.« Ich sage sonst nichts – wie ich die E-Mail auf einem Computer in Mrs. Beechs Klassenzimmer anklickte und mich in der Mittagspause vor den anderen Schülern versteckte und mir die Tränen über die Wangen liefen. Und ich sage ihr nicht, dass Lucas' PS an jenem Morgen wie eine sanfte, wortlose Umarmung war, als ich mein Postfach öffnete. In jenem Moment war dieser Fremde auf der anderen Seite des Meeres – der Luftballonjunge – der einzige Mensch auf der ganzen Welt, der sich sorgte.

»Das ist so entzückend«, seufzt Marie verträumt. »Er hat mir erzählt, dass du ihm DVDs und Gläser mit Lebensmitteln geschickt hast.«

Ich lache. »Ja, Marmite. Die Brausebonbons von Tesco. Alles, was er von zu Hause vermisst hat.«

»Und er hat dir im Gegenzug französische Lebensmittel geschickt?«

»Nein«, antworte ich. »Nein, um genau zu sein, hat er mir CDs geschickt.«

»CDs?«

»Mix-CDs, die er aufgenommen hat. Musik.«

»O Gott.« Marie lacht, und ihre Finger berühren meinen Unterarm auf dem Tisch. »Du Ärmste. Der Musikgeschmack meines Verlobten lässt viel zu wünschen übrig, findest du nicht auch?«

»Wirklich? Na ja, vielleicht hat er sein Talent verloren«, erwidere ich. »Okay, hin und wieder ist ihm vielleicht ein Jason Donovan untergekommen, aber eigentlich war seine Auswahl damals gar nicht schlecht. Er hat mich mit vielen Songs und Bands bekannt gemacht, von denen ich noch nie etwas gehört hatte.«

Marie lacht wieder. »Mir *graut* schon vor unserer Hochzeits-Playlist.«

»Oh, na ja, ich werde ihn an die Leine nehmen«, sage ich zu ihr, und sie beugt sich über den kleinen runden Tisch, ihre Augen auf meine gerichtet.

»Ich weiß, dass du das tun wirst«, sagt sie süß, und dann hält sie inne, den Blick noch immer auf mich geheftet, und ihr Lächeln

schwindet. »Er wirkt doch glücklich, oder? Was meinst du?«

Ich muss schlucken bei der Art, wie sie mich das fragt. Ich erkenne etwas in ihren Augen. Sorge. Beklommenheit.

»Ja«, antworte ich. »Natürlich.«

»Du kennst ihn besser als irgendjemand sonst, das sagt er mir immer. Und ...« Marie greift nach ihrem Kaffee, trinkt aber nicht. Eine Stütze, denke ich, für ihre nervösen Hände. Ich spüre, wie mein Herz in meiner Brust zu hämmern beginnt. Wird sie mich fragen? Wird sie mich fragen, ob ich Gefühle für ihn habe, ob ich glaube, dass er Gefühle für mich hat? »Ich hatte kein Glück, Emmie«, sagt sie schließlich. »Ich bin vierunddreißig, und ich hatte genug Liebeskummer für dich, mich und alle anderen in diesem Café.« Sie lächelt mich an, mit glänzenden Augen. »Und Lucas. Na ja, mit Lucas ... Ich weiß, wir haben uns oft getrennt, sind wieder zusammengekommen, es gab unsere dummen Streitereien, Misstrauen, aber ich habe das Gefühl, diesmal ist es anders. Und ich weiß, es ist ein Klischee, es ist das, was vermutlich jeder sagt ...« Sie hält inne und sieht zu mir hoch, und einen Moment lang fürchte ich, dass sie mir sagen wird, sie könne das laute Trommeln meines Herzens hören; dass sie mich fragen wird, warum es so hart hämmert. Aber stattdessen sagt sie: »Ich bin so glücklich. Ich bin *verlobt*. Lucas will mich heiraten. *Mich*. Er hat in seinem ganzen Leben nie eine andere Frau gewählt, um ihr einen Antrag zu machen. Um sie zu heiraten. Und ich habe das Gefühl, es ist ...«

»Zu schön, um wahr zu sein«, ergänze ich. Mir ist kaum bewusst, dass ich Tränen in den Augen habe, bis ich spreche und meine Worte schwerfällig und unsicher klingen. Lucas' Ex-Freundin schießt mir für einen Moment durch den Kopf. Lucas war mit ihr verlobt, als er zwanzig war. Aber damals waren sie fast noch Kinder. Es hat nicht lange gehalten. Ich frage mich, ob Marie es weiß.

»Ja«, erwidert Marie. »Das ist es, Emmie. Du verstehst das. Ich bin so glücklich, dass es mir Angst macht.«

Es ist keine Frage, aber ich nicke trotzdem. »Das verstehe ich«, sage ich leise. »Wirklich.«

Marie sieht mich an, lacht, hält sich einen Knöchel ans Auge. »Gott, es tut mir leid. Ich weine bei jeder Kleinigkeit, behauptet mein Vater. Lass dich nicht davon anstecken.«

Ich sage ihr, dass sie sich nicht entschuldigen soll, und obwohl mir der Appetit jetzt gründlich vergangen ist, verjagt von dem Herzen, das mir vor ein paar Momenten in den Magen gerutscht ist, wo es jetzt schwer und traurig sitzt, essen wir weiter.

»Ich kann es kaum erwarten, dass du heute Abend das Hotel siehst, Emmie«, sagt Marie nach einer Weile. »Ich finde es so nett, dass wir uns alle vor der Hochzeit treffen und den Veranstaltungsort kennenlernen, weißt du? Und warte, bis du die Bar siehst: die besten Cocktails. Und auch die *beste* Tanzlocation. Sie hat Preise gewonnen, weißt du, für die Musik, das Ambiente ... «

»Die beste Tanzlocation«, wiederhole ich. »Dir ist aber schon klar, dass Tom auch kommt? Ich fürchte, nach heute Abend könnten ihnen ihre Preise aberkannt werden.«

Marie lacht schallend auf, eine gepflegte, manikürte Hand vor dem Mund, und sagt »Hast du gesehen, wie er mit den Hüften wackelt?«

»Ja«, sage ich. »Oft. Und er hat sich überhaupt nicht gebessert. Ich habe Tom das erste Mal tanzen sehen, als Lucas und ich achtzehn wurden, und ich schwöre, seitdem ist es nur noch schlimmer geworden, falls das überhaupt möglich ist. Ich hoffe, er lässt seine Hüften heute Abend in seinem Hotelzimmer.«

Marie beugt sich vor und flüstert: »Und den Rest von sich auch.«

Ich fühle mich fehl am Platz. Ich trage ein Kleid, das ich seit fünf Jahren habe, das an der Achsel zweimal genäht ist, und ich habe dreißig Euro in meinem Portemonnaie, was der Preis für einen der teuersten Cocktails auf der Karte ist. Ich konnte nicht umhin, das dicke Bündel Geldscheine in Lucas' Brieftasche zu bemerken, als er die erste Runde holte, und ich habe versucht, ihm auszuweichen. Einen Drink anzunehmen, heißt nämlich, einen Drink auszugeben, und ich bezweifle, dass auch nur eine Menschenseele in unserer Gruppe Leitungswasser trinkt.

Wir haben eine Sitznische mit Samtbezügen und einer Pendelleuchte in der Tischmitte in Beschlag genommen. Eliot und seine Freundin Ana (die noch kein Wort an mich gerichtet hat, seit wir die Hotelbar betreten haben) kuscheln sich in einer Ecke aneinander, und ich sitze in der gegenüberliegenden Ecke neben Lucas, mit Marie auf seiner anderen Seite. Sie lächelt und unterhält sich kurz mit Tom, der verschwitzt von der Tanzfläche zurückgekehrt ist.

Lucas legt mir einen Arm um die Schultern und drückt mich an sich. Er weiß es immer, wenn ich mich beklommen fühle oder nervös bin, denn dann kommt jedes Mal dieser starke Arm und drückt mich. Dieser Arm, der Schutz, das Drücken – ein wortloses »Alles ist gut. Ich bin hier, genau neben dir«. Es war hauptsächlich nach unserem neunzehnten Geburtstag, dass ich diesen Arm am dringendsten brauchte. Ein Abend, auf den Lucas, Eliot und ich uns wochenlang gefreut hatten – eine Hausparty. Ein riesiger aufblasbarer Swimmingpool. Ein Barbecue. Cocktails, an Jeans Bar gemixt. Ein Abend, dem wir entgegenfieberten. Ein Abend, der letztendlich einen Keil zwischen mich, Lucas und Eliot trieb. Die beiden Menschen, die alles über mich wussten, weil ich es ihnen anvertraut hatte. Und das hätte ich nicht tun sollen. Eliot hat es verraten. In einem einzigen dummen Moment, der mich letztendlich meilenweit zurückwarf, mich aus dem Gleichgewicht brachte. Ich brach seinetwegen das College ab, zog nach Shire Sands, in eine neue Wohnung, eine neue Stadt, die sich fremd anfühlte, aber wenigstens war sie weit weg von allem und allen, die ich kannte. Und ich würde es überstehen, da war ich mir sicher, dank Lucas. Mit seinem Arm um mich. Den Kopf an seine Brust gelegt, seine Lippen an meinen Haaren, während ich auf das kräftige, verlässliche Schlagen seines Herzens lauschte.

»Hey«, sagt er mir jetzt ins Ohr, Whiskey in seinem Atem. »Wo bist du, Emmie Blue?«

Ich sehe zu ihm hoch. »In einer Bar«, antworte ich über die Musik hinweg. »Mit Toms anzüglichen Hüften.«

Lucas lacht, und Fältchen bilden sich in seinen Augenwinkeln.

Es ist brechend voll. Als Lucas die Bar des Fünfsternehotels in Le Touquet erwähnte, in dem er heiraten würde, erwartete ich ein klimperndes Piano und Lampenschirme aus den Zwanzigerjahren und nicht *das hier*. Es erinnert mich an eine Bar in London an einem Samstagabend. Mir dröhnen die Ohren von den Schichten über Schichten von Musik, dem Klirren von Gläsern und Flaschen und dem Geplapper Hunderter Stimmen, die verzweifelt versuchen, sich Gehör zu verschaffen. Die Lichter sind gedämpft, bis auf die riesigen, bläulich schimmernden Paneele hinter der Bar, welche die Barleute in ihren weißen Hemden in ein tiefes Violett tauchen. Die Luft ist ein Dunst aus Parfüm und Wein. Leute tanzen auf der winzigen Tanzfläche, und genau dorthin geht Tom jetzt wieder, wo er schon fast den ganzen Abend war, und tanzt, als hätte er in seiner Unterhose eine Familie lebender Aale gefangen.

»Es ist wirklich außergewöhnlich, stimmt's, Emmie?«, lacht Marie, die sich über Lucas zu mir herüberbeugt, eine Hand auf seinem Schenkel.

Ich nicke. »Er hat nur einen einzigen Tanzschritt drauf.«

»Entschuldigung?«

»Er hat nur einen einzigen Tanzschritt drauf!«, brülle ich über die Musik hinweg, und sie lacht und nimmt einen Schluck von ihrem Cocktail. Ana, uns gegenüber, bricht über irgendetwas, das Eliot gesagt hat, in lautes Gelächter aus, und ich fange seinen Blick auf. Er lächelt mich an und nippt an seinem Bier, Anas Arm um sich, eine Hand an seiner Brust. Neben ihr sitzt Lucille, Maries erste Brautjungfer, die nicht ein einziges Mal von der Unterhaltung aufgesehen hat, die sie lächelnd mit einem gut aussehenden Mann führt, der sich keine zehn Minuten nach unserer Ankunft an der Bar an sie herangemacht hat. Er hat sich beinahe sofort zu uns gesellt, völlig fasziniert von Lucille. Aber das ist eigentlich kein Wunder. Lucille ist wunderschön. Wie ein Fünfzigerjahre-Filmstar oder so. Die beiden sehen aus wie ein GIF aus einem Schwarz-Weiß-Film, mit ihrem verträumten Lächeln und ihren Martinigläsern.

»Hast du nicht Lust, ihm Gesellschaft zu leisten?« Eliot beugt sich vor, Anas lange Finger trommeln jetzt neben ihm auf das Display ihres Telefons.

»Wem, Tom?«, brülle ich.

Eliot nickt.

Ich schüttele den Kopf. »Ich glaube, es ist eine Sicherheitsvorschrift, Leuten, die so tanzen, aus dem Weg zu gehen.«

»Ach, ich weiß nicht, du könntest ein, zwei Dinge lernen.« Eliot grinst und fängt an, Tom nachzuäffen, wie er die Schultern verrenkt. Ich lache. Eliot hat mich wirklich immer zum Lachen gebracht. Das habe ich vermisst, vor langer Zeit einmal. Jetzt sieht Ana ihn an, die Augenbrauen zusammengezogen, als wäre er alles andere als das offensichtliche Comedy-Genie, für das sie ihn eben noch gehalten hat. Dann sieht sie mich an. Ich lächele – ein »Ist dein Freund nicht witzig?«-Lächeln. Ihre Miene bleibt unbewegt. Sie sieht wieder auf ihr Telefon.

»Das wirst du auf keinem Podcast lernen«, sagt Eliot über die Musik hinweg und führt die Lippen wieder an sein Bier. Er tut, als hätte er Anas Miene, ihre Kälte mir gegenüber, gar nicht bemerkt, aber ich sehe, wie seine Augen ein klein wenig zu ihr hinüberhuschen, während er trinkt. Ich setze ein Lächeln auf, um die Verlegenheit zu überspielen, die ich in diesem Moment fühle. Ich tue so, als wäre es mir egal, als würde ich es nicht einmal bemerken, dass Lucas neben mir das Gesicht in Maries Nacken vergraben hat – sie reden, lachen über irgendetwas, und während ich trinke, bemerke ich, dass Ana mich anstarrt. Sie lächelt, diesmal mit allen Zähnen.

»Dein Kleid«, sagt sie.

Ich sehe instinktiv an meinem Kleid hinunter, dann wieder zu ihr hoch.

»Ja?«

Sie sagt etwas, ein Lächeln aufgesetzt, und ihre Worte gehen in der Musik unter.

»Entschuldigung? Ich kann dich nicht hören.«

Ana lacht, verdreht die großen runden Augen, dann fordert sie mich mit einer Handbewegung auf, mich näher vorzubeugen. Eliot beobachtet uns.

»Ich habe gesagt«, ruft sie, »du hättest es plätten sollen.«

»Plätten?«

»Ja. Plätten. Bügeln. Es ist sehr zerknittert.«

Ich bin dankbar für die düstere Beleuchtung, denn mein Hals, meine Ohren, mein ganzes Gesicht glühen feuerrot bei diesen Worten. *Zerknittert*? Was für ein Mensch beugt sich in einer lauten Bar vor und sagt einer Frau – sagt es ihr gleich *zweimal* –, dass ihr Kleid hätte gebügelt werden sollen, weil es zerknittert ist?

»Oh«, erwidere ich so fröhlich wie möglich. »Es war im Koffer.«

Sie nickt, noch immer ein Lächeln im Gesicht, aber es hat sich von fast freundlich zu spöttisch verwandelt. Dann wendet sie sich ab und sagt etwas zu Lucille, und ich sitze da, während Eliots Augen Löcher in mich brennen. Ich tue so, als würde ich es nicht bemerken, und sehe stattdessen hinüber zu Tom auf der Tanzfläche. Meine Wangen lodern, und mein Mund ist wie ausgedörrt. Jetzt fühle ich mich ungefähr einen Zentimeter groß. Ich dachte, ich hätte mich nur fehl am Platz gefühlt. Ich dachte nicht, dass ich tatsächlich so aussehe. Ich beuge mich zu Lucas hinüber.

»Ich hole noch eine Runde.«

»Ich mache das schon«, sagt Lucas und beeilt sich aufzustehen. Eliot sieht auf.

»Nein, nein, Luke.« Ich forme die Worte mit den Lippen, meine Miene übertrieben lebhaft, so wie man es tut, wenn man von Lärm übertönt wird.

»Nein, lass mich.«

»Schon gut, ich möchte das gern«, sage ich laut und rutsche aus der Sitznische, bevor er etwas erwidern kann. Ich habe eigentlich nicht das Geld dafür, aber schlimmstenfalls habe ich immer noch meine Kreditkarte, daher halte ich mein fast leeres Glas am Tisch hoch und frage: »Drinks?«

Lucas und Marie schütteln beide den Kopf, lächeln, heben ihre vollen Gläser, und Eliot sagt »Ich habe noch, danke.« Lucille und Mr. Aftershave sehen gar nicht auf, völlig füreinander entbrannt. Ana ignoriert mich. Gut.

Ich gehe durch den Raum zu der ultravioletten Bar. Eigentlich will ich gar keinen Drink mehr. Ich will nur irgendetwas zu tun haben. Denn während ich dort am Tisch saß, spürte ich, wie ich mich aus meinem Körper erhob und mich selbst betrachtete, wie es ein Publikum tun würde. Dort eingezwängt, neben meinem besten Freund – dem Mann, in den ich insgeheim verliebt bin – und seiner schönen, freundlichen angehenden Ehefrau. Gegenüber von Eliot, der früher einmal einer meiner engsten Freunde war, und seiner Freundin mit der versteinerten Miene, die nicht aufhören kann, ihn zu begripschen, und ihn ansieht, als könnte sie kaum glauben, dass er ihr gehört. Dann ist da noch Lucille, die sich mühelos in einen Mann verliebt, den sie vor einer Stunde kennengelernt hat. Und Tom, mit seinen schlaffen Armen und seinem großspurigen Grinsen, ja, aber glücklich, zufrieden, selbstbewusst. Und dann bin da noch ich. *Ich*. Das Mädchen in dem alten, zerknitterten Kleid. Das Mädchen, das jemanden liebt, den es nicht lieben sollte. Ein drittes Rad. *Ein fünftes Rad am Wagen*.

An der Bar bestelle ich Limonade. Ich kann mir den Cocktail nicht leisten, den Lucas mir jetzt schon zweimal hingestellt hat, und ich will auch nicht, dass mein Kopf sich noch mehr dreht.

»Na, das ist doch sicher genau das, was du willst«, würde Rosie sagen, wenn sie hier wäre, und ich wünschte so sehr, ich wäre jetzt beim Clarice, draußen im Innenhof, und würde mit ihr plaudern, während sie von ihrem Blog redet und warum Männer niemals Espadrilles tragen sollten, während Fox raucht und sie sich über seine langen Wörter lustig macht. Ich will nicht hier sein. Ich will nicht Marie zusehen, die den Arm um Lucas' Hals gelegt hat und eine Seite seines glatten, sonnengebräunten Gesichts küsst. Er flüstert ihr zu, die Augen schwer von zu viel Whiskey, und er beißt sich seitlich auf die Lippe und lächelt, während er redet. Bei dem Anblick

wird mir flau im Magen. Ich kann mir das nicht länger ansehen. Ich schnelle wieder herum zur Bar und will den Barmann bitten, einen Wodka in meine Limonade zu geben, aber in diesem Moment legt sich ein Arm um meine Schulter.

»Heeeeeeeeeey, Emsie.«

»Hi, Tom«, sage ich und schlüpfe unter seinem schweren Arm hindurch. Er tritt einen Schritt zurück, lehnt sich unbeholfen gegen die Bar und grinst mich an.

»Wie geht's uns denn so?«

Ich nicke. »Gut.«

»Holst du dir einen Drink?«

Ich nicke wieder. »Ja. Hast du genug vom Tanzen?«

Er lacht und wirft den Kopf zurück, zeigt weiße Zähne und geblähte ovale Nasenlöcher. Er ist Rosies Typ. Kantiger Kiefer, bärtig, laut, »frech«. Der Typ, der in einem Club großspurig und stark daherkommt, aber losschluchzt, sobald du ihn mit nach Hause nimmst und er in dich eindringen soll.

»Vielleicht für den Moment. Kann ich dir ein Gläschen ausgeben?« Er versucht, einen schottischen Akzent anzuschlagen.

»Ich habe schon«, sage ich und halte das hohe, perlende Glas hoch, das mir eben hingestellt wurde, und er lacht und stößt mich mit der Schulter an. »Das sehe ich, Emsie. Aber ich habe etwas anderes gemeint. Schnaps?«

Ich schüttele den Kopf. »Nein. Nein, danke.«

»Wie du willst.« Er lehnt sich gegen die Bar, und ich drehe mich um, mein Glas in der Hand. Ich erstarre, als ich sehe, wie Lucas und Marie sich küssen. Sanft. Zärtlich. Langsam. Mit geschlossenen Augen. Winzige Zungen, die vorschnellen und einander berühren. Er *hasst* öffentliche Bekundungen von Zuneigung. Lucas hat immer gesagt, dass er das hasst, und doch sitzt er jetzt dort, küsst sie mit Lippen, Zunge, zieht sie mit einem Arm fest an sich, ohne jede Scham oder Verlegenheit, und das in einer Bar voller Fremder. Eliot dreht sich um; ich sehe nicht schnell genug weg, und er ertappt mich dabei, wie ich die beiden beobachte. Er versucht zu lächeln, mit

geschlossenem Mund, fast bedauernd, und wendet sich dann wieder seinem Drink zu. Gott, es ist, als ob er es weiß und Mitleid mit mir hat. Ich frage mich, ob er es wirklich weiß. Und wenn ja, heißt das, dass Lucas es vielleicht auch weiß? Nein. Nein, ganz sicher nicht.

»Also, was halten wir davon?« Der Arm fällt wieder auf meine Schultern, heiß und schwer. »Trauzeugin, was, Emsie, und ich? Ein verdammter *Platzanweiser*.«

Ich mache einen Schritt zur Seite, aber ich kann ihm nicht entkommen, daher lehne ich mich möglichst weit weg von seinem heißen, lallenden Atem. Ich versuche, tief Luft zu holen, um mein rasendes Herz zu beruhigen. Weil er nur betrunken ist. Und es ist nur Tom. Lucas' ältester Freund Tom aus London. Anwesend bei so vielen Familientreffen der Moreaus im Laufe der Jahre. Der freundliche, witzige, schmierige Tom. Immer zu laut, zu unbeholfen nach zu vielen Drinks. Der große, idiotische Tom. Das ist alles. Kein Grund zur Panik.

»Ich ... ich fühle mich geehrt«, sage ich.

»Nein, nein, ich mich auch, Süße, ich mich auch, ich schwör's. Ich meine, ich wäre sehr gern der Trauzeuge gewesen, aber im Ernst, du und er ...« Seine schweren Augenlider schließen sich. »Verdammt, du bist *Familie*, weißt du? Der Mann himmelt dich an, und das ... das sagt viel aus.«

»Und ich himmele ihn an«, erwidere ich, während ich erfolglos versuche, mich von ihm zu befreien.

»Was?«, brüllt er mir ins Ohr.

»Ich habe gesagt, *und ich himmele ihn an!*« Ich lehne mich zur Seite, um seinem heißen Atem zu entkommen. Sein Arm ist wie ein schweres Gewicht, und ich kann spüren, wie ich ins Schwitzen komme, nervös werde.

»Ist ja auch schwierig, es nicht zu tun«, sagt er, und dann zieht er mich fester an sich und brüllt durch die Bar. »Hey? Hey, Luke? Stimmt's nicht, Süßer? Wir lieben dich!«

Er grölt so laut, dass einige Leute sogar über die dröhnende Musik hinweg in dem innehalten, was sie gerade tun, und sich zu uns

umwenden, zu mir, die an seiner Seite klebt, während er den anderen Arm in die Luft gereckt hat. Auch unsere Sitznische sieht uns – Lucas, Marie, Eliot und Ana. Sogar Lucille und Mr. Aftershave-Reklame drehen sich um. Lucas' Miene explodiert zu einem Grinsen, und er hebt einen Arm, gibt ihm ein Daumen-hoch-Zeichen. »Ich liebe dich, Tom.«

Und bei diesen Worten jubelt Tom auf und drückt seine verschwitzte, stoppelige Wange an meine. Heißer Atem, von Aftershave durchtränkte Haut, die sich an meine presst. Panik. Sie steigt in mir auf wie Wasser in einem Schlauch. Ich löse mich von ihm.

»Komm her, du«, lallt er nichts ahnend und zieht mich unbeholfen wieder an sich, und ich kann es spüren. Heiße, pure Panik, das Hämmern meines Herzens in den Ohren, im Hals, Kribbeln in Händen und Füßen. Ich taumele zur Seite, als er einen Arm um mich legen will, ungefähr so, wie sich jemand vor einer nahenden Frisbeescheibe wegduckt.

»Tu das nicht«, sage ich, und ich kann spüren, wie sie mich alle ansehen, und die Musik fühlt sich zu laut an und die Luft zu schwer von Alkohol und dem Körpergeruch anderer Leute. Er grinst, als wäre das alles ein einziges großes Spiel, und als ich zurück zu der Sitznische gehen will, streckt er den Arm aus wie eine Schranke und nimmt mich zwischen sich und der glänzenden schwarzen Bar gefangen. »Was machst du denn, Emmie? Komm her, sprich mit mir. Außerdem, du weißt doch, wie es so schön heißt ... Ich, der Platzanweiser, und du, die ...« Und bevor ich Zeit habe, auch nur darüber nachzudenken, handeln meine Instinkte, meine Angst, meine Panik an meiner Stelle. Als er sich mir nähert, schubse ich ihn. Ich strecke beide Hände aus, von denen eine noch immer meine Limonade hält, und stoße ihn gegen seine harte, breite Brust. Er taumelt nach hinten, hält sich an der Bar fest, um nicht umzukippen, und wischt dabei eine Reihe Drinks auf den Boden. Seine Hand umklammert die Bar, die behaarten Knöchel weiß verfärbt. Zwei Fremde helfen ihm hoch. Und Tom schäumt vor Wut. Fassungslose

Miene, die Augen so groß wie Untertassen, offen stehender Mund. Er kann es nicht glauben. Es ist völlig schockiert von meiner Reaktion. Das Atmen fällt mir schwer, und das Blut rauscht in meinem Kopf.

»Ich ... ich ... ich habe dir gesagt, du sollst das nicht tun«, erkläre ich, aber meine Stimme geht in der Musik unter, und dann merke ich, dass Eliot da ist, hinter mir, und mich ansieht, mit gefurchter Stirn.

»Emmie?«

»Was zum Teufel sollte das denn?«, fragt Tom und tritt einen Schritt vor. Eliot legt eine große Hand flach an Toms Brust.

»Kumpel«, sagt er, »lass uns einfach zurück zum Tisch gehen, okay?«

»Verdammt, sie hat mich geschlagen, Mann, hast du das nicht gesehen?«

Ich kann es mir nicht länger anhören. Ich kann es nicht ertragen, hier zu stehen und zu wissen, dass er mich sehen kann. Dass Lucas das beobachtet hat. Dass Ana es gesehen hat. Dass Eliot und Marie es gesehen haben. So viele Leute beobachten mich jetzt, daher haben sie es bestimmt auch gesehen, und ich kann es nicht ertragen, mich umzudrehen und in ihre Gesichter zu blicken, daher wende ich mich ab und gehe weg. Ich gehe schnell, fast im Laufschrift, knalle gegen eine der Doppeltüren, als ich sie aufdrücken will, aber sie ist verriegelt, und eine Frau berührt meinen Arm.

»Geht es dir gut?«, fragt sie mich, und ich ignoriere sie und stürze stolpernd auf die Straße hinaus.

Warum hat er das getan? Warum hat er nicht auf mich gehört? Ich musste das tun, oder? Ich musste ihn wegschubsen. Ich kann mich nicht einmal erinnern, wann genau ich ihn weggestoßen habe, aber es war der Arm über der Bar. Es war der Arm, die Armbanduhr, die Tatsache, dass ich nicht wegkonnte, der heiße Atem, die verschwitzte Haut, die sich an meine presste. Eine Sekunde lang fühlte es sich genauso an wie damals. Gefangen in diesem Klassenzimmer mit Robert Morgan, seine raue, verschwitzte Hand,

die sich auf meinen Schenkel presste, seine Finger, die über den Rand meines Schlüpfers glitten, seine Worte in meinem Ohr. »Komm schon, Emmeline. Du willst es doch auch, stimmt's? Oder etwa nicht? Ich schon.«

»Emmie?«

Ich zucke zusammen und sehe auf, meine Brust hebt und senkt sich, und meine Wangen hämmern vor Hitze. Eliot. Eliot und seine ernste, verurteilende Miene. Eliot, der Tom auffordert, mit ihm zurück zur Sitznische zu gehen, als wäre ich irgendein wildes Tier, das gebändigt werden muss. Seine Miene. Es ist die gleiche Miene wie am Abend unseres neunzehnten Geburtstags. Er hatte es seiner Freundin erzählt. Dem Mädchen mit dem Pferdeschwanz und dem betrunkenen, gehässigen Lächeln. Eliot hatte ihr erzählt, was mir passiert war. Alles. Und sie hatte es mich wissen lassen. Seine Miene eben in der Bar war die gleiche, die er damals aufgesetzt hatte, als sie es allen Partygästen erzählte. Enttäuschung. Verurteilung.

»Emmie, geht es dir gut?« Jetzt tritt er vor, beugt sich hinunter, um mir in die Augen zu sehen, und ich weiche einen Schritt zurück. »Du zitterst ja.«

»Es geht mir gut. Ich weiß, ich hätte ... ich hätte ihn nicht schubsen sollen, das weiß ich, wirklich. Aber ... «

Eliot schnaubt spöttisch. »Doch, das hättest du. Ehrlich gesagt wünschte ich, ich hätte es getan. Der Typ ist ein Idiot. Er hat sich wie ein plumper, rücksichtsloser *Idiot* benommen.«

Ich sehe zu ihm hoch und will am liebsten weinen, jetzt, wo jemand nett zu mir ist, auf meiner Seite ist.

»Ich habe Panik gekriegt. Ich weiß, es ist nur Tom, und er würde niemals ... Aber ich ... ich habe einfach Panik gekriegt.«

»Ja, na ja ... er war völlig außer Kontrolle, Emmie. Hör zu, willst du dich vielleicht setzen? Du siehst so aus, als ob du dich setzen musst.« Eliot blickt sich rasch um, sieht zu den Reihen mit Tischen – alle besetzt – vor dem Hoteleingang, eine Hand am Kinn, als würde er über ein schwieriges Problem nachgrübeln.

»Schon gut. Ich glaube, ich will einfach nur zurückfahren.«

Eliot nickt, die dunkelbraunen Augen auf mich gerichtet, die Wimpern dicht und tiefschwarz. »Also, Ana und ich haben uns auch überlegt zu gehen, ehrlich gesagt. Ich kann uns ein Taxi rufen. Du kannst bei uns mitfahren.«

»Ja, danke. Das wäre gut.« Ich starre an ihm vorbei zur Tür, beschwöre Tom, drinnen zu bleiben. Ich will ihn nicht ansehen. Verlegenheit durchströmt mich. Lucas. Ich will Lucas. Ich will im Gartenhaus sein, so wie früher. Wie an dem Abend, an dem wir zu einer Bar nicht weit von hier gingen und Karaoke sangen – zwei Tage, nachdem Adam ausgezogen war. Ich sang eine Bon-Jovi-Ballade, die ich ins Mikrofon lachte und dann heulte. Ich will zurückfahren und neben Lucas liegen und Quizshows ansehen. Die französischen, bei denen ich kein Wort verstehe, die Lucas für mich übersetzt, beschwipst, während er sich durch einen Stapel Toasts arbeitet und jedes Mal lacht, wenn ich »Pat Sharp« antworte – unsere Standardantwort, wenn wir die richtige nicht wissen.

»Wir können ein paar Schritte gehen, wenn du willst, während wir warten. Ich weiß, dass mir das Gehen manchmal hilft, um mich zu beruhigen, und du fühlst dich doch sicher ... «

»Eliot?« Ana, mit eisiger Stimme und einer Miene wie eine missbilligende Polizistin, taucht auf. Die Türen der Bar schließen sich hinter ihr, und eine quadratische hellbraune Handtasche baumelt von ihrer Schulter. Sie fragt ihn etwas auf Französisch. Er zeigt auf mich, und dann sagt er, und nur mir zuliebe: »Emmie will jetzt einfach nach Hause. Ich dachte, wir könnten uns das Taxi teilen, sie sicher nach Hause bringen ... «

Dann spricht sie schnell, streng, den Blick die ganze Zeit auf Eliot geheftet, ohne mich, die Ungläubige in dem ungebügelten Kleid, auch nur zur Kenntnis zu nehmen. Dann taucht Tom hinter ihr auf, rote Flecken auf den Wangen, das Hemd an der Brust offen. Er sieht mich, aber er wendet den Blick ab, blickt auf das Telefon in seiner Hand und geht weg. Ana folgt ihm. Eliot ruft ihnen auf Französisch irgendetwas nach, aber sie reagiert nicht, geht hochgewachsen und

aufrecht neben Tom her, wie eine Lehrerin, die eben einen Streit geschlichtet hat.

Eliot legt mir eine Hand auf den Arm. »Ana hat gesagt, es ist am besten, wenn Tom geht. *Er* teilt sich das Taxi mit uns.« Er beißt sich auf die Lippe, und seine Nasenflügel blähen sich. »Es ist ein verdammter Mist, ich weiß, aber ... hör zu, ich bringe dich gern bis zum Taxistand und sehe zu, dass du sicher nach Hause kommst ... «

»Em?« Jetzt taucht Lucas auf, mit geröteter Haut, und als er mich sieht, beschleunigt er seine Schritte. Seine Schuhe kratzen über den Gehsteig. »Gott, geht es dir gut?« Er legt die Arme um mich, fest und sicher und stark, und er riecht nach Aftershave und Whiskey Sour. Ich presse die Lider zusammen, halte ihn fest an mich gedrückt, und als ich sie einen Moment später wieder öffne, sehe ich, wie Eliot sich langsam entfernt, Ana hinterher, die Hände in den Hosentaschen vergraben.

»Es tut mir leid«, sage ich. »Ich weiß, ich habe überreagiert.«

»Nein«, sagt Lucas. »Er hat eine Grenze überschritten, und du ... du hast einfach *reagiert*.«

»Es ... es war die Art, wie er mich festgehalten hat. Er ... «

»Ich weiß«, sagt er. »Em, du musst es nicht erklären. Du musst kein Wort sagen.«

Er sieht zu mir hinunter, wartet, aber ich bringe kein Wort über die Lippen. Das Adrenalin verlässt meinen Körper ebenso schnell, wie es gekommen ist, und dann holt mich auf einmal alles ein. Ich weine in sein Hemd. Und ja, ich weine, weil ich verlegen bin, und ich weine, weil ich aufgewühlt bin, und mein ganzer Körper bebt vor Scham und Schuldgefühlen, die ich für längst vergraben gehalten habe. Aber hauptsächlich weine ich, weil mein Herz schmerzt, wie eine offene Wunde hinter meinen Rippen. Weil ich allein und verängstigt bin. Und ich will ihm sagen, was ich fühle, so wie ich es bei allem anderen auch tue. Und ich kann nicht. Bei dem hier kann ich es nicht, und das ist, was so schwer ist.

Lucas sieht zu mir herunter, streicht mir die Haare aus dem Gesicht, spinnenartige Strähnen, die an den Tränen auf meinen

Wangen kleben, und ich sehe, wie er schluckt, wie sich der Adamsapfel an seinem Hals bewegt. Er starrt mich an, Traurigkeit trübt seinen Blick, und ich spüre es zwischen uns. Schwer. Dicht. Wie statisches Rauschen. Keiner von uns rührt sich. Sag es mir, denke ich. Sag mir, dass du einen Fehler gemacht hast.

»Emmie«, sagt er. Seine Lippen bleiben geöffnet, als ob die Worte da sind und warten. Aber es kommt nichts.

»Du ... du heiratest«, sage ich, meine Worte kaum hörbar.

»Ich weiß«, flüstert er. Und für einen Moment spanne ich mich an, denn ich glaube wirklich, dass er im Begriff ist, mich zu küssen. Ich will nicht, dass er es tut. Und will es doch. Beides zur selben Zeit. Aber dann holt er einmal tief Luft und sagt »Gott«, und er weicht einen Schritt zurück, als wäre er eben wachgerüttelt worden. »W-willst du ... noch einen Drink, oder ... s-sollen wir zurück zum Cottage fahren?«

Ich beschwöre ihn, wieder einen Schritt auf mich zuzugehen, mir zu sagen, dass er das hier nicht will. Mir zu sagen, dass er es auch fühlt. Aber dann fährt er sich mit einer Hand durchs Haar, rückt sein Hemd am Hals zurecht, und ich kann sehen, wie es passiert, als ob ein Schalter umgelegt wurde. Der selbstbewusste Lucas ist wieder da. Der Lucas, der alles weiß, der genau dort, wo er gerade in seinem Leben ist, zufrieden ist.

»Bleib du«, sage ich zu Lucas. »Ich fahre allein zurück.«

Normalerweise würde er sich mit mir anlegen, würde darauf bestehen mitzukommen, aber stattdessen wirft er einen Blick hinter sich, zu den Geräuschen, die aus der Bar kommen, und nickt.

»Bist du sicher?«

»Ganz sicher«, sage ich zu ihm, mit einem flauen Gefühl, und nachdem wir uns verabschiedet haben, gehe ich in die Richtung, in die ich Eliot und Ana vorhin habe gehen sehen. Ich gehe und gehe, ziellos, bleibe nur ein einziges Mal kurz stehen, um zum Himmel aufzublicken. Die Sterne sind wie ein Sprühnebel weißer Farbe auf schwarzer Seide, und ich will den Himmel fragen, warum. *Warum*

hast du mich zu ihm hingeführt, über Meilen und Meilen hinweg,
wenn es jetzt so endet?

Mix-CD. Vol. 4

Liebes Luftballonmädchen,

Track 1 . Weil

Track 2. Ich es hasse

Track 3. Zu sehen,

Track 4. Wie du

Track 5. Wegsegelst.

Luftballonjunge

x

Kapitel 17

»Also, ist das der Typ mit dem Bart?«

Rosie rümpft die Nase. »Bart? Emmie, er hatte nie einen Bart. Er hatte nicht mal eine Spur von Stoppeln. Ich weiß nicht, was ich mir gedacht habe, ehrlich gesagt.«

Ich furchte die Stirn. »Aber ich bin mir sicher, du hast gesagt, er sei richtig stark behaart. Mike. Mike mit dem Bike. Und ... Bart.«

Rosie, die gerade in ihr Krabbensandwich beißen will, lacht schallend auf. »Es war kein Bart, du Dummerchen.«

»Oh, du *dachtest*, es sei ein Bart, aber dann hat es sich als ... Dreck herausgestellt?«, fragt Fox, während ich die Finger in die winzige Öffnung meiner Maltesers-Tüte stecke, um mir die letzte Schokokugel herauszuangeln.

»*Nein*. Gott, ihr zwei seid so bescheuert. Mike war der mit den Schamhaaren.«

»Ah. Der war das. Leicht zu verwechseln.« Ich kaue geräuschvoll und sehe hinüber zu Fox, der so blickt wie jemand, der eben gehört hat, dass die Mondlandung nicht echt war, sondern in einem Studio inszeniert wurde.

»Ähm. Wie bitte?«

Rosie sieht ihn an, während sie ein Stück Kruste von ihrem Sandwich reißt. »Er hatte Unmengen, Fox«, sagt sie schulterzuckend und steckt es sich in den Mund. »Und ich meine, Unmengen. Wie ...« Sie sieht sich um, mit vollem Mund, als würde sie nach dem perfekten Wort suchen, um es vom Himmel zu pflücken. »Eine Discoperücke abzüglich einer Hose.«

Ich lache lauthals und sehe, wie Fox das Gesicht verzieht, als ob er versuchen würde, eine Algebragleichung zu lösen.

»Nun ja, ich bin sicher, Mike wäre beglückt zu hören, dass sein Schritt auf diese Weise beschrieben wird«, sagt er, und Rosie lacht.

»*Beglückt*«, wiederholt sie. »Nur meine Oma sagt so etwas.«

»Nur deine Oma und *ich*«, erwidert Fox und lehnt sich an sie, und mit den beiden hier im Augustsonnenschein am Strand zu sitzen, heilt mich wie Hühnersuppe, wie Medizin. Das war alles, was ich tun wollte, als ich letzte Woche aus Frankreich nach Hause kam: zur Arbeit gehen und die beiden sehen, um über Dates und stressige Mittagsschichten und Fox' neue Paisleyhose zu reden. Und Schamhaare, offenbar. Ich brauchte Abstand. Nur ein paar Tage, um meine Gedanken zu sammeln, um wieder auf Spur zu kommen. Er hat mich ein bisschen umgehauen, dieser Abend an der Bar, ungefähr so, wie es mich früher umhaute, wenn ich einen Song hörte, der auf dem Sommerball gelaufen war, oder wenn ich einen Mann auf der Straße sah, der so aussah wie er – wie Robert Morgan. Und dann war da noch dieser seltsame kurze Moment zwischen Lucas und mir auf der Straße ... dieses Zögern. Inzwischen führe ich es auf Betrunkenheit zurück. Lucas wird gefühlsduselig, wenn er betrunken ist. Silvester ist eines der Beispiele dafür, das kann ich jetzt erkennen. Oder unser fünfundzwanzigster Geburtstag, als er mir einen flüchtigen Kuss auf die Lippen drückte und länger dort verharrte, als er sollte, und sagte: »Verdammt, wirklich, ich liebe dich einfach, Em«, bevor er auf den Gehsteig kotzte. Aber dieser Abend in der Hotelbar sorgte dafür, dass ich mich nach Shire Sands sehnte. Eine stille Tasse Tee am Morgen mit Louise, während Radio 4 im Hintergrund murmelt. Rosie und Fox. Toast im Bett, einen kitschigen Film vom Wühltisch. Ein bisschen Ruhe, zu Hause, um alles zu verdauen.

»Ich bin mir ja nicht sicher, ob Emmie noch eine Hochzeit so früh verkraften würde«, sagt Fox jetzt. »Habe ich recht?«

Ich wende meinen glasigen Blick von dem blauen Horizont ab. »Was war das eben?«

»Ich«, sagt Rosie. »Dieser Typ, mit dem ich heute Abend ein Date habe. *Ravi*. Wir haben dasselbe Sternzeichen, *und* seine Mum ist aus Pakistan, genau wie mein Papa. Ich habe zu Fox gesagt,

wahrscheinlich bedeutet das, dass es Schicksal ist und wir heiraten werden.«

»Es klingt auf jeden Fall nach Schicksal«, lächele ich. »Muss Fox sich mein Trauzeugenbuch leihen? Oh, ich kann dir meine Tabelle schicken!«

Fox verschränkt seine milchig weißen Arme vor der Brust und zieht die Augenbrauen hoch. »Du hast eine *Tabelle*? Und nein, absolut nicht.«

»Und ob sie die hat«, nickt Rosie. »Sie arbeitet richtig hart, unsere Emmie. Außerdem hat sie diese ganzen Pinterest-Boards, und das allein ist wie eine verdamnte Bibliothek. Es gibt überall Bräute, die dich allein schon deswegen sofort anheuern würden, Em, das ist dir klar, oder?«

Ich schüttele den Kopf, die Lippen an meine 7UP-Dose gelegt.

»Mhmm«, sagt Rosie.

Ich schüttele noch einmal den Kopf. »Na ja, vielleicht bis sie herausfinden, dass ich bei der letzten und einzigen Hochzeit, bei der ich als Trauzeugin dabei war, die meiste Zeit auf den Bräutigam gestarrt habe und am liebsten *Warum nicht ich?* habe schreien wollen. Ich bin mir ziemlich sicher, sie würden mich auf die schwarze Liste setzen und über mich als abschreckendes Beispiel schreiben, so wie diese psychopathische Ehemann-Diebin aus *Die Hand an der Wiege*.«

»Oh!« Rosie reißt die Hände in die Luft. »Als ob du so wärst. Du bist alles andere als das.«

Fox zückt seine Zigaretten. »Da stimme ich dir zu«, sagt er und zieht eine heraus. »Wie ist es denn dazu gekommen?«

»Was meinst du damit?«

»Nun, ich will dir keineswegs das Recht absprechen, pessimistisch oder selbstverachtend zu sein, aber ... na ja, du warst so fest entschlossen und positiv, was diese ganze Hochzeit und die Trauzeugin-Geschichte angeht, und jetzt sitzt du hier, uns gegenüber ... «

»Heute Morgen hat er *vor uns* gesagt«, ergänzt Rosie grinsend, aber Fox redet einfach über sie hinweg.

»Und heute scheinst du anders darüber zu denken. Ist irgendetwas passiert?«

Sie starren mich beide an. Ich will nicht über die Karten meines Dads reden, die allmählich, wie Tinte in Wasser, in jeden meiner Gedanken sickern und darin herumwirbeln, und ich will auch nicht über Tom und die Bar und die Schule reden, die ich nicht betreten konnte. Ich bin all das in den letzten Tagen so oft im Kopf durchgegangen. Daher zucke ich stattdessen mit den Schultern und erzähle ihnen das, was näher an der Oberfläche liegt. Ich vermisse Lucas. Und als ich ihn vor dieser Bar angesehen habe, ist mir klar geworden, wie sehr, und wie sehr ich ihn vermissen werde, wenn er »Ja, ich will« sagt. Ich erzähle ihnen, dass sich alles verändert. Und doch habe ich das Gefühl, selbst auf der Stelle zu treten. Und sie hören zu, mit verengten Augen, nicken, seufzen teilnahmsvoll und drücken mir die Hand. Rosie umarmt mich und sagt »Ich finde immer noch, du solltest mit ihm reden«, und Fox lehnt sich auf der Bank zurück, stößt eine Rauchwolke aus und raucht seine Zigarette auf.

»Weißt du, was ich glaube, Emmie?«, meint er schließlich. »Ich glaube, du misst diesem Mann zu viel Bedeutung bei. Du zollst dir selbst nicht genug Anerkennung. Wer du selbst bist.«

Wir gehen zurück zum Hotel, wir drei in einer Reihe, die Arme umeinandergelegt, auch wenn es Fox sehr widerstrebt, Rosies Hand an seiner Taille ruhen zu lassen. Und tief in mir weiß ich, dass er recht hat mit seinen Worten.

Aber ich nehme an, für die beiden – Rosie mit ihrer großen, warmherzigen und liebevollen Familie und Fox mit seinem Dad, der ihn besucht, und seiner Mutter, die ihm Postkarten schickt – ist es schwer zu begreifen, dass Lucas in den letzten vierzehn Jahren meine einzige Konstante war. Und dass er, als ich niemanden hatte, einfach da war.

Es ist das erste Mal, dass ich das Haus im Fishers Way betrete und, abgesehen vom Radio, Stimmen höre. Louise telefoniert eigentlich nie, und sie hat nie Besuch. Aber als ich heute durch die Dielentür gehe, nur um Hallo zu sagen, redet Louise schnell, das Weiß in ihren Augen klar und funkelnd, ihre alten Hände um eine Tasse Pfefferminztee auf dem Küchentisch gelegt. Ihr Kreuzworträtselheft ist geschlossen, und ihr goldener Kugelschreiber liegt mit eingezogener Mine auf dem Umschlag. Eliot sieht von seinem Platz am Tisch zu mir hoch, einen Becher in der Hand. »Hey.«

»Ähm. Hi«, sage ich und bleibe im Türrahmen stehen. Louise lächelt, mit glühenden Wangen. Und es sieht völlig anders aus als ihr übliches höfliches Lächeln – das, welches sie Postboten und vorbeikommenden Nachbarn auf der Straße vorbehält, um nicht völlig herzlos zu erscheinen. Es ist breit. Echt. »Entschuldigung, ich ... Hatten wir irgendwelche Pläne, die ich völlig vergessen habe?«

Eliot schüttelt den Kopf. »Nein, nein, überhaupt nicht. Ich war nur zufällig in der Nähe. Dachte, ich schaue auf einen Sprung vorbei. Außerdem wollte ich kurz etwas mit dir besprechen.« *Gott*. Die STEN-Party, möchte ich wetten. Mir fällt absolut nichts ein, worauf ich im Moment weniger Lust hätte, als mit pochenden Füßen, geröteten Wangen, die Haare verklebt von Küchengerüchen, dazusitzen und über die verdammte STEN-Party zu reden. Tom hat den Veranstaltungsort gebucht – was er im Gruppenchat aufgeregt verkündet hat. Ein Ballsaal, nicht weit von Le Touquet, der in einer Reihe von Filmen zu sehen war, von denen ich noch nie etwas gehört habe, und der, wie ich weiß, genau nach Lucas' Geschmack sein wird. Ehrlich gesagt hat es mich schockiert, denn ich hatte die französische Entsprechung des Stringfellows-Stripclubs oder so erwartet; ein Braten, auf dem eingeölten Gesäß irgendeiner armen Frau serviert.

Ich nicke Eliot zu. »Na klar«, sage ich.

Louise steht bereits auf, stellt ihren Becher in die Spüle und schlurft am Tisch vorbei zu dem Wintergarten hinter dem Haus, wo sie immer ihre Tomatenpflanzen gießt und zwischen Regalen mit Büchern sitzt, die ich sie nie lesen sehe.

»Auf dem Herd steht ein Gemüsecurry«, sagt sie, mit dem Rücken zu mir, in ihre Wolljacke gewickelt. »Es ist genug da, Emmie, für dein Abendessen, wenn du willst.«

»Oh«, erwidere ich verblüfft. »Danke, Louise. Das ist sehr freundlich.«

»Du kannst doch nicht nur von Toast leben. Das sind leere Kalorien.« Dann hält sie einen Moment inne, sieht über ihre Schulter. »Du kannst gern auch etwas haben, Eliot.«

Er lächelt. »Danke, Louise. Es riecht wirklich gut.«

»Ein paar Dinge beherrsche ich noch immer«, erwidert sie, hebt einen Winkel ihres schmalen Munds und geht hinaus.

Ich rutsche auf einen Platz am Tisch. Eliot ballt vor sich die Hände auf der Wachstuchdecke und sieht unter langen, dunklen Wimpern zu mir hoch. Braune Augen, lange Wimpern. Er sieht genauso aus wie sein Dad. Das ist etwas, das ich nur von den Fotos weiß, die Eliot früher, als wir jünger waren, in seinem Zimmer stehen hatte. Er ist dunkel, so wie er, hochgewachsen, der kantige Kiefer immer mit Stoppeln gesprenkelt, die Haare immer etwas verstrubbelt, wegen der Hand, die durch sie fährt. Er erinnert mich an die Männer, für die Georgia schwärmte, als wir fünfzehn waren und zwischen verrauhten Camden-Market-Verkaufspostern und Jeans von Punkyfish herumschlenderten.

»Wie geht's dir denn?«, fragt Eliot jetzt, und ich weiß, worauf er anspielt. Das letzte Mal, als er mich gesehen hat. Zitternd und schwankend vor dieser Bar, während die Wut in seiner Stimme, als Ana lieber Tom helfen wollte als mir, nicht zu überhören war.

»Gut«, antworte ich.

»Luke hat sich ziemlich volllaufen lassen, nachdem wir gegangen waren, habe ich gehört.«

Ich ziehe die Schultern bis zu den Ohren hoch. »Ach ja? Davon weiß ich nichts. Ich bin nach euch gegangen. Wir haben uns seitdem eigentlich kaum gesprochen.«

Eliot zögert, hebt die Augenbrauen und nickt, ein einziges kurzes Nicken. »Und wie läuft's bei der Arbeit?«

»Okay«, sage ich. »Anstrengend. Ich hatte heute eine Doppelschicht, und im Moment kann ich meine Füße nicht mehr spüren.«

»Willst du einen Tee?«, fragt Eliot und steht bereits auf. »Ich mache uns welchen. Der Wasserkocher dürfte noch heiß sein.«

Ich will eben schon Nein sagen, aber dann nicke ich, denn ich kann mich nicht erinnern, wann ich das letzte Mal von der Arbeit nach Hause gekommen bin und jemand mir ein heißes Getränk gemacht hat. »Ja, bitte.«

Es ist seltsam, Eliot in Louises Küche dabei zuzusehen, wie er Schubladen aufzieht. Wenn jemand mir gesagt hätte, dass das eines Tages passieren würde, hätte ich ihm vermutlich nicht geglaubt. Selbst wenn ich Eliot bei den Moreaus sehe, bei einem Familienbarbecue, plaudern wir, aber immer nur strikten Small Talk, so wie mit Fremden an der Kasse bei Sainsbury's – um sich die Zeit zu vertreiben oder ein verlegenes Schweigen auszufüllen. Aber ich habe das Gefühl, dass sich irgendetwas verändert hat, nur ein klein wenig. Die Kluft zwischen uns, die an jenem Abend zurückblieb, dieser plötzliche, scharfe, irreparabel wirkende Riss, scheint nicht mehr so groß. Und ich bin froh darüber.

»Es ist nett von dir, dass du dich zu Louise gesetzt hast«, sage ich, während er mit dem Wasserkocher hantiert und einen Teebeutel in einen Becher wirft.

»Sie ist cool«, sagt er. »Weiß eine ganze Menge interessante Sachen, was?«

Ich zucke mit den Schultern. »Ichnehm's an.« Dann dämpfe ich meine Stimme zu einem Flüstern. »In manchen Wochen redet sie kaum ein Wort mit mir.«

Er gießt kochendes Wasser in den Becher. Seine Lippen verziehen sich zu einem winzigen Lächeln. »Oder du nicht mit ihr, wohl eher. Noch immer ein Stück Zucker?«

»Was soll das denn heißen? Und ja. Noch immer eins.«

Eliot zuckt mit den Schultern. »Ich mein ja nur, du bist ziemlich tough, manchmal, und das meine ich nicht negativ. Ich wollte nur sagen, du bist ...« Eliot lehnt sich zurück, verschränkt die Arme vor der Brust, wartet darauf, dass der Tee zieht. »Na ja, du bist ein bisschen wie ein Buch mit sieben Siegeln, oder?«

»Bin ich das?«

»Und sie auch«, nickt er nur. »Das heißt, zwei Bücher mit sieben Siegeln, die zusammenleben.« Er legt die Hände in der Luft aneinander, den Teelöffel in seiner Rechten, und lächelt. »*Voilà*. Ein Haus ohne Worte.«

Ich unterdrücke ein Lachen, presse die Lippen zusammen, und er nimmt den Teebeutel heraus, gibt etwas Milch in den Tee und sieht mich mit hochgezogenen Augenbrauen an, als wollte er sagen: »Siehst du? Ich habe recht, oder?«

Dann stellt er mir den Tee hin und setzt sich wieder auf seinen Platz. »Also, ich habe über das nachgedacht, worüber wir auf der Fahrt zu Mum geredet haben.«

»Über die Liveband? Für die STEN-Party?«

Eliot schüttelt den Kopf. »Nein. Na ja, darüber habe ich auch nachgedacht, aber das ist nicht, was ich sagen wollte.«

»Oh. Okay.«

»Ich habe mehr über das nachgedacht, was du mir erzählt hast. Über die Karten.« Er beugt sich leicht vor. »Über deinen Dad. Ehrlich gesagt habe ich ziemlich viel darüber nachgedacht.«

Ich nicke, und ich spüre, wie bei diesen Worten Wärme über meine Haut kribbelt. Die Art, wie er sie sagt, sorgt irgendwie dafür, dass ich ihm vertraue, und obwohl eine leise Stimme mich fragt, ob ich das tun sollte, verscheuche ich sie.

»Ich auch«, erwidere ich. »Ich habe gestern Abend noch einmal versucht, meine Mum anzurufen. Nichts. Kein Anruf, keine Nachricht

oder auch nur eine E-Mail als Antwort.«

Eliot schneidet eine Grimasse, eine Hand an die dunklen Stoppeln auf seinem Kinn gelegt. »Tut mir leid.«

»Schon gut. So war es schon immer.«

Die Uhr an der Wand über dem Herd tickt, und Eliot sieht mich an.

»Also, ich habe mir gedacht, wir sollten dahin fahren. Zu dieser Adresse.«

»Zu der auf den Karten?« Bei dem Gedanken rutscht mir das Herz in die Hose.

Eliot nickt. »Ich glaube, wenn wir das tun, könnte vielleicht was dabei herauskommen, irgendjemand könnte irgendetwas wissen ... «

Ich lege die Hände fester um den Becher. »Eliot, ich ... ich weiß nicht.«

»Es ist nur eine Viertelstunde von hier mit dem Auto. Ich kann gern für dich klopfen, wenn du es nicht selbst tun willst. Aber ... Ich weiß nicht, bei solchen Dingen finde ich immer, es ist besser, einfach zu sagen, scheiß drauf, und ihnen ins Auge zu blicken, weißt du?« Er hat sich auf seinem Stuhl zurückgelehnt, einen Ellenbogen angewinkelt. Ich glaube, ich habe Eliot in meinem ganzen Leben noch nie panisch oder besorgt erlebt. »Was ist denn das Schlimmste, was passieren kann?«

»Alles«, sage ich über den Tisch hinweg. »Ich ... ich weiß nicht.« Auf einmal kann ich es nicht über mich bringen, noch einen Schluck von dem dampfenden Tee zu trinken – einem *guten* Tee, genau so gemacht, wie ich ihn mag, mit nur einem Schuss Milch. Er musste nicht daran erinnert werden.

Eliot wartet, beobachtet mich mit sanfter, mitfühlender Miene. Die Ruhe in der Küche und von ihm, völlig entspannt, ohne Druck, hilft, meine Nerven zu besänftigen. Ich erinnere mich, wie Lucas mich vor drei oder vier Jahren angerufen hat, um mir zu sagen, dass Eliot und seine Frau, Pippa, sich getrennt hätten. »Er ist ein Häuflein Elend, Em«, erzählte er mir. »Ich bin heute Morgen bis zwei Uhr mit ihm aufgeblieben, nur um zu reden. Er schläft nicht, isst nicht und, mein Gott – er sieht krank aus.« Ich versuche, dieses Bild von Eliot

heraufzubeschwören, während ich ihn jetzt ansehe. Ich kann es nicht.

»Wann?«, frage ich.

Eliot zeigt mit einer Hand zur Sonne, die durchs Küchenfenster hereinstrahlt. »Jetzt wäre ein guter Zeitpunkt, oder?«

»Nein«, antworte ich, ohne zu überlegen, und Eliot lacht. Ich sehe zu ihm hoch. Ein warmes Lächeln umspielt seine Mundwinkel, und ich hole einmal tief Luft.

»Ich habe gemeint ... ich muss zuerst duschen«, füge ich hinzu. »Dann können wir vielleicht fahren.«

Wo wir nun sind, sieht es nicht so aus wie in dem Ramsgate, das ich in Erinnerung habe – die Straßen, die ich zur Schule, zu Georgias Haus, zum Bahnhof, zum College gegangen bin. In dieser kurzen Sackgasse stehen kleine Reihenhäuser. Aus den Sechzigern, ursprünglich wohl in städtischem Besitz, aber mit ordentlichen Rasenflächen und von Sträuchern und niedrigen Backsteinmauern gesäumt. Und ich erkenne das Haus von Google Maps wieder. Ich sehe Rosenbüsche neben der weißen PVC-Haustür und einen einzigen lutscherförmigen Lorbeerbaum in einem Terrakottatopf, während ich in Eliots Van sitze, neben ihm, bei ausgeschaltetem Motor.

»Ich erkenne diese Straße überhaupt nicht wieder«, sage ich in die Stille hinein.

»Dann ist es nicht da, wo du früher vielleicht gelebt hast, als Kind. Eine Freundin deiner Mum? Eine Angehörige?«

Ich schüttelte den Kopf. »Nein. Wir haben in Cheshire gelebt, seit ich fast neun war, nachdem Den gegangen war. Dann sind wir wieder hergezogen, bevor ich in die Sekundarschule gekommen bin. In eine Wohnung im Erdgeschoss. Eine andere als die, in der wir mit Den gelebt haben. Ich habe nie in einem Haus gelebt. Nicht so wie hier.«

»Vielleicht lohnt es sich zu fragen«, sagt er sanft. »Fragen, ob sie deine Mum kennen. Sie könnten sogar deinen Dad kennen.«

»Aber mein Dad hat in Frankreich gelebt. In der Bretagne.« Meine Nerven zittern, als ich diese Worte ausspreche, und Eliot nickt langsam.

»Na ja, aber trotzdem«, sagt er. »Fragen kann nichts schaden, oder?«

Ich sehe zu dem Haus hoch. Klein. Ein bisschen schäbig, aber ordentlich. Cremefarbene Jalousien an den Fenstern, auf halbmast, große senfgelbe Sonnenblumen in einer Vase auf dem Fensterbrett im Erdgeschoss.

»Meinst du, ich sollte ... einfach klopfen?«

Eliot neigt den Kopf. »Auf jeden Fall. Nach meiner Erfahrung sind die Leute meistens nett und hilfsbereit.« Und es ist dieser Gedanke, dieses Ideal – dem, da bin ich mir sicher, viele widersprechen würden –, das mir den Mut verleiht, die Beifahrertür zu öffnen. Die Tür quietscht, als ich sie aufdrücke. Ich sehe zu dem Haus hoch, dann über die Schulter zurück zu Eliot, der mich beobachtet, ruhig, eine Hand auf dem Lenkrad.

»Eliot? Würdest du ... «

»Mitkommen?«

Ich nicke.

»Na klar.« Eliot lächelt.

Wir gehen zusammen den Weg hoch, Eliot einen Schritt vor mir, die Hände in den Hosentaschen. Er geht, als würde er in einem Pub, in dem er schon Hunderte Male gewesen ist, Richtung Bar schlendern. Bevor ich es mir selbst ausreden kann, drücke ich fest auf die Klingel am Türrahmen, und sie läutet wie ein altmodisches Telefon. Drinnen bellt ein Hund. Und jetzt wird mir bewusst, dass ich nicht weiß, was ich sagen soll. Ich weiß nicht, wie ich es in Worte fassen soll. Ich weiß nicht, wie ich fragen soll oder was ich überhaupt fragen soll, und meine Hände beginnen zu schwitzen.

»Ja, ja, du dummer alter Köter«, sagt eine tiefe Stimme hinter der Tür. Schlüssel rasseln. Nach seiner Stimme zu urteilen, würde ich ihn auf sechzig, vielleicht älter, schätzen. Und schottisch. Ein starker Akzent.

Die Tür schwingt auf. Ein Mann füllt den Türrahmen aus. Und es platzt mir über die Lippen, noch bevor die Erinnerung an sein Gesicht richtig zu mir durchgedrungen ist. »M-Marv.«

Der Schotte Marv starrt mich an, sein blondes Haar jetzt weiß, wie Perlen, sein Bauch etwas runder, aber noch immer derselbe lächelnde, geduldige Mann, der Comichefte und Schokoladenmünzen vorbeibrachte, wenn Den zur Arbeit musste. Der mit mir »Schlangen und Leitern« spielte und am Strand Muscheln in seinen schaufelartigen Händen balancierte. Marv sieht zu Eliot, dann wieder zu mir.

»Ja?«, sagt er. »Ich bin Marv.«

»Ich ... ich ... « Ein Lächeln breitet sich auf meinem Gesicht aus. »Ich bin's.«

Marv starrt mich an, und mir wird bewusst, dass dieser Mann, auch wenn er kaum gealtert ist, mich zuletzt gesehen hat, als ich acht Jahre alt war.

Ich lache, und mein Gesicht beginnt, vor Verlegenheit zu glühen. »Entschuldigung, es ist Jahre her. Ich ... ich bin Emmie. *Emmeline*.«

Marv starrt mich wieder an, mit offenem Mund und gebanntem Blick.

»Emmeline Blue?«, sage ich noch einmal. »Katherines Emmie.« Er starrt mich noch immer an, daher rede ich weiter, aber ich weiß, dass er weiß, wer ich bin. Es ist die Art, wie er schluckt. Die Art, wie seine Wangen erröten. Und doch sprudeln meine Worte einfach weiter hervor. »Dens Katherine. Den Walsh. Zwanzig Jahre ... zweiundzwanzig muss das jetzt her sein, oder?«

Sein Gesicht. Auf Marvs Gesicht zeigt sich nicht die Spur eines Lächelns, und auch sonst nichts, was Verblüffung oder Verwirrung gleichkommt. Er starrt mich nur an, die Röte in seinem Gesicht verblasst jetzt langsam, mit jeder Sekunde. Ärger. Vielleicht denkt er – angesichts von Mums und Dens Beziehung in jenen letzten Monaten –, dass ich hier bin, um Ärger zu machen, irgendwie. Ihre Trennung war plötzlich und explosiv, Mum schrie ihn ständig an, und Den stürmte mit zusammengebissenen Zähnen aus der Wohnung.

Marv, als einer von Dens Freunden, ist vermutlich auf der Hut. Er will nicht in Katherine Blues Drama hineingezogen werden, und er will auch nicht, dass sein Freund es wird.

»Ich bin nicht wegen Mum hier«, beeile ich mich zu sagen. »Ich will überhaupt keinen Ärger machen. Ich will dir nur etwas zeigen, und ich hoffe, dass du mir irgendwie helfen kannst.«

Ein Nicken. Einmal kurz. Das ist alles, was ich von ihm kriege. Seine Lippen sind noch immer geöffnet, als ich den wattierten Umschlag mit den Karten aus meiner Tasche ziehe.

»Mum hat mir die hier geschickt.«

Eliot beobachtet Marv, verlagert neben mir seine Haltung, verschränkt die Arme vor der Brust, richtet sich höher auf. Widerstrebend nimmt Marv die Karten in die Hand.

»Das sind Karten«, sage ich. »Geburtstagskarten, mit ...« Jetzt sieht er mich an, die Augen an den Winkeln nach unten gezogen. »Mit d-deiner Adresse darauf ...« Und es ist, als ob mein Herz die Antwort noch vor meinem Kopf weiß. Weil ich den stechenden Schmerz in meiner Brust spüre. Ich spüre, wie mir die Worte auf den Lippen ersterben. Warum hat er nichts gesagt? Warum hat er *kein Wort* gesagt?

»Es tut mir leid«, sagt er.

»L-leid?«

Marv sieht mich an, seine Brust hebt und senkt sich, als wäre er joggen gewesen, dann sieht er Eliot an, als suchte er Hilfe. Aber Eliot beobachtet nur mich, ruhig, unbewegt. Abwartend.

»Es tut mir leid«, sagt Marv noch einmal. »Wirklich. Aber ...« Er räuspert sich, schluckt. »Aber ich kann das jetzt nicht. Wirklich nicht. Ich, ich habe Familie. Sie ... Sie weiß es nicht ...« Und ich weiß es schon jetzt, während ich ihn ansehe, seine trüben Augen, die Hände zögernd, als hätte er vorgehabt, sie auszustrecken und mich zu berühren, sich dann aber dagegen entschieden.

»Nein«, sagt er. »Ich kann nicht. Es tut mir leid.« Marv schließt die Tür rasch. Ich höre das Rasseln des Riegels, der uns aussperrt.

Eliot sieht zu mir hinunter, ohne mit der Wimper zu zucken. »Emmie«, beginnt er. »Bist du ... «

Ich wende mich ab und gehe weg, mit schwankenden Schritten, dann sprinte ich los. Ich kann nicht hier stehen. Ich kann nicht hier stehen, auf seinem Weg. Ich kann nicht hier sein.

Ich höre den Hund wieder bellen, hinter der verriegelten Tür, und ich höre Eliots Schritte hinter mir über den Asphalt hämmern. Und ich weine erst, als ich wieder im Van sitze, zusammengekauert, die Arme schützend um mein Gesicht gelegt. Ich frage mich, ob er mich vom Haus aus beobachtet. Ich frage mich, ob er verzweifelt hofft, dass wir wegfahren, bevor seine Familie zurückkommt.

Die Fahrertür schließt sich neben mir, und Eliots Hand landet sanft auf meiner. Ich versuche zu sprechen, Eliot zu sagen, dass er losfahren soll, aber meine Worte gehen in Tränen unter.

»Es ist ja gut«, sagt er leise. »Es ist ja gut, Emmie.«

Aber das ist es nicht. Es ist nicht gut. Das kann es niemals mehr sein.

Mein Dad. Ich habe meinen Dad gefunden. Und mein Dad ist Marv. Marv, der mich so sehr zum Lachen gebracht hat, dass mir die Tränen kamen, als er meine Barbiepuppen zu den Werbespots im Fernsehen tanzen ließ. Marv, der mich mit meinem Fahrrad mit zum Strand genommen hat. Marv, der verschwand, als Den es tat. Marv, der immer nur dann auftauchte, wenn Mum nicht da war. Er ist nicht in der Bretagne. Das war er nie. Und jeden Tag, an dem ich davon träumte, ihn zu finden, ihn zum Reden zu haben, ihm Dinge zu erzählen, die ich auf Schulausflügen erlebt hatte, von Schulnoten, die ich bekommen hatte, war er genau hier. Eine Viertelstunde entfernt. Um die Ecke. Und er will mich nicht. Er hat mir die Tür vor der Nase zugeschlagen. Ich bin eine Hälfte von ihm, und *er hat mir die Tür vor der Nase zugeschlagen*.

Eliots Hand drückt meine, und ich klammere mich an ihr fest, als würde sie mich über Wasser halten. Die Geburtstagskarten. Marv hat sie gehalten. Er hat sie noch immer, in seinen Händen, in seinem Zuhause. Ich mache den Mund auf, um es Eliot zu sagen, aber ich

breche ab, bevor ich auch nur ein einziges Wort gesagt habe. Denn jetzt will ich sie nicht mehr. Ich will sie nie wiedersehen.

Nach einer Weile versiegen die Tränen, und wir sitzen schweigend da. Das einzige Geräusch im Van ist das ferne Heulen von Sirenen und das Hicksen in meiner Kehle, während ich versuche, zu Atem zu kommen.

Nach einer Weile streicht Eliot mit einem Daumen über meine Knöchel und lässt meine Hand los.

»Wir sollten fahren«, sagt er. Er lässt den Motor an, und wir fahren los.

Kapitel 18

7. Dezember 2004

Ich hätte in der Kabine bleiben sollen. Aber ich dachte, sie wären gegangen. Ich hockte auf dem Toilettensitz, die Knie unter mir angezogen, den Mund geschlossen, die Augen geschlossen, und versuchte angestrengt, mich auf meinen Atem zu konzentrieren, und darauf, kein Geräusch zu machen. Ich konnte hören, wie sie lachten, Lipgloss untereinander tauschten, Georgias Stimme, die sagte: »Sie ist so erbärmlich«, und die eines anderen Mädchens: »Sie ist ein Witz, Mann. *Verzweifelt.*« Ich wartete, mit schwitzenden Händen, während die Muskeln unter meiner Haut zitterten. Ich dachte, es sei das Beste, wenn ich weiterhin zur Schule ginge – damit niemand reden oder glauben würde, der anonyme Brief, der in Mrs. Sparks Postfach hinterlegt worden war, sei von mir. Sie würden das Mädchen verdächtigen, das auf einmal nicht mehr zur Schule kam, dachte ich.

Aber sie wissen es trotzdem. Ich hätte niemals schreiben sollen, dass es im IT-Block passierte, denn das hat mich verraten. Sobald die Schule Mr. Morgan sagte, sie hätten eine Meldung bekommen, dass dort etwas vorgefallen sei, am Abend des Sommerballs, war Georgia klar, dass ich es sein musste, die den Brief geschrieben hatte. Ihrer Mum auch. Denn sie alle wussten, dass er mir geholfen hatte, meinen Dad zu finden, nach der Schule und in den Mittagspausen, an den Computern. Und deswegen behaupten sie jetzt, dass ich ihn – Georgias starken, liebevollen, Schulbasare organisierenden Dad – dieser abscheulichen Dinge beschuldigt hätte. Weil ich eifersüchtig sei. Weil ich einsam sei und verzweifelt Aufmerksamkeit suchen würde. Aber sie sind wahr. Auch wenn sie glauben, dass Mr. Morgan »zu cool«, zu witzig sei, um so etwas zu

tun, und auch wenn es jede Zelle von mir schmerzt, es zuzugeben, ist es wahr ...

Ich hörte das Schlagen der Toilettentür, als sie zufiel, und ihre Stimmen, die schwächer wurden und verhallten. Deshalb kam ich aus der Kabine, um mich nicht länger zu verstecken. Aber sobald ich das tat, bereute ich es. Georgia stand da, mit Ashley, aus der anderen Klasse. Ein Mädchen, mit dem Georgia und ich einmal im Sportunterricht plauderten, die uns erzählte, ihr Freund sei ein Drogendealer, und als wir gingen, meinte Georgia: »Wahrscheinlich arbeitet ihr Freund bei Burger King, Em. Sie lügt. Aber ich würde mich nicht mit ihr anlegen. Dafür sind mir meine Zähne zu wichtig.« Und wir lachten, während wir Arm in Arm über das belaubte Schulgelände schlenderten und Fünfzig-Cent-Münzen in unseren Blazertaschen klimperten, die wir bald für Pommes frites in der Cafeteria ausgeben würden.

Offenbar hat diese ganze Geschichte Georgia beliebter gemacht. Schüler, die vorher kaum ein Wort mit uns geredet haben, scharen sich jetzt um sie, als wäre sie ein Promi, und alle beugen sich über ihre Esstische vor und hören ihr zu, berühren ihren Arm, reiben ihr den Rücken; so viele Gesichter starren mich an, mit schlupflidrigen Augen und verächtlichem Grinsen.

»Was tust du denn hier drinnen?«, fragt Georgia jetzt, ihre blutroten Lippen gekräuselt.

»Ja«, lacht Ashley. »Versteckst du dich hier, *Emmeline*?« Sie sagt *Emmeline*, als wäre es witzig.

»Nein«, antworte ich kopfschüttelnd. Ich versuche, an ihnen vorbeizugehen, aber Ashley schubst mich an der Schulter.

»Wäschst du dir nicht die Hände?« Sie lacht und sieht zurück zu Georgia, die mich anstarrt, die Nasenflügel gebläht, die Haut auf ihren Wangen gerötet. »Dreckschlampe.«

»Bitte lasst mich vorbei.« Meine Stimme klingt piepsig und erstickt, und ich wünschte so sehr, das würde sie nicht, aber ich kann es nicht ändern. Ich zittere am ganzen Körper, als ob Eis in meinen Adern wäre.

»Nein«, sagt Ashley.

»Bitte.« Ich sehe Georgia flehend an. Meine beste Freundin, fünf Jahre lang. Das Mädchen, mit dem ich jeden Abend am Telefon verbracht habe. Das Mädchen, mit dessen Familie ich Wohnwagenurlaube gemacht habe, zu Märchenaufführungen gegangen bin, bei der ich übernachtet habe, gefrühstückt habe. »Bitte, Georgia.«

»Mein Dad ist deinetwegen weggezogen«, sagt sie mit angespannter, schwankender Stimme. »Meine Mum ist deinetwegen *krank* geworden.«

»Georgia, ich wollte doch nie ... «

»Was, du wolltest mir nicht wehtun? Ist es das, was du sagen wolltest?« Ihre geraden Zähne sind zusammengebissen, ihre Nasenflügel beben, und es fällt mir so schwer, die Instinkte einer langjährigen Freundschaft zu ignorieren und nicht die Arme nach ihr auszustrecken, um sie zu halten, damit es ihr besser geht. Ashley sieht mich finster an und legt einen Arm um Georgia. »Du hast verdammt noch mal *gelogen*.«

»Georgia, das habe ich nicht, ich ... «

»Und du tust mir leid«, fährt sie fort. »Denn es ist ja kein Wunder, dass du über meinen Dad gelogen hast, wenn deiner nicht einmal weiß, dass es dich gibt. Selbst deine Mum schert sich einen Dreck um dich. Wo ist sie denn überhaupt, Em? *Wo?*«

Ashley lacht, ein Schnauben durch die Nase, als ob sie versucht, es zu verbergen, und meine Brust schmerzt. Ich wünschte, ich wäre nie zum Sommerball gegangen. Ich wünschte, ich hätte ihm nie vertraut, mir bei der Suche nach meinem Dad zu helfen. Ich wünschte, ich hätte diesen Brief nie geschrieben.

»Es ist erbärmlich«, sagt Georgia, jetzt mit wässerigen Augen. »Du bist erbärmlich. Und gut gemacht. Jetzt hast du niemanden mehr.«

Georgia wendet sich ab, drückt die Toilettentür auf und stolziert hinaus.

Ashley sieht an mir hinunter. »Schlampe«, sagt sie.

Kapitel 19

Mein Handy weckt mich. Ein FaceTime-Anruf von Lucas, der Piepston wie ein leiser Wecker, der mich sanft wachstupst. Und ich brauche nur eine Sekunde, um mich zu erinnern. Der Anblick meiner Sandalen, neben meinem Bett auf den Boden gekickt, und meiner Handtasche daneben, auf der Seite liegend, ihr Inhalt verstreut, ruft mir in Erinnerung, wie ich gestern nach Hause gekommen und ins Bett gefallen bin. Marv. Mein Dad. Eliot. Gott, Eliot. Armer Eliot. Ich konnte nicht sprechen, und er hat nicht nachgebohrt, hat mich nicht gedrängt. Er ist einfach nur gefahren und gefahren, während ich aus dem Beifahrerfenster starrte, und als er schließlich in den Fishers Way einbog, sagte ich krächzend: »Ich kann nicht nach Hause gehen. Setz mich nicht zu Hause ab.«

»Okay«, meinte er. »Fahren wir eine Runde.«

Ich weiß nicht, wohin wir fuhren, nur dass wir eine Ewigkeit unterwegs waren, bei geöffneten Fenstern, durch die die heiße Augustluft hereinschwappte. Im Radio lief Bowie, und Eliot trommelte sanft mit den Händen aufs Lenkrad. Und mir war physisch schlecht. Ich sah immer wieder sein Gesicht vor Augen. Sah seinen Namen vor Augen. *Marv*. Nicht Peter. Kein Drummer in Frankreich. Der Schotte Marv.

Nach einer Weile fuhr Eliot auf einen Parkplatz. Kies knirschte unter den Reifen. Ich weiß nicht, wo wir hielten, aber wir waren von dichtem Kiefernwald umgeben, und der Parkplatz war in Schatten getaucht. Ein Parkscheinautomat stand in der Wildnis der Bäume. Eliot stellte den Motor ab.

»Hier ist es immer still«, sagte er. »Ich muss nur kurz telefonieren, okay?«

Ich blieb sitzen und starrte vor mich hin, während mein Herz noch immer hämmerte und mein Magen rumorte. Ich konnte hören, wie

Eliot telefonierte, ein paar Schritte vom Van entfernt, aber nicht nah genug, als dass ich die Worte hätte verstehen können. Ich beobachtete, wie er sich mit einer Hand über den Hinterkopf rieb und blinzelnd zu dem sich verdüsternden Himmel hochsah. Ana, mochte ich wetten.

Als er wieder einstieg, sah ich zum ersten Mal, seit wir losgefahren waren, zu ihm hoch.

Schweigen. Eliot rang mit den Worten, die er zu mir sagen wollte, und ich hatte Angst davor, dass irgendetwas davon laut ausgesprochen wurde. Dass es wahr gemacht wurde.

»Es tut mir leid, Emmie«, sagte er schließlich. »Wirklich.«

»Diese ganze Zeit«, war alles, was ich hervorbrachte, und Eliot legte seine Hand wieder auf meine, und ich hielt sie fest, über der Handbremse, dankbar, dass er bei mir war. Denn der Schock jagte einen Sturm durch mich, und das nicht, weil Marv mein Dad ist. Sondern weil ich Peter gesucht hatte. Ich hatte ihn in der Schule auf dem Computer gesucht, jeden Abend, wochenlang, bei *Friends Reunited*, hatte Nachrichten an Fremde geschickt, an Peters in der Bretagne, war auf *Ask Jeeves* gegangen, hatte nach dem Festival gesucht, auf dem Mum meinen Dad kennengelernt hatte. Diesen Peter, den sie – was? Sich ausgedacht hatte? Damit ich nicht herausfand, dass mein Dad bei uns um die Ecke lebte? War es ihre Fantasie oder etwas, das sie sich nur für mich ausgedacht hatte? Eine Lüge, die dazu führte, dass Robert Morgan, Georgias Dad, Tag für Tag mit mir an diesem Computertisch saß. Und mir half. Mein Dad Peter war der Grund, weshalb ich zum IT-Raum ging, wo ich mich an Robert Morgan wandte. Er fand ständig irgendwelche Hinweise, Leute, keinen Drummer, aber einen Gitarristen in einer Jazzband, der oft auf dem Festival spielte, bei dem meine Mum arbeitete. Doch in Wahrheit suchte ich die ganze Zeit eine imaginäre Person. Wenn ich gewusst hätte, dass Marv mein Dad war ... dann wäre das, was passiert ist, nie passiert.

Jetzt halte ich das Telefon in der Hand, mit Lucas' Namen über »Annehmen« und »Ablehnen«. Ich nehme den Anruf an. Lucas'

lächelndes, gut aussehendes Gesicht erscheint auf dem Display, und ich könnte weinen bei seinem Anblick. Wir haben uns kaum gesprochen seit dem Abend in der Bar. Ich kann sehen, dass er gerade in seinem Wagen sitzt, im Trainingsshirt, mit nassen Haaren. Er war im Fitnessstudio.

»Scheiße. Habe ich dich geweckt?«

»Schon gut. Ich muss sowieso aufstehen.«

»Ich will ja nicht so klingen wie mein Dad, aber ich bin schon den halben Tag auf den Beinen. War im Fitnessstudio, war frühstücken ...«

»Was hast du gegessen?«, frage ich gähnend. »Na los. Sag schon. Mach mich neidisch.«

»Ah«, lacht Lucas. »Ausgeschlossen, dass du neidisch bist. Avocado-toast. Jede Menge Eier. Chiliflocken. Pumpernickel.«

»I gitt.« Ich verziehe das Gesicht. »Lucas Moreau, was ist nur aus dir geworden?«

»Hey, hör zu, wenn ich nur Würstchen-McMuffins essen könnte, um mein ganzes Protein zu kriegen, würde ich es tun.« Dann streicht er sich im Display die Haare glatt, zieht dabei einen leichten Schmolzmund, so wie immer, wenn er sein Aussehen im Spiegel überprüft, und sagt »Also, ich gehe wieder Anzug-Shopping, für Dad und El. Mum kommt auch mit. Und Eliot natürlich. Das heißt, falls er je hier auftaucht. Er sollte eigentlich schon gestern Abend kommen, aber dann hat er gesagt, er würde heute in aller Früh losfahren. Wo warst du denn eigentlich gestern Abend?«

Der Anruf, beim Wald. Ich möchte wetten, er hat abgesagt, meinetwegen. Weil ich auf dem Nachhauseweg zweimal vor ihm geweint habe. Weil ich ihn gebeten habe weiterzufahren. Weil er mich zu meinem Zimmer begleitet und mich gefragt hat, ob er sich noch zu mir setzen solle. Es war nett. Und ich wollte fast, dass er es tut. Der große Eliot mit seinen freundlichen braunen Augen. Aber ich konnte den Gedanken einfach nicht abschütteln. Ich hätte niemals in jenem Raum sein sollen. Dem Raum, der aus mir »dieses Mädchen« gemacht hat. Das Mädchen, das es, wie sie sagten, wohl verdient

hatte, es sich selbst zuzuschreiben hatte ... seinen schweren Körper, den Riss, den er in mein Kleid machte, als ich es schließlich schaffte, mich zu befreien. Dann flüsterte mein Gehirn mir Erinnerungen an die Party zu meinem neunzehnten Geburtstag zu. Und ich wollte nur noch allein sein. Ohne irgendjemanden. Sogar ohne Eliot, denn er hatte das Gleiche gedacht wie all die anderen, vor langer Zeit. Was auf dieser Party gesagt wurde, von seiner Freundin, war der Beweis dafür. Er war eine der Stimmen, die mich fast zugrunde gerichtet hätten, auch wenn es keine Absicht war.

»Hey«, sagt Lucas jetzt. »Geht's dir gut, Em?«

»Ja. Ich bin nur müde.« Lucas weiß es. Er weiß es immer, wenn ich eine Standardantwort auf diese Frage aus dem Ärmel schüttele.

»Hör zu«, sagt er und schluckt, »es tut mir leid wegen neulich abends in der Bar. Tom hat gesagt, er hätte dir eine Nachricht geschickt, und ...«

Tom. Er denkt, es geht um Tom. Er denkt, es geht um die Bar. Und jetzt wünschte ich, es wäre so.

»Er hat tatsächlich angerufen«, sage ich. »Er hat sich entschuldigt, mehr als einmal. Es ist schon okay. Hoffentlich lernt er daraus.«

Lucas nickt. »Marie hat gesagt, du hättest ihr Fotos von ein paar Beleuchtungsarrangements für den Ehrentisch geschickt, die du auf Pinterest gefunden hast.«

»Ja, ich habe sie gefunden, als ich im Internet herumgestöbert habe, Trauzeugin, Junggesellenabschied und so, du weißt schon ...«

Lucas lächelt, dann zögert er und sieht für einen Moment auf seinen Schoß. »Danke, Emmie, für das alles. Im Ernst, du bist ... Ich weiß nicht, ein *Traum* bei dieser Sache. Ohne dich könnte ich das nicht. Ich habe ein absolutes Hochstapler-Gefühl bei dieser ganzen Geschichte, aber du bist mein ... Fels in der Brandung. Wie immer.«

»Irgendjemand muss dich ja im Zaum halten«, sage ich, und ich fühle mich wie eine Schwindlerin, denn ein Fels in der Brandung, das bin ich mit Sicherheit nicht. Nicht heute. Nicht nach gestern

Abend. Ich denke an Louises Miene, als wir hereingekommen sind. Sie sah Eliot fragend an, als wäre sie im Begriff, ihn für meine Tränen zur Rede zu stellen, und doch hat sie keine Fragen gestellt. Hat uns nur zugesehen, wie eine Aufseherin, während wir die Treppe hochstapften und Eliot eine schwere Hand zum Gruß hob. Ich habe letzte Nacht unter der Bettdecke gezittert. Früher, als Teenager, zitterte ich oft, wenn ich allein im Bett und Mum meilenweit weg war und dieses Gefühl, völlig allein zu sein, mich umfing. Und nichts half, um es zu beenden. Gestern Abend konnte ich es nicht einmal ertragen, eine CD zu hören, um mir beim Einschlafen zu helfen. Sie hat mich nur an die Rockballaden erinnert, die Lucas immer aufgenommen hat. »Weil dein Dad vermutlich bei Kiss war.«

Lucas schwafelt jetzt von der Arbeit, erzählt mir, wie ein Typ, der sonst nie mit ihm redet, auf einmal ständig seine Nähe sucht, jetzt, wo er weiß, dass die STEN-Party in dem schicken Ballsaal abgehalten wird, und wie Maries Eltern »Schecks am laufenden Band« ausstellen.

»Luke?«, unterbreche ich ihn.

Er hält inne, die Augenbrauen hochgezogen. »Ja?«

Ich starre ihn an, und die Worte bleiben mir im Hals stecken. Warum kann ich es ihm nicht sagen? Warum kann ich es nicht über mich bringen, mich ihm anzuvertrauen, wie ich es immer getan habe?

»Ich ... gestern Abend ... «

Dann schnellts sein Kopf zur Seite, zum Beifahrerfenster. Ich höre das Klopfen auch, Knöchel an einem Fenster. Ein Lächeln breitet sich auf seinem Gesicht aus.

»Hey!«, lacht er, und dann sieht er wieder auf das Display. »Entschuldige, Marie ist eben gekommen. Was hast du gesagt?«

Ich schüttele den Kopf. »Nichts. Ich mache Schluss, Luke, okay? Ich muss arbeiten. Ich muss duschen und ... «

»Bist du sicher, dass es dir gut geht?«

»Ich bin nur müde. Ich habe rund um die Uhr gearbeitet. Viele Überstunden und Doppelschichten.«

»Na ja, lass es locker angehen, okay? Nimm dir Urlaub, eine Pause. Die verarschen dich in diesem Hotel.«

Ich schlucke den Drang hinunter, ihm zu sagen: »Normale Leute können das nicht einfach tun, Lucas«, aber er fährt fort: »Siehst du, das ist der Grund, weshalb du Dad deinen Lebenslauf schicken musst, Em. Neun bis fünf. Du hättest die Wochenenden frei.«

»Ich schaffe das schon«, erwidere ich.

»Versprich es mir«, sagt er. »Dass alles okay ist?«

»Es ist alles okay.« Und diese Worte laut zu hören, ist ein seltsamer Trost, denn für eine Sekunde tue ich so, als ob sie wahr wären.

Einen Augenblick später hat Lucas aufgelegt, und ich sitze allein in der Stille meines heißen Schlafzimmers.

Eliot: Hi, Buch mit sieben Siegeln. Wie sieht's heute Morgen aus? Besser, hoffe ich. Ich bin die nächsten vierzehn Tage in Frankreich. Hochzeit von Anas Schwester & ich muss mit Mums und Jeans Musikpavillon vorankommen, solange sie nicht da sind. Hoffe, wir sehen uns bald.

E x

Kapitel 20

Im Fishers Way ist alles still. In der ganzen Zeit, die ich jetzt schon hier lebe, bin ich noch nie aufgewacht, ohne irgendein Geräusch zu hören. Es gibt immer irgendetwas – das Rumpeln eines Wasserkochers, die ferne Stimme eines Radiomoderators, das Scheppern von Töpfen oder Louise, die ein Lied summt. Es ist halb elf Uhr vormittags. Louise ist eine Frühaufsteherin. Ich nicht. Daher hat es, glaube ich, noch nie einen Tag gegeben, an dem ich aufgewacht bin, ohne dass Louise da war. Sie geht eigentlich auch nicht aus dem Haus. »Eine kleine Einsiedlerin, oder?«, hat Lucas einmal gesagt, und ich nehme an, er hat recht.

Ich gehe in die Küche hinunter, um mir eine Tasse Tee zu machen, und noch bevor ich den Wasserkocher einschalte, wird mir klar, dass er eiskalt ist. Die Luft ist still, beunruhigend still. Bevor der Wasserkocher aufhört zu rumpeln, stecke ich den Kopf in den Wintergarten und dann in Louises großes, vollgestelltes Wohnzimmer. *Nichts*. Ich steige die Treppe hinauf, jetzt ängstlich, mit leicht hämmerndem Herzen. Ich erinnere mich, wie oft ich in einem derart stillen Haus aufgewacht bin, und manchmal fühlte ich mich dann so allein, dass ich sofort zu einem Fenster lief, um einen Wagen vorbeifahren oder einen Menschen vorbeischlendern zu sehen und mich zu vergewissern, dass ich nicht den Weltuntergang verschlafen hatte und als einziger noch überlebender Mensch aufgewacht war.

Ich finde Louise in ihrem Schlafzimmer, im Bett. Sie sitzt aufrecht da, ihr silberner dreifüßiger Gehstock liegt flach auf dem Boden, außer Reichweite. Ihre krausen Haare, die sie immer in einem lockeren Dutt trägt wie eine Lehrerin, fließen lang über die Schultern ihres Button-down-Pyjamaoberteils.

»Entschuldigung«, sage ich vom Türrahmen, bereit, wieder hinauszuschlüpfen. »Ich wollte mich nur vergewissern, ob es Ihnen gut geht. Als ich gesehen habe, dass Sie nicht auf sind, habe ich mir Sorgen gemacht.«

Louise schluckt. »Ich kann nicht aufstehen«, sagt sie.

»Soll ich Ihnen Ihren Stock reichen?«

Sie schüttelt den Kopf. »Nein. Nein, der wird mir nicht viel nützen. Es ist nur ...« Sie bricht ab, dann seufzt sie. »An manchen Tagen kann ich einfach nicht aufstehen. Schwindel.«

»Ach herrje, das tut mir leid, Louise.« Ich schiebe mich ein bisschen weiter ins Zimmer. Tageslicht strömt durch einen Spalt in den Vorhängen herein. Die Luft riecht nach Patschuli und Weichspüler. »Kann ich Ihnen irgendetwas bringen?«

Sie verzieht das Gesicht, als ob ihr das Reden Schmerzen bereitet, und erzählt schließlich: »Ich sitze seit fünf Stunden hier, seit ich aufgestanden bin und es gerade noch ins Bad geschafft habe. Könntest du mir bitte etwas zu essen und zu trinken bringen, Emmie? Ein Toast wäre schön.«

»Natürlich. Auch Tee?«

Sie lächelt matt. »Bitte.«

Unten richte ich zwei Scheiben gebutterten Toast mit Marmelade – ihrer eigenen, selbst gemachten aus einem Einmachglas –, eine Banane, ein paar Küchenpapiere und eine Tasse Pfefferminztee auf einem Tablett her. Sie bedankt sich bei mir, und als ich mich in dem stillen Schlafzimmer umsehe, biete ich ihr meinen Fernseher an.

»Fernsehen interessiert mich nicht«, sagt sie, »aber trotzdem danke.«

»Wie wär's mit ein paar Büchern?«

»Es fällt mir heutzutage schwer, etwas zu lesen. Meine Augen.«

»Hat das etwas mit dem Schwindel zu tun?« Ich stehe neben ihrem Bett, will mich ans Fußende setzen, aber ich weiß, dass das viel zu vertraulich wäre, vor allem bei jemandem wie Louise.

»Nein«, antwortet sie. »Ich habe Makula-Degeneration. Kommt häufig vor. Meine Augen werden langsam schlechter, seit ich sechzig

wurde. Partielle Blindheit, aber es geht mir gut. Es behindert mich nicht wirklich. Na ja, nur mit dem Lesen, was ein Jammer ist, muss ich zugeben.«

»Könnten Hörbücher helfen? In der Bibliothek habe ich eine Auswahl gesehen, sie verleihen USB-Sticks und Geräte, die sie abspielen, wie ein Radio ... «

Sie lächelt. »Ich habe festgestellt, dass ich bei den Tonbandkassetten und diesen modernen Dingen immer vergesse, wo ich stehen geblieben war. Aber trotzdem danke. Ich komme schon zurecht, Emmie. Wenn der Schwindel aufhört, werde ich mich an meinen Kreuzworträtseln versuchen. Sie werden mir Gesellschaft leisten.« Die riesigen, überdimensionalen Kreuzworträtselhefte ergeben auf einmal einen Sinn, und die Art, wie sie immer eine ganze Weile dafür zu brauchen scheint, während sie am Küchentisch sitzt, die Brille auf der Nasenspitze, den Kugelschreiber über der Seite in der Schwebe, während die Uhr tickt und das Radio murmelt.

»Brauchen Sie sonst noch irgendetwas, Louise?«

»Nein, nein«, antwortet sie lächelnd, und ich habe den Eindruck, dass sie mich loswerden will.

Ich habe Lucas heute Morgen angelogen, als ich ihm sagte, ich hätte das ganze Wochenende eine Schicht nach der anderen und daher nicht viel Zeit zum Reden. Heute ist ein völlig freier Sonntag. Ich habe keine Pläne, keine Schichten bei der Arbeit, und während ich unten in der Küche das Radio einschalte und mir einen Toast mache, denke ich darüber nach, warum. Warum habe ich ihm nicht die Wahrheit gesagt? Warum hatte ich nicht das Gefühl, Lucas von Marv erzählen zu können? Dass ich mit Eliot dorthin gefahren bin. Ich wasche die Teller in der Spüle ab und bringe den Müll und Recyclingabfall hinaus. Ich gehe sogar mit dem Staubsauger durchs Haus und wasche eine Ladung Wäsche – zu der ich auch noch zwei von Louises Kleidern stopfe. Für einen späten Augustnachmittag ist es windig, daher hänge ich die Wäsche draußen auf der Wäschespinne auf und sehe dann selbstzufrieden durch das Fenster

im Wintergarten zu, wie schnell sie trocknet. Als Kind habe ich davon geträumt, ein Haus mit Garten und einer Wäscheleine zu haben. Das tue ich noch immer, so schlicht und so traurig das auch klingen mag, wie manche Leute mir sicher zustimmen würden. Eine Leine mit Kleidern, die für eine Familie stehen, große Hosen, kleine Socken, die sanft in der Brise wehen.

Ich poliere und putze die Fenster, und ich gieße die Tomatenpflanzen, gleite mit einem Finger über einen Stängel und nehme den kräftigen, weinartigen Geruch an meinen Fingerspitzen wahr. Normalerweise würde ich sie nicht anrühren, sie sind Louises Stolz und Freude, aber die Sommersonne brennt durch die Fenster des Wintergartens herein und trocknet die Erde aus. Danach stehe ich zwischen den Büchern und Pflanzen. Ich bin eigentlich noch nie hier draußen gewesen. Es ist Louises Zimmer, und als Untermieterin sollte ich nur das Bad und die Küche benutzen. Hier draußen gibt es Hunderte von Büchern, und es stimmt mich traurig, dass sie die Worte nicht mehr lesen kann. Ich gleite mit einer Hand über die Buchrücken, halte inne, als ich zu den vielen seltsamen Ziergegenständen zwischen und vor ihnen komme. Auch Fotos sind dabei. Die meisten sind malerische Aufnahmen von orangefarbenen Stränden und Bergen, aber ein paar zeigen Leute. Zwei sind schwarz-weiß. Drei in Farbe. Und auf allen ist eine Frau mit einem kurzen, glänzenden Bob zu sehen, die neben jemandem steht, der zweifellos die junge Louise ist, fünfundzwanzig oder dreißig Jahre alt, würde ich sagen. Auf allen Bildern lächeln sie, die Wangen straff, wie Äpfel, halten sich aneinander fest, in Glück und Sonnenschein getaucht. Es gibt auch ein paar vergilbte Postkarten, an Gegenstände gelehnt, und Keramikflaschen, mit Stammesmustern bemalt, und Teller, auf die von Hand Ländernamen geschrieben sind. Eine Ausstellung eines Lebens, das gelebt wurde. Nicht das einer Einsiedlerin. Und hier, zwischen all diesen Dingen, frage ich mich, wann sie aufgehört hat, Abenteuer zu unternehmen.

Ich bringe Louise immer wieder Tee hoch, und dazwischen verträdele ich den Tag, sitze im Wintergarten im Sonnenschein und

lese mein Trauzeugenbuch, die Beine unter mir angezogen, eine Tasse Kaffee auf dem Fensterbrett, aber meine Gedanken schweifen ab. Zu Marv. Zu seinem Gesicht, aus dem alle Farbe gewichen ist. Zu Eliot. Und ich kann es kaum ertragen. Mir wird schlecht, wenn ich mir den gestrigen Tag durch den Kopf gehen lasse, wenn er durch meinen Verstand wirbelt, ein Chaos von Gefühlen und Erinnerungen und schockierten Gesichtern auf Türschwellen. Ich muss es mir selbst erklären, muss alles neu einstellen, wie ein altes Radio. Marv. Marv war die ganze Zeit mein Dad. Marv ist mein Vater.

Um vier richte ich ein Tablett mit Keksen, zwei Satsumas und zwei Tassen Pfefferminztee her, nicht nur für Louise, sondern auch für mich. »Gut für den Magen«, sagt sie immer, wenn sie ihn einschenkt, und heute könnte ich durchaus etwas gebrauchen, um meinen zu beruhigen. Aber bevor ich das Tablett hochtrage, nehme ich ein Buch von Louises Regal. Auf dem Umschlag ist ein Schmetterling zu sehen, der aus seinem Kokon ausbricht. Ich weiß nicht, worum es darin geht, aber es sieht zerfleddert aus, mehr als einmal gelesen.

Ihre Miene hellt sich sichtlich auf, als ich im Türrahmen auftauche, und sie wendet den Blick von dem Fenster ab, durch das sie gestarrt hat.

»Ich habe Ihnen ein paar Kleinigkeiten gebracht.« Ich stelle das Tablett auf ihrem Schoß ab. »Und auch für mich. Ich dachte, ich könnte Ihnen etwas vorlesen«, füge ich hinzu. »Wenn Sie möchten.«

Louises Wangen röten sich, und ihr Mund steht offen, als würde sie nach den richtigen Worten suchen. »Ich, äh ... bin sicher, du hast etwas Besseres vor ... «

Ich schüttele den Kopf. »Ich würde das sehr gern tun. Um genau zu sein, ist mir das hier in die Hände gefallen.« Und ich sehe das aufgeregte Leuchten in ihren Augen beim Anblick des Buchs in meiner Hand.

»Ah. Hast du es gelesen?«

»Nein«, antworte ich.

»Magst du Liebesgeschichten?«, fragt sie, und ich lasse mich am Fußende von Louises weichem, knarrendem Bett nieder.

»Oh, ja«, sage ich zu ihr. »Um genau zu sein, sind sie mein Untergang.«

Lucas: Hey, Em, ich habe mir gedacht ... Mum und Dad sind in den nächsten paar Wochen verreist, und nicht dieses, aber nächstes Wochenende ist Maries Geburtstag. Die Brautjungfern und ihre Mum haben etwas bei ihr zu Hause geplant, und Marie hätte dich sehr gern dabei. Aber ich dachte, wir könnten auch an den Strand gehen. Hi zu unserem alten Platz sagen, ein bisschen Zeit zusammen verbringen, chillen, nur wir beide, wie in den alten, leuchtenden Ketchup-Tagen!

Lucas: Ich werde dich sogar die Filme auswählen lassen. (Ich bitte nur darum, dass es nicht dieser verdammte Vanilla-Ice-Film ist.) Gib mir Bescheid.

Kapitel 21

Maries Elternhaus ist riesig. Ein Haus, wie es auf den Etiketten von Weinflaschen abgebildet ist. Ich werde von ihrer Mutter begrüßt, die wohl die warmherzigste und glamouröseste Frau ist, die ich je gesehen habe. Sie fächelt sich Luft zu, als sie die Tür öffnet, und ihre blonden Haare, zu Marilyn-Monroe-Locken gestylt, wippen, als sie sich bewegt.

»*Salut*«, begrüßt sie mich strahlend, und ich sage ihr, dass ich Emmie bin, eine Freundin von Lucas, und sie drückt mich prompt an sich.

»Oh! Die Trauzeugin«, sagt sie mit einem gepflegten südenglischen Akzent. »Ich habe von Marie und Lucas schon so viel von dir gehört. Bitte komm mit nach oben. Du kommst genau im richtigen Moment für die Nägel!«

Sie führt mich eine riesige Wendeltreppe hoch in ein Zimmer mit einem Stutzflügel und geöffneten doppelten Eichentüren. Auf Sofas und Sesseln verteilen sich rund zehn Gäste, alle weiblich, und drei lächelnde Frauen lackieren und feilen und pusseln an ihren Füßen und Händen herum. Alles hier trieft von Klasse und Geld, und ich fühle mich prompt wie die Figur der Waynetta Slob, die sich im Buckingham Palace verlaufen hat, in Sandalen und Jeans mit einem Riss am Knie. Aber Marie scheint entzückt, mich zu sehen, und kommt über den dicken cremefarbenen Teppich auf mich zugehüpft.

»Darling Emmie!«, ruft sie. »Vielen Dank, dass du gekommen bist. Es ist so schön, dich zu sehen.«

»Alles Gute zum Geburtstag, Marie. Ich habe dir ... äh, eine Kleinigkeit mitgebracht.« Ich beäuge den Deckel des Stutzflügels, auf dem quadratische Geschenktüten mit Seilgriffen aufgereiht stehen, Designernamen an den Seiten, und ich wünsche prompt, ich hätte mein Geschenk auf der Rückbank des Taxis liegen

gelassen, in das Lucas mich gesetzt hat. Ich hätte es fast vergessen. Der Taxifahrer hat mich noch einmal zurückgerufen. Eine Schachtel mit handgemachten veganen Badekugeln und ein Rezeptbuch, zu Avocados, natürlich.

»*Merci, mon amour*, aber das wäre doch nicht nötig gewesen.« Sie stellt mein kleines, in Goldpapier gewickeltes Geschenk zu den anderen, und die Türme aus Geschenktüten verschlucken es. »Und geht es dir wieder gut? Wirklich?«

Ich blinzele. »Ähm. Ja?«

»Lucas hat mir alles erzählt«, sagt sie, und auf einmal spüre ich alle Augen auf mir ruhen – Augen über Augen von Fremden. »Das mit deiner Mutter und den Karten, die von deinem Vater gekommen sind, und wie du dachtest, er wüsste nichts von dir, und ... Gott, ich war so besorgt, du sahst so traurig aus auf dem Display, und Lucas sagte ... «

»Es geht mir gut, Marie«, unterbreche ich sie. »Es ist alles in Ordnung. Also, das hier sind deine Freundinnen?«

Jede einzelne von Maries Freundinnen ist entzückend und offenherzig – die Art Freundinnen, von denen ich als Kind geträumt habe. Sie lächeln, unterbrechen ihre schnellen, französischen Gespräche, um sich mit mir zu unterhalten – na ja, soweit es die Sprachbarriere zulässt – und um mir Champagner zu holen. Sie füllen mein Glas immer wieder auf, reichen die Kanapees in allen Farben des Regenbogens herum und stoßen mich lächelnd an, um mir zu sagen, dass ich mehr als eines nehmen *muss*. Und ich habe eine nette Zeit, zumindest nachdem ich die Szene von Lucas und Marie, die in meinem Kopf abläuft, abgeschaltet habe ... jene Szene, wo sie bei ein paar Gläsern Wein und einem eleganten Erwachsenenendinner im Stil eines Buchklub-Treffens über mein Katastrophenleben diskutieren, als wäre es etwas, das seziert und analysiert werden müsste. Ich habe hier eine richtig nette Zeit, in diesem wunderschönen Haus, mit tollem Essen und köstlichem, kaltem Champagner. Vielleicht habe ich das hier gebraucht. Ein Meer weit entfernt von meinem normalen Leben zu sein, von Marv

und den schlaflosen Nächten, die mich zurzeit heimsuchen. Purer Eskapismus, das ist es. Mein Gesicht glüht vom Champagner und der Wärme des Gelächters, und meine Hände, wie Seide jetzt, funkeln von glitzerndem rotem Nagellack.

Es klingelt an der Tür, und Lucille, die erste Brautjungfer, springt im selben Moment wie Maries Mutter auf, um zu öffnen.

»Nein, nein, bleiben Sie sitzen«, sagt Lucille und wedelt mit ihren getrockneten Nägeln.

»Ich finde, du solltest deine Geschenke auspacken«, sagt eine Frau, die sich mit einem Londoner Akzent als Maries Mitbewohnerin von der Uni vorgestellt hat. Isabelle. »Der Tag neigt sich bereits dem Ende zu, und ohne Geschenke ist es kein Geburtstag, Marie.« Isabelle überreicht Marie eine hellblaue Tiffany-Tüte. »Das ist von mir und Ben.« Marie hält sich die Hände an die Brust und legt den Kopf schräg. »Du verwöhnst mich, Belle«, sagt sie und zieht eine Schachtel aus der Tüte. Es ist ein wunderschönes Armband, mit einem glänzenden Geburtsstein, der von der Kette baumelt. Wir alle beugen uns vor, um es genauer zu betrachten, und es wird herumgereicht, hochgehalten, bewundert wie ein neugeborenes Baby.

»Spätankömmling!«, kichert Lucille vom Türrahmen, und neben ihr steht Ana. Eliots Ana. Ein cremefarbenes Etuikleid schmiegt sich um ihre hochgewachsene, gertenschlanke Gestalt, und sie hat ein breites, strahlendes Lächeln im Gesicht. Ein Lächeln, das sie jedem außer mir zu schenken scheint. Ehrlich gesagt wundere ich mich, sie hier zu sehen. Ich hätte nicht gedacht, dass Ana und Marie Freundinnen sind, aber andererseits heiratet Marie den Bruder ihres Freundes. Sie werden im Nullkommanichts Schwägerinnen sein.

Ana holt zu einer überschwänglichen Begrüßung in schnellem Französisch aus und tritt einen Schritt zurück, betrachtet Marie und das wunderschöne geblühte Chiffonkleid, das sie trägt, und Marie tut umgekehrt dasselbe. Sie küssen sich zweimal, einmal auf jede Wange, und Ana nimmt neben mir Platz, auf einem grauen Sessel mit geschwungener Lehne.

»Hallo.« Sie nickt mir zu, und ich beuge mich fast zu schnell vor, um ihr eine Champagnerflöte zu reichen. Als ob ich sie beeindrucken will. So wie jemand aus einer der unteren Schulklassen sich dem coolen Mädchen aus der Oberstufe gegenüber verhält, das alle so ansieht, als ob sie Hundekacke an ihren Schuhen wären. Ana schüttelt den Kopf, und ihre Nasenflügel blähen sich leicht.

»Ich trinke nicht.«

»Oh«, sage ich. »Okay. Na ja, das ist gut. Mehr Gehirnzellen.« Ich weiß nicht, warum ich das sage, aber vielleicht, weil ich mehrere von meinen in knapp unter zwei Stunden zur Strecke gebracht habe.

Marie packt ihre ganzen Geschenke aus und tut, als hätte ich ihr den Hope-Diamanten geschenkt, als sie meines öffnet. Sie reicht die Badekugeln herum, und die Mädchen riechen an ihnen, reden in einem schnellen Französisch, das ich nicht verstehe. Ana nimmt keine in die Hand, als sie an sie weitergereicht werden. Sie mustert nur die Vorder- und Rückseite des Avocado-Kochbuchs und sagt zu Marie, natürlich auf Englisch: »Aber du hasst Kochen.« Meine Stimmung sinkt.

Marie ignoriert sie und sagt »Aber ich *liebe* Avocados.« Dann beugt sie sich vor und küsst mir die Wange. »Baden und Avocados. Du kennst mich besser als Lucas«, und ich sehe Ana spöttisch grinsen. Ich zwingen mich, ihr ein breites, funkelndes Lächeln zu schenken. Du wirst mir meinen Nachmittag nicht verderben, Superbitch; ich werde nicht zulassen, dass der Drang, aus diesem Zimmer und aus diesem Haus in die französische Landschaft zu stürmen, gewinnt. Ich kippe noch einen Mundvoll Champagner.

Die Nagelexpertinnen gehen, und das natürliche Sonnenlicht im Zimmer schwindet, als schwere, rauchige Regenwolken vor das riesige Erkerfenster ziehen. Ana redet nonstop, und ich schnappe wahllose Wörter auf, die mich vermuten lassen, dass sie von einem neuen Zuhause redet und wie sie es »kaum erwarten kann«, endlich einzuziehen. »Bravo, Deirdre Barlow«, würde Lucas jetzt sagen. »Gute Arbeit.«

Auch Eliots Name fällt mehrmals, und es ist seltsam, aber ich kann mir kaum vorstellen, dass es dieselbe Person ist. Der Eliot, der mit dieser kalten, spöttisch grinsenden Frau zusammen ist. Der Eliot, der vor Marvs Haus meine Hand gehalten hat. Der mich zu meinem Zimmer hochgebracht hat, der die Vorhänge zugezogen hat, als ich auf dem Bett zusammenbrach.

Desserts werden herumgereicht – klitzekleine Mousses und Parfaits, mit winzigen Puppenhaus-Löffeln –, und eine Unterhaltung erfüllt den Raum, beherrscht von Ana, die rasch, mit rauer Stimme, Leute der Reihe nach auszufragen scheint. Mit meinem Deirdre-Barlow-Französisch kann ich nicht verstehen, was genau sie fragt. Sie redet viel. Vermutlich, weil sie in ihrem Job nichts anderes tut, als zuzuhören. Ich kann mir nicht vorstellen, mich in Anas Gegenwart wohl genug zu fühlen, um meinem Kummer über einen unzulänglichen Appetithappen Luft zu machen, geschweige denn über all die Dinge, die mir am meisten Angst bereiten.

»Und du?«, wendet sie sich auf einmal an Isabelle. »Bist du verheiratet?«

»Ja, ich bin verheiratet«, antwortet sie lächelnd. »Mit Ben. Wir haben uns kennengelernt, als wir achtzehn waren. Wir haben einen Sohn. Er ist zwei.«

»Ohhh, ich erinnere mich noch so gut«, sagt Marie kichernd, einen winzigen Parfaitlöffel an ihren Lippen. »Er war der beste Freund von diesem Typen, der in unserer Wohngemeinschaft gelebt hat, und sie hat jeden Tag gewartet und gehofft, dass er vorbeikommt.«

Isabelle lacht, steckt sich ihre mattbraunen Haare hinters Ohr und nickt. »Das stimmt«, bestätigt sie, während Marie auf Französisch losplappert und für eine Freundin neben ihr übersetzt.

»Und ich habe immer zu ihr gesagt, *frag ihn doch*«, fährt Marie an uns gewandt fort. »Den Typen, mit dem wir zusammenleben. *Frag ihn*, wer sein Freund ist, aber sie wollte es nicht tun.«

»Daher habe ich einfach gewartet, und dann, als er tatsächlich aufgetaucht ist ... «

»Dann ist sie in mein Zimmer gestürzt und hat mir mein ganzes Make-up geklaut«, lacht Marie, streckt einen Arm aus und nimmt Isabelles Hand. »Sie hat eine Ewigkeit gebraucht, um auch nur mit ihm zu *reden*.«

»Ich bin bloß herumgeschlichen und habe gehofft, er würde irgendwann Hi sagen.«

»Komplettes Make-up-Gesicht an einem Sonntagmorgen«, kichert Marie, und Isabelle lacht. »Ja. Und jetzt bekommt die arme Seele das hier geboten«, sagt sie und zeigt mit einer Hand auf ihr hübsches, blasses Gesicht, »ohne Make-up, mit Babykotze in den Haaren ... «

»Und trotzdem ist er noch immer hoffnungslos verliebt«, ergänzt Marie.

Die Mädchen machen ein Riesengetue, selbst Ana, und sie wirkt wie die Lehrerin, der man im Supermarkt über den Weg läuft. Es wirkt seltsam und falsch.

»Das ist genau wie bei Eliot und mir«, wirft Ana ein, und ich erstarre unwillkürlich, als sein Name wieder fällt. Es fühlt sich an, als ob meine Muskeln sich verkrampft hätten. »Wir haben eine Ewigkeit gebraucht«, sagt sie, »um endlich zuzugeben, was wir füreinander empfinden. Er ist nach den Sitzungen immer länger geblieben, und ich wollte auch nicht, dass er geht.«

»Ana ist Psychotherapeutin«, erklärt Marie Isabelle, und sie fragt »Oh, wow, und Eliot war ein Klient?«

»Er ist mit einem gebrochenen Herzen zu mir gekommen.« Ana lächelt, als hätte sie es vorher einstudiert, und wenn das hier ein Film wäre, den ich ansehe, dann würde sogar ich, eine Romantikerin, bei dieser Zeile eindeutig so tun, als wäre mir schlecht. »Und ich habe es geheilt. Romantisch, oder?«

Nein, will ich sagen. Nein, das ist es mit Sicherheit nicht, Ana, denn er ist entzückend und du nicht.

»Wir haben natürlich gewartet, bis er mit den Sitzungen bei mir aufgehört hat, bevor wir irgendetwas angefangen haben. Und dann, als er nicht mehr kam, gab es viele Textnachrichten und viele

Kaffees *als Freunde*.« Sie verdreht die Augen und lacht kichernd. »Aber es war nicht zu übersehen. Er war völlig vernarrt in mich.«

»Wirklich? *Warum?*«, will ich fragen, aber stattdessen kippe ich meinen Champagner, und mir wird bewusst, dass ich vielleicht mit dem Champagnertrinken aufhören sollte, da das »Warum?« nur Zentimeter davor war, mir über die Lippen zu platzen.

»Oh, wie *entzückend*«, wirft Maries Mum ein. »Ich habe ja noch nicht viel Zeit mit Eliot verbracht, aber er scheint genauso entzückend zu sein wie unser Lucas.«

Marie sieht lächelnd, mit verträumtem Blick, hinüber zu ihrer Mum, und Ana nickt.

»Oh, ja. Das ist mein Eliot«, sagt sie und sieht mich von der Seite an. »So treu. Und *romantisch*.«

»Genau wie Luke«, strahlt Marie, und die Mädchen brechen alle in Lächeln und Gekicher aus.

Ich kippe den Rest meines Champagners. Und dann schenke ich mir nach.

Die Mädchen plaudern untereinander. Über Freunde und Freundinnen und Ehemänner, die die wundervollsten Dinge tun – die richtigen Dinge, wie zum Beispiel, ihnen die Schlüpfers hochzuziehen, als sie nach dem Ziehen eines Weisheitszahns völlig betäubt waren, wie zum Beispiel, ihnen ein Bad einzulassen, wie zum Beispiel, ans Ende der Welt zu fahren, um sie nach einer Kneipentour abzuholen. Über Heiratsanträge. Über romantische Dates und witzige Anekdoten, und ich sitze da und nicke, und meine Wangen schmerzen von dem ganzen Grinsen und Lächeln, das ich austeile. Selbst Lucille fällt mit ein und erzählt allen, wie sie und der Aftershave-Mann von der Bar jetzt bei ihrem dritten Date sind und wie »anders« sie sich mit ihm fühlt. Und ich versuche angestrengt, es zu ignorieren. Diese leere Grube in meinem Magen. Die Einsamkeit. Das ist es. Ich erkenne es, mit sinkendem Mut, wie ein altes Symptom, das man für geheilt gehalten hat.

»Und du, Emmie?«

Ich sehe auf. Alle Augen sind auf mich gerichtet. Ana starrt mich von der Seite an, und ihre Frage schwebt in der Luft.

»Ich?«

»Ja. Bist du verheiratet?«, fragt Isabelle hoffnungsvoll.

»Nein«, antworte ich. »Nein, bin ich nicht.«

»Freund?«, fragt Ana, die Augen halb geschlossen, den Kopf auf die Seite gelegt, als würde sie das hier genießen, und es ist seltsam, denn sie weiß die Antwort. Wir hatten diese Diskussion auf der Fahrt zur Bar, auf der Rückbank eines Minivans. Es war das Einzige, worüber wir geredet haben. Na ja, das und die Freuden eines Hosenbüglers.

»Nein«, antworte ich. »Noch immer Single, seit du mich das letzte Mal gefragt hast. Aber zufrieden damit.«

»Da bist du eine der Glücklichen«, bemerkt eine der Frauen, und alle lachen, und dann wendet sich die Unterhaltung Gott sei Dank dem nächsten Thema zu. Nägel werden vorgezeigt, Drinks getrunken, und auf die Desserts folgen Käsehäppchen und Obst.

»Oh!«, höre ich Marie hinter mir sagen, als ich nach meinem Champagner greife. Es ist mein vierter, glaube ich. Vielleicht auch mein fünfter. »Ich werde euch Mädchen die Montage zeigen.«

»Montage?«, fragt ihre Mutter. »Von Brautjungfernkleidern?«

»Nein, nein, von Lucas und mir. Fotos, die gezeigt werden sollen, auf einem, äh ... äh ... « Marie zögert.

»Projektorbildschirm«, sagt Isabelle, und Marie nickt.

»Ja. Oh, ich habe *geweint*, als mein Bruder sie mir gezeigt hat. Ich weiß, es ist noch früh, wir haben noch Monate Zeit, aber ich will organisiert sein. Ich zeige euch eine kleine Vorschau.«

Und ich weiß, mit meinem vollen Champagnerglas in der Hand und meinem rumorenden Magen, dass ich nicht länger bleiben kann. Ich muss gehen. Während alle sich unterhalten, Marie davonschlüpft, um ihren Laptop zu holen, und ihre Mutter den Fernseher über dem Kamin einschaltet, verziehe ich mich daher auf die Toilette, zwei Türen weiter. Ich hole ein paarmal tief Luft, über das funkelnde Aufsatzwaschbecken gebeugt. Panik wogt in meiner

Brust, und mein Kopf fühlt sich an, als würden jede Menge Golfbälle in ihm herumkullern. Ich kann mir diese Fotos nicht ansehen. Und ich kann auch nicht länger neben Ana sitzen. Ich werde mir einen Notfall ausdenken. Gehen. Ich muss gehen.

Mit meinem Telefon in der Hand – ein Tipp von Rosie, damit es, wenn man einen Notfalleinruf vortäuscht, authentischer aussieht – gehe ich zurück ins Zimmer, finde Marie und sage ihr, dass ich eine wundervolle Zeit hatte, aber leider gehen muss.

»Meine Freundin Rosie hat mich eben weinend angerufen, und ich muss zurück zum Cottage fahren und mit ihr reden.« Für mich klingt es gekünstelt, meine Worte zu nüchtern, zu hölzern, aber Marie, barfuß und unbeholfen von dem ganzen Champagner, den sie getrunken hat, drängt mich nicht zu bleiben, hakt nicht nach. Sie besteht darauf, mir ein Taxi zu rufen.

»Nein, schon gut. Lucas hat mir eine Nummer gegeben, ich komme schon klar.«

»Nein, nein, ich bestehe darauf.«

Ihre Freundin zupft sie am Arm, den Laptop offen auf ihrem Schoß, und bevor sie noch ein Wort sagen kann, umarme ich sie und gehe los. Und in genau diesem Moment erscheint ein Foto von Lucas und Marie auf dem Fernsehbildschirm. Er hat die Nase in ihrem Nacken vergraben, und Maries Gesicht strahlt vor Glück. Ein Chor aus Gekicher und fröhlichem Jubel bricht aus, während ich die Treppe hinuntersteige und das Haus verlasse.

Ich bin verloren. Ich bin völlig und absolut verloren. Ich habe Maries Elternhaus schnellstmöglich verlassen, bin nach links abgebogen und ungefähr zehn Minuten entschlossen geradeaus gelaufen. Mein Verstand raste, und mein Körper seufzte vor Erleichterung, endlich weg von dort zu sein, wo ich mich so einsam, so klein, so bedeutungslos fühlte, wo ich einem Raum voller Leute mit lebendigen, erbaulichen Geschichten von Liebe und Familie nichts zu bieten hatte. Keine herzerwärmenden Anekdoten über meine Mutter, keinen nennenswerten Komplizen, der mir den Schlüpfel hochzieht oder der mich, während ich mich mitten im

Winter mit einer Magen-Darm-Grippe ständig übergeben, noch immer absolut liebenswert und attraktiv findet. Keine Geschichten über meinen Dad. Nichts. Einsam. Klein. Genau so habe ich mich gefühlt, daher bin ich einfach weitergelaufen, als könnte ich dieses Gefühl durch Laufen loswerden, so wie man es macht, wenn man morgens mit steifen Muskeln aufwacht. Ich hoffte, bald in die Stadt oder auch nur das Dorf dieser belaubten, von Hügeln gesäumten Gegend zu kommen, in der Maries Familie lebt. Aber nachdem ich zwanzig Minuten lang ziellos in eine Richtung gelaufen bin, stehe ich völlig verloren in der Wildnis. Ich stapfe immer weiter, und auf alle siebentausend verdammt Bäume sehe ich ein einziges Haus, zurückgesetzt, eingezäunt, still. Und jetzt regnet es auch noch. Die schweren, rauchigen Wolken sind geplatzt, und in meinen Sandalen quietscht das Wasser bei jedem Schritt.

»Für später ist Regen angekündigt«, hat Lucas vorhin gesagt und seine taillierte schwarze Regenjacke aus dem Schrank gefischt. »Vielleicht solltest du besser eine Jacke mitnehmen.«

»Oh, ich komme schon klar«, sagte ich zu ihm. »Es ist ja nicht so, dass ich eine Geländewanderung oder so unternehmen werde. Ich werde bei Marie sein. Im Haus.«

Und ich hätte eine Jacke mitnehmen sollen, hätte mich von der späten Augustsonne nicht täuschen lassen sollen. Ich weiß nicht, wo ich bin, und inzwischen habe ich nicht die geringste Ahnung mehr, wo Maries Haus sein könnte. Mein Handy hat keinen Internetempfang, um irgendetwas zu googeln, und wenn ich Marie anrufe, wird sie mich für eine absolute Vollidiotin halten, weil ich ihr Haus verlassen habe, ohne zu wissen, wohin, ohne einen Wagen, in den ich steigen konnte, und meilenweit bergauf gelaufen bin, anstatt einfach sicher in ihrem Haus auf ein Taxi zu warten. Sie wird wissen, dass irgendetwas nicht stimmt.

Lucas? Könnte ich Lucas anrufen? Ich stehe unter einem Baum, der den trommelnden Regen auf meinem Kopf zu steten dicken Tropfen abschwächt, den Daumen über Lucas' Namen in der Schwebe. Ich kann nicht. Ich kann ihn nicht anrufen und ihn am Tag

der offenen Tür stören, zu dem er heute fahren musste – einer Zehn-Millionen-Euro-Eigentumswohnanlage in der Bretagne, an der er gearbeitet hat –, um ihm zu sagen, dass ich die Party seiner Verlobten verlassen habe, weil ich mich in einem Raum voller glücklich gebundener, erfolgreicher Erwachsener bedeutungslos fühlte und mich in nassere und grünere Gefilde aufmachen wollte, die jetzt aber immer mehr nach einem Fundort vermisster Personen aussehen. Außerdem ist er Stunden entfernt. Ich stehe da, der Regen fällt schwer und schnell, und ich schreie überflüssigerweise »Scheeeeeiiiße!« in die Luft und stampfe mit einem quietschenden Fuß auf.

Ich warte. Ich lausche auf die Geräusche eines Wagens, um ihn anzuhalten, um nach dem Namen der Gegend zu fragen, der Straße, einer Taxinummer. Irgendetwas. Aber da ist nichts. Nichts als die Geräusche des strömenden Regens und das Zwitschern der Vögel. Ich will am liebsten weinen. Ich könnte in diesem Augenblick in Tränen ausbrechen und nie mehr aufhören. Aber ich tue es nicht. Denn ich weiß, wenn ich das tue, dann werde ich die ruhige Stimme der Vernunft verlieren, die verhindert, dass ich hier, mitten im Nirgendwo, meilenweit entfernt von zu Hause, in Panik ausbreche.

Ich entsperre mein Handy und starre auf die Namen meiner zuletzt gewählten Kontakte.

Lucas. Rosie. Louise zu Hause. Eliot.

Ich sehe hoch zu dem aufgewühlten grauen Himmel über mir und dann wieder hinunter zu nichts als wilder grüner Landschaft. Ich bin sicher, ich würde sie bewundern, wenn ich sie von der Sicherheit eines Wagenfensters aus betrachten könnte.

Ich hole einmal tief Luft und drücke einen nassen Daumen auf seinen Namen.

»Hallo.«

»Eliot. Ich bin's. Ich habe mich verlaufen. Ich habe mich verlaufen, und es regnet in Strömen, und ich habe keine ...«

»Verlaufen?«

»Ich ... ich war bei Maries Mum und Dad zu Hause ... und ich bin von dort weggegangen und losgelaufen, und egal, wohin ich gehe, überall sind nur Bäume und Felder und ausgebrannte Scheunen und so viele verdammte *Kühe*, und ich laufe einfach immer weiter, aber ... «

»Okay, okay, ganz ruhig. Du bist zu Maries Eltern gefahren?«

»Ja. Zu einer Party. Maries Geburtstag.«

»Okay, und bist du nach links oder nach rechts abgebogen, als du von dort weggegangen bist?«

»Links. Eindeutig links.«

»Okay, und wann bist du losgegangen?«

»Keine Ahnung, vor ungefähr zwanzig Minuten? Halbe Stunde? Ich weiß, ich bin ein Idiot, Eliot, aber ich dachte, ich würde ein kleines Dorf oder eine Stadt oder eine Bushaltestelle oder so finden, und ... *o mein Gott*. Ein Blitz. Ein verdammter Blitz. Wie ... ein Scooby-Doo-Gabelblitz. *Scheiße*.«

Ich bin sicher, ich kann Eliot lachen hören, aber der Regen ist so laut und die Verbindung so blechern, dass ich nichts sage außer:

»Würdest du kommen und mich holen?«

»Bin schon im Truck, Emmie«, sagt er. »Kannst du dort, wo du bist, irgendetwas erkennen?«

Ich drehe mich im Kreis. »Nein. Nein. Nur Bäume und Sträucher und Felder und ... «

»Kühe. Ja, das sagtest du bereits. Irgendetwas anderes? Kannst du dich erinnern, ob du auf deinem Weg irgendetwas Interessantes gesehen hast, damit ich ungefähr weiß, wo du bist?«

Ich sehe die gewundene Landstraße hinunter und hinauf. »Nein«, sage ich. »Nur Bäume und ... «

»Erzähl mir nicht schon wieder was von Kühen«, lacht Eliot. »Hör zu, ich bin bald da, okay? Bleib einfach, wo du bist, geh nicht weiter, halt Abstand zur Straße ... «

»Windrad!«

»Was?«

»V-vor ungefähr fünf Minuten bin ich an einem riesigen Windrad vorbeigekommen. Drei Stück. Riesige verdammte Windräder, und sie waren ... links von mir. Ja, links.«

»Okay, bleib, wo du bist. Ich komme, so schnell ich kann. Steck dein Handy ein. Sonst wird es nass.«

Nur zwei Wagen fahren in den zwanzig Minuten an mir vorbei, die Eliot braucht, um mich zu finden. Als ich seinen Truck die schmale Landstraße hinunterschließen sehe, könnte ich vor Erleichterung glatt auf die Knie sinken, wenn ich nicht bis auf die Knochen durchnässt wäre und meine Beine nicht so zittern würden. Er hält, bremst scharf und beugt sich herüber, um die Beifahrertür aufzudrücken. Ich springe hinein und lasse mich in den Sitz sinken. Warme Luft, die nach altem Staub riecht, wie bei dem elektrischen Kamin, den Mum im Winter immer einschaltete, bläst durch die Lüftungsschlitze am Armaturenbrett, und ein Oasis-Song läuft leise im Radio. Ich sehe zu Eliot hoch. Er verzieht das Gesicht zu einer traurigen Grimasse, die tiefbraunen Augen auf mich gerichtet. »Was sollen wir nur mit dir machen, hm, Emmie Blue?«

Ich ziehe die Schultern erschöpft bis zu den Ohren hoch. »Mich durch die Mangel drehen?«, schniefe ich mit leiser, kläglicher Stimme. Eliot lächelt, beugt sich herüber und zieht zwei flauschige weiße Handtücher aus einer Sporttasche zu meinen Füßen.

»Das Zweitbeste«, sagt er, faltet sie mit einer Hand auseinander und bedeutet mir, mich vorzubeugen. Ich tue es. Er steckt eines um mich fest und legt es mir um die Schultern.

»Trockne dich ab, so gut es geht«, sagt er, und ich nicke nur, während er losfährt.

Gut zehn Minuten sagen wir beide nicht viel. Eliot fummelt an der Heizung des Wagens herum, legt eine Hand darauf, um die Temperatur zu testen, und singt leise zum Radio mit, unterbricht sich nicht einmal, wenn er winkt, um Leuten die Vorfahrt zu lassen, und klopft mit den Fingern aufs Lenkrad. Ich sitze in Handtücher gewickelt da, den Kopf auf dem weichen, mit Sägemehl bestreuten Sitz nach hinten gelehnt. Ich mag Eliots Truck. Er erinnert mich an

Dens Pullover. Immer mit Holz- und Schmutzresten von der Arbeit übersät. Die Pullover, die er am Saum anhob, um die Hand in die Hosentasche zu stecken und einen Picnic-Riegel oder einen Zuckerschnuller vom Strand hervorzuzaubern.

Eliot fährt, und mir wird neben ihm auf dem Beifahrersitz rasch warm. Ich bin erschöpft, und mein Kopf fühlt sich nicht mehr so schwindelig an, jetzt, wo das kalte und regnerische Licht des Tages mich wieder nüchtern gemacht hat.

»Danke, dass du mich abgeholt hast«, sage ich in die Stille des Vans hinein. Wir stehen jetzt auf einem Parkplatz, und ein Take-away-Kaffee taut meine Hände auf, während der Regen noch immer gegen die Windschutzscheibe trommelt.

Eliot nickt langsam. »Gern geschehen.«

»Warst du beschäftigt?«

Er zuckt mit den Schultern und lächelt, lässt eine Reihe gerader Zähne aufblitzen. »Ich war nur bei Mum. Hab an dem Musikpavillon gearbeitet.«

»Oh, das tut mir leid.«

»Nein, nicht doch. Es hatte sowieso angefangen zu regnen, daher war dein Timing perfekt.« Er dreht sich zu mir um. »Was ist passiert? Beschissene Party?«

Ich lache und sehe auf meinen Schoß. »Nein. Nein, es war keine beschissene Party. Es war nur ... Ich weiß nicht ...« Ich breche ab, erinnere mich an Ana. *Eliots* Ana. Und ich sehe ihn an. Sein attraktives Gesicht, diese selbstbewussten braunen Augen, das Handtuch um die Schultern, in das er mich fürsorglich gewickelt hat, und ich kann nicht umhin, verblüfft zu sein, dass die beiden zusammen sind. Ana, so kalt, so unfreundlich. Und Eliot ... Er ist freundlich. Er ist witzig. Warmherzig. *Zuverlässig*. Einer dieser Menschen, die man wirklich gern um sich hätte, wenn auf einmal die Nachricht durch die Welt ginge, dass die Apokalypse unmittelbar bevorsteht. Ich vertraue ihm. Wirklich. Ich nehme an, das muss ich wohl, zumindest ein klein wenig, wenn ich ihn und nicht Lucas heute angerufen habe, damit er kommt und mich abholt.

»Hast du je das Gefühl, als ob ... als ob alle anderen es hinkriegen und du nicht?«

Eliot zögert, denkt nach, klopft mit dem Handballen aufs Lenkrad.

»Du meinst Luke?«, fragt er.

»Nein«, sage ich kopfschüttelnd. »Warum sollte ich Lucas meinen?«

Er zuckt leicht mit den Schultern, sieht auf seine Hände, die nun auf dem Lenkrad ruhen. »Ich nehme an, weil ihr zwei euch so nahesteht, und, na ja, er heiratet. Das muss ... hart für dich sein.«

Ich sage nichts, hebe nur eine Schulter bis zum Ohr.

Eliot holt einmal tief Luft. »Hör zu, ich kann mich erinnern, dass ich früher selbst einer dieser Leute war. Die alles zu haben schienen. Perfektes Leben, perfekte Ehefrau, perfekte *Pläne*.« Er sieht mich an, ein leicht spöttisches Grinsen im Gesicht. »Doch ehrlich gesagt hatte ich nichts davon. Klar, es sah nach außen hin danach aus. Aber es war alles ... im Nullkommanichts vorbei. Verdammt, ich musste mich sogar nach Kanada verpissen, um mein Leben neu zu sortieren. Mich abschotten. Heilen.«

»Den Kopf aus dem Sand ziehen«, sage ich, in Erinnerung an das Gespräch, das wir bei der Dessertparty geführt haben, und er lächelt. »Ja«, sagt er. »Und darum geht es doch zu einem großen Teil. Wie es nach außen hin *aussieht*. Vermutlich sind diese Leute hinter geschlossenen Türen genauso verloren wie alle anderen.«

»Ich wünschte, ich könnte mir da so sicher sein.«

»Glaub's mir, Emmie«, sagt er leise.

Ich sehe ihn an, und er beginnt zu lachen. »Was denn?«

Eliot streckt eine Hand aus, um die Sonnenblende herunterzuklappen, und ein kleiner, trüber Spiegel mit einem winzigen, nutzlosen Lämpchen darüber kommt zum Vorschein. Ich sehe hinein. Meine Augen sind rundum schwarz verschmiert, und kleine Mascaratropfen hängen an meinen Wimpern. »O mein *Gott*. Ich sehe aus wie Ozzy Osbourne.«

Eliot lacht, einen Ellenbogen auf die Armstütze zwischen uns gelegt, die Hand am Kinn. »Ich meine, normalerweise würde ich dir

in diesem Punkt nicht recht geben, aber das tust du wirklich. Ich habe ein bisschen das Gefühl, von einem Star geblendet zu sein.«

»Halt die Klappe.«

Eliot zögert, sieht mich an. Eine Sekunde lang herrscht Schweigen. »Irgendwie würde ich dich gern fragen, woher du das Konzept für das Technical-Ecstasy-Album hattest – hey!«

»Halt den Mund, sonst hau ich dir noch eine runter!«, lache ich, befeuchte einen Finger und reibe damit unter meinen Augen herum. Es macht alles nur noch schlimmer. Ich starre auf mein Spiegelbild. »Oh, ich geb's auf«, sage ich, klappe die Sonnenblende wieder hoch und lasse mich in den Sitz zurücksinken. Eine Seite meines Gesichts ruht auf dem Stoff der Kopfstütze. »Gott«, seufze ich mit einem Blick auf Eliot. »Wenn die Frauen in diesem Zimmer mich jetzt sehen könnten, würden sie denken, *was zum Teufel*.«

Eliot lächelt sanft, seine Augenlider schließen sich für einen Moment, dann öffnen sie sich wieder. »Wen kümmert das denn?«

»Und ich bin sicher«, rede ich weiter, »irgendeine von ihnen würde sich zu Wort melden und erzählen, wie das damals war, als ihr Freund zum ersten Mal erkannte, dass er in sie verliebt war. Als ihr ganzes Gesicht von Make-up verschmiert war wie bei Ozzy Osbourne und sie aussah wie ein nasser Spaniel, nachdem sie von einer Geburtstagsparty geflüchtet war.«

Eliots dunkle Augenbrauen ziehen sich zusammen. »Ist das die Art Zeug, über das heutzutage auf Partys diskutiert wird?«

»Ich war auf dieser Party«, schniefe ich. Meine Nase läuft noch immer von dem kalten, nassen Wetter, in dem ich unterwegs war. »Deine Ana war da. Sie hat es angezettelt, dieses Gespräch, daher ist sie offensichtlich sehr glücklich mit dir. Nette Idee übrigens, das mit den Kerzen und dem Bad, letzten Sonntag. Sehr Achtziger-Musikvideo-mäßig.« Selbst ich bin schockiert von dem verbitterten Ton in meiner Stimme.

»Na ja«, sagt Eliot, cool wie immer, ruhig wie immer, und sein Mund geht auf, als wollte er noch mehr sagen, aber stattdessen verziehen sich seine Lippen zu einem ungläubigen Lächeln. »Bin mir

nicht sicher, ob ich mich an dieses romantische Achtziger-Musikvideo-Bad erinnere, aber bitte rede weiter. Diese Party klingt, als ob sie zum Schreien komisch war.«

Ich lache und stöhne in meine Hände. »Ach, ich weiß nicht. Ich habe mich einfach ... *einsam* gefühlt. Das war es. Zwischen diesen ganzen Leuten, diesen glücklich gebundenen Frauen mit ihrem erfüllten Leben und ihren Anekdoten und Geschichten und ... diesen verdammten Typen hinter ihnen, weißt du? Diesen wundervollen Menschen, die sie bedingungslos lieben, die ihre Fehler einfach hinnehmen und akzeptieren. Sie sogar *lieben*. Und auf einmal wurde mir klar ... dass ich absolut nichts beizutragen hatte.«

Eliot schweigt einen Moment, als würde er über meine Worte nachdenken.

»Aber niemand, egal was er sagt, hat ein wirklich ausgefülltes und perfektes, makelloses Leben, Emmie.«

»Ach nein?« Ich sehe zu Boden, weiche seinem unverwandten Blick aus, und die Gespräche in diesem Zimmer mit dem Stutzflügel hallen durch meinen Kopf, kurz davor herauszuplatzen. »Helen hat erzählt, sie hätte ihren Job gekündigt«, sage ich zu Eliot, »ohne ihren Ehemann überhaupt um Rat zu fragen, weil sie so unglücklich war, und sie hatten *absolut* kein Geld, und sie hat trotzdem einfach gekündigt, und Alan, na ja, sie war richtig nervös, es ihm zu sagen, wegen der ganzen Schulden, die sie haben, aber er hat gesagt, *meine Blume* – sie hat gesagt, er hätte sie wirklich *Blume* genannt ... «

»Okay ... «

»Er hat gesagt, nur zu. Es wird hart werden, aber ich werde dafür sorgen, dass wir das alles hinkriegen, und ich werde meine *Eier* verkaufen, um sicherzustellen, dass du deine Träume verwirklichen kannst.«

Eliot lacht schallend auf, mit offenem Mund, wie ein Goldfisch, versucht, Worte zu finden, um mich zu unterbrechen, aber ich fahre fort, verzweifelt bemüht, meinen Standpunkt klarzustellen. »Und dann Beatrice – Beatrice hat gesagt, sie hätte schreckliche

Höhenangst, aber dann sei sie trotzdem mit ihrer Freundin auf den Snowdon geklettert, weil sie wusste, wie sehr ihre Freundin sich das wünschte. Sie hat ihr auf dem Gipfel sogar einen Antrag gemacht.«

»Verstehe, aber ... «

»Sie hat während des ganzen Aufstiegs gezittert, Eliot, wie ein Hund in einer Feuerwerksnacht, und musste Betablocker und alles nehmen. Aber sie hat es geschafft, und, Gott, stell dir das vor! Stell dir vor, jemanden zu haben, der *das* für dich tut! Ich kann es absolut nicht nachvollziehen.«

Eliot verschränkt die kräftigen Arme vor der Brust, streckt die Beine aus und sieht mich an, den Kopf gegen den Sitz gelehnt. »Emmie, es gibt jede Menge Leute, die ... «

»Und Amy«, fahre ich fort, schwindelig vom Champagner und benommen von der Erschöpfung, nachdem ich meilenweit durch den Regen gelaufen bin. Eliot hebt den Blick zur Decke, und er lächelt vor sich hin, als hätte er es aufgegeben. »Sie hat sich die Nase gebrochen und den Rücken verletzt, als sie an irgendeinem Bahnhof eine Treppe hinuntergefallen ist. Sie konnte ohne Hilfe nicht mal aufs Klo! Und ihre Nase ... Sie sah aus wie eine verdamnte Tomate. Eine verrottete Tomate, Eliot. Ich habe die Fotos gesehen.«

»O mein Gott«, lacht Eliot. »Na ja, es hätte schlimmer kommen können, nehme ich an.«

»Hätte es das?«, frage ich.

»Ein Sellerie«, überlegt er. »Ein Butternusskürbis ... «

»Und weißt du«, fahre ich lachend fort, ohne auf ihn einzugehen, »was ihr Freund getan hat? Er hat ihre Nase *geküsst*, ihre verrottete Tomate von einer Nase, und ihr geholfen, sich den Hintern abzuwischen. Mehrmals, wochenlang.«

Eliot stößt einen lauten Atemzug aus, und seine dunklen Haare stellen sich auf. »Verdamnte Scheiße, Emmie«, sagt er. »Ich dachte, du wolltest zu einer Party gehen. Bist du dir absolut sicher, dass du nicht in den Set von *Kilroy* geraten bist?«

Ich lache, schniefend von einer Million hinuntergeschluckter Tränen, und sehe zu ihm hinüber, den Kopf jetzt ebenfalls gegen

den Sitz gelehnt. »Du bist so Neunziger. Sie machen die Show längst nicht mehr«, sage ich zu ihm.

»Vermutlich der Grund, weshalb die Leute ihre rührseligen Geschichten jetzt auf Partys austauschen.«

Ich schenke ihm ein mattes Lächeln. »Ich weiß nicht«, seufze ich. »Alle hatten einfach diese Menschen hinter sich. Leute, die sagen, *Blume*, ich unterstütze dich und akzeptiere dich, und auch wenn du ein Wrack bist, ich bin hier und stehe das alles mit dir zusammen durch.« Ich halte inne, schlucke den Kloß in der Kehle hinunter. »Und was habe ich? Einen Job, vor dem ich zu viel Angst habe, um mich dafür zu bewerben. Einen Dad, der mein Leben lang vor meiner Nase gelebt hat und trotzdem nichts von mir wissen will. Und das tut weh. Und Lucas. Na ja, das ist einfach nur ... « Ich breche ab, sehe zu ihm hoch, und er wartet, beobachtet mich.

»Das ist einfach nur was?«, fragt er, die Worte kaum hörbar.

Und ich will es tun. Ich will mit ihm darüber reden, denn wenn ich ein Buch mit sieben Siegeln bin, unmöglich zu lesen, wie Rosie manchmal sagt, dann ist Eliot ein offenes Buch. Nicht so sehr, dass er alles preisgibt, sondern eher die Art, wie er ist, wie er sich gibt. Blickkontakt. Arme offen. Schultern entspannt. Als ob nichts und niemand ihn erschüttern kann und er nichts zu verbergen hat – und es ist ansteckend. Das ist es wirklich. Es sorgt dafür, dass ich ihm alles sagen will. Aber ich kann es nicht über mich bringen.

»Ich glaube, ich habe mich dort einfach fehl am Platz gefühlt, das ist alles«, sage ich stattdessen. »Ich habe jede einzelne Frau in diesem Zimmer angesehen, mit ihren Familien und Partnern und Plänen und guten Jobs und Häusern und Kindern, mit diesen hübschen Designerkleidern und Geschenken ... « Ich sehe hinunter auf meine nasse Jeans, die alten, quietschenden Sandalen, das Handtuch um mich, und reibe mit einem Knöchel über meine jetzt von getrocknetem Mascara verkrusteten Augen. »*Gott*. Sieh mich an«, sage ich, und meine Stimme bricht. »Sieh mich doch nur an.«

Eliot starrt mich an. Und dann sagt er leise, in die Stille des Wagens hinein: »Das tue ich.«

Der Regen lässt nach, und Eliot holt einmal tief Luft und fährt sich mit einer Hand an den Mund. »Ich werde nächste Woche dreiunddreißig, Emmie«, sagt er. »Mein Dad war dreiunddreißig, als er gestorben ist, und nach dem, was die Leute mir erzählt haben, hat er jeden wachen Moment seines Lebens damit verbracht, sich den Arsch aufzureißen, um dazuzugehören. Um die Hypothek abzubezahlen. Um den nächsten Neuwagen zu bekommen. Urlaube. Loftausbauten. Hat sich abgerackert, um alles zu haben, von dem er glaubte, dass er es haben sollte. Vermutlich weil er die Leute so angesehen hat wie du und dachte, sie hätten im Vergleich zu ihm alles.«

Ich starre Eliot an, mit hämmerndem Herzen.

»Und mit dreiunddreißig war's das. Herzversagen, alles aus und vorbei. Und niemand hat auch nur ein Wort über das Geld verloren, das er gespart hatte, den Wagen, den er hatte, die Urlaube, die er gemacht hat. Sie haben nur über ihn geredet, Emmie. Haben *ihn* vermisst. Den Menschen, der er war. Weil das genug war.«

Meine Kehle wird eng, meine Nasenflügel brennen von Tränen, die schwer und langsam, Tropfen für Tropfen, in meinen Schoß fallen.

»Und du bist auch genug, Emmie, ohne das alles. Glaub mir.«

Wir beide sitzen schweigend da, lauschen auf die gleichmäßigen, nachlassenden Regentropfen und das Rumpeln vorbeifahrender Wagen, und schließlich lässt Eliot den Motor an.

»Na, dann komm, Blume«, sagt er und räuspert sich. »Bringen wir dich zurück.«

Mix-CD. Vol. 5

Liebes Luftballonmädchen,

Track 1 . Weil du das Gute in den Menschen siehst.

Track 2. Weil ich es immer zum Schreien komisch finden werde,
dass du auf den siebzig Jahre alten Dick van Dyke
stehst.

Track 3. Weil du gesagt hast, du hättest noch nie etwas von Eva
Cassidy gehört.

Track 4. Weil eine Eva nie genug ist.

Track 5. Weil ich es dir eines Tages sagen werde.

Luftballonjunge

x

Kapitel 22

Ich fühle mich, als ob ich aus dem Jahr 2018 gerissen und zurück ins Jahr 2005 versetzt wurde. Lucas und ich sitzen in dem großen, modernen Wohnzimmer seiner Eltern auf dem Sofa, und er zappt durch Hunderte von Netflix-Filmen, ohne dass wir uns auf irgendeinen einigen können. Die Stumpenkerzen im Kamin brennen, die Deckenlichter sind ausgeschaltet, und zwei Lampen zu beiden Seiten des Sofas werfen ein sanftes bernsteinfarbenes Licht. Zwischen uns steht eine Schale mit Popcorn, daneben eine große Rührschüssel mit einer Auswahl unterschiedlicher Schokoriegel und Bonbons. Während wir im Jahr 2005 eher Cola – oder Bier, wenn seine Eltern nicht da waren – getrunken haben, gibt es heute limonengrüne Cocktails, die Lucas an der Bar in Jeans Arbeitszimmer gemixt hat, und wir sitzen unter einer grauen, schweren Kunstfelldecke. Genau wie früher. Die Nostalgie wird noch verstärkt durch die Klänge von Eliots Musik in der Küche und durch die Tatsache, dass er von Zeit zu Zeit an der Wohnzimmertür vorbeikommt, sein Telefon in der Hand, und den Blick vom Display hebt, um uns beide zu beäugen, genau wie früher, als würde er nicht recht schlau aus uns und ständig erwarten, uns bei irgendetwas zu ertappen. Aber er gesellte sich immer zu uns, hob die Decke an und ließ sich auf ein Sofaende fallen, legte einen Arm um uns und sagte im Scherz: »Achtet gar nicht auf mich. Schiebt einfach das Essen in meine Richtung.« Ich habe ihn vermisst, als er nicht länger ins Zimmer kam, um sich zu uns zu setzen. Als er aufhörte, zu den Moreaus zu Besuch zu kommen, oder als er aufhörte, in den Wagen zu springen, um mich an der Fähre zu verabschieden. Es ist schön, ihn wiederzuhaben.

»Warum muss eigentlich auf allem, was du sehen willst, ein Foto von einem Mann mit Sonnenbrille oder ein Boot zu sehen sein, das

irgendwo an einem nebligen Dock festgemacht ist?«, frage ich und schaue zum Bildschirm hoch.

Lucas lacht. »Und warum ist alles, was du sehen willst, nie im Kino gelaufen?«

»Mm-mm.« Ich schüttele den Kopf und nehme einen Schluck von meinem Drink. »Stimmt nicht.«

»Stimmt doch«, sagt Lucas, ein Bein auf dem Sofa angezogen, ein Handgelenk auf dem Knie, die Fernbedienung in der anderen Hand. »Um nur ein Beispiel zu nennen – *The Leading Man*.«

Ich lache. »Das ist das Einzige, was du je anbringst. Außerdem hat Thandie Newton darin mitgespielt, und du liebst sie.«

»Na ja, damit wurde sie doch über den Tisch gezogen. Ein Film mit Bon Jovi in der Hauptrolle ... «

»*Jon Bon Jovi*.«

»Und er tut nichts anderes, als sich in den Straßen zu verstecken wie ein beschissener Columbo und die Ehefrauen anderer Leute zu vögeln.«

»Klingt traumhaft, ehrlich gesagt«, entgegne ich. »Du hast mich überzeugt. Lass ihn uns noch mal sehen.«

»Nein.«

»*Bitte*.«

»Zweimal war genug.« Lucas lacht, dann wählt er einen Film mit Tom Cruise aus, und bevor er irgendetwas sagen kann, schüttele ich den Kopf.

»Nein«, sage ich.

»Verdammt, wir werden noch den ganzen Tag hier sitzen.«

Eliot steckt den Kopf ins Zimmer, lehnt sich gegen den weißen, glänzenden Türrahmen, ein Lächeln im Gesicht. Er sieht mich unter seinen dunklen Wimpern hervor an und dann zu dem Fernsehbildschirm über dem Kamin hoch. »Und warum läuft auf diesem Bildschirm kein Jon-Bon-Jovi-Film?«, fragt er.

Als er die Stimme seines Bruders hört, schnellt Lucas herum. »Weil ich gern irgendetwas sehen würde, das in diesem Jahrzehnt erschienen ist, El«, antwortet er. Lucas und Eliot stehen sich wieder

näher, seit Eliot geschieden wurde und vor ein paar Jahren für eine Weile wieder bei Lucas und seinen Eltern einzog, bevor er zum Arbeiten nach Kanada ging. Ich bin mir nicht sicher, ob es so ist wie früher, als wir jünger waren, aber es ist nett, sie wieder zusammen zu sehen, im Haus, lachend, mit albernen Insiderwitzen und Hänseleien unter Brüdern.

Eliot sieht mich lächelnd an und reckt das Kinn. »Hast du je *U-571* gesehen?«

Ich nicke spöttisch. »*Natürlich*. Er hat Pete Emmett *richtig* gut gespielt.«

»*Lieutenant* Pete Emmett, solltest du besser sagen«, korrigiert mich Eliot, und ich lache. »Okay, wie wär's mit *Pucked*? Hast du den schon gesehen?«

»*Pucked*? Nein.«

»Klingt wie *fucked*«, murmelt Lucas neben mir, und als ich mich zu ihm umdrehe, starrt er stur auf den Fernsehbildschirm, die Augen konzentriert zusammengekniffen, als hätte er gar nichts gesagt.

»Oh, ja«, sagt Eliot und verschränkt die Arme vor der Brust. »Er hat die Hauptrolle. Spielt den Bösewicht. Wilde Haare und ganz rockstarmäßig. Genau dein Ding.«

»Im Ernst? Und ich habe ihn nicht gesehen?«

»Anscheinend nicht«, lacht Eliot. »Und du nennst dich einen Fan, Emmie.«

»Na ja, ich denke, jetzt weiß ich, was ich mir bei Amazon bestellen werde, wenn ich nach Hause komme – oh!« Ich drehe mich zu Lucas um. »Es sei denn, es gibt den Film auf Netflix.«

»Nein«, antwortet Lucas, den Blick noch immer auf den Bildschirm geheftet. »Keine Ergebnisse für ... *Pucked*.« Er sagt »*Pucked*«, als ob er sich darüber lustig machen würde, als ob er nicht glauben könnte, dass der Film wirklich so heißt, aber er lächelt nicht.

»Er könnte unter *National Lampoon* stehen ...«, beginnt Eliot, und Lucas sieht ihn kurz an, zuckt mit den Schultern und sagt »Keine Ergebnisse.« Dann wendet er sich wieder dem Bildschirm zu. Eliot sieht mich mit hochgezogenen Augenbrauen an, und ich grinse und

verbeiße mir das Lachen hinter der Decke über meinen hochgezogenen Knien. Es erinnert mich an die Zeiten, wenn Lucas' Laune im Keller war und Eliot und ich heimlich ein unbeholfenes Lächeln tauschten und uns fragten, welches Mädchen ihn diese Woche abserviert hatte oder wegen welcher Lappalie Jean ihn zusammengestaucht hatte: schmutzige Handtücher im Badezimmer, eine Eins anstelle einer Eins plus.

»Na ja, ich denke, ich werde mich mal vom Acker machen«, sagt Eliot jetzt und stemmt sich vom Türrahmen weg. »Viel Spaß noch, ihr zwei.«

»Vom Acker machen«, wiederhole ich, und Eliot lacht und verschränkt die Arme vor der Brust. Rosie hat recht. Eliot hat *tatsächlich* richtig heiße Arme. Letzte Woche hat sie mein Handy durchgescrollt und sein Instagram gesehen. »Fit«, hat sie gesagt, während sie gescrollt hat. »Superfit. Heiß. Und so *gottverdammst groß*.«

»Was denn?«, fragt Eliot. »Ist das auch so *Neunziger*?«

»Vom Acker machen«, nicke ich. »Ein bisschen, ja.«

»Also dann, bis später, Kumpel«, redet Lucas dazwischen, mit einem Wink und einem knappen Lächeln mit geschlossenem Mund. Seine Augen weiten sich für eine Sekunde, als wollte er sagen: *Wir sind hier im Moment wirklich beschäftigt*. »Viel Spaß bei eurem Dinner«, fährt er fort. »Grüß Ana von uns.«

Eliot lächelt amüsiert. »Um genau zu sein, gehe ich nicht mit Ana essen, aber trotzdem ... danke.« Dann nickt er mir zu. »Schönen Abend noch, Ozzy – ich meine, Emmie.«

Augenblicke später, während ich meinen Cocktail trinke, wird mir bewusst, dass Lucas' Augen sich in mich brennen.

»Was denn?«

Er zuckt kurz mit den Schultern. »Er war ein bisschen ... übertrieben freundlich.«

»War er das?«, lache ich. Meine Ohren glühen, so wie immer, bevor sie erröten, und ich bin froh, dass meine Haare zurzeit lang genug sind, um sie zu verbergen. »Was meinst du damit?«

»Ich meine, mit dir herumzualbern, in unser Gespräch zu platzen, davon zu schwafeln, dass Bon Jovi in diesen ganzen Filmen mitgespielt hat, und *ha-ha, den hast du noch nicht gesehen, oje, Emmie, vielleicht sollten wir ihn irgendwann mal zusammen angucken ...*«

»Jon Bon Jovi.« Ich stoße ihn in die Seite. »Und er war nicht übertrieben freundlich, er war einfach Eliot, er war ...«

»Emmie, mein Bruder hat seit Jahren kaum ein Wort mit dir geredet, und jetzt seid ihr auf einmal – was? *Beste Kumpel?*«

Für jeden, der auch nur eine einzige betrunkene Gehirnzelle hat, wäre offensichtlich, dass er eifersüchtig ist. So ist Lucas manchmal und, zugegeben, ich auch. Besitzergreifend, was unsere Freundschaft angeht, vor allem, wenn einer von uns einen neuen Freund gefunden hat. »Ich habe schon so viel von diesem Fox gehört. Tauschst du mich etwa gegen etwas Besseres aus?« Aber Lucas' Eifersucht ist zum Teil beschützerisch, glaube ich, und bei Eliot verstehe ich, warum.

»Wir erzählen uns nur, was es Neues gibt«, antworte ich. »Und um fair zu sein, so oft habe ich ihn gar nicht gesehen. Ja, er hat mich heute bei Marie abgeholt, aber nur, weil das Taxi nicht aufgetaucht ist und ich wusste, dass du bei der Arbeit warst ...« Das ist die Lüge, die ich Lucas darüber aufgetischt habe, was mit mir nach Maries Party passierte, und er hat mir verärgert gesagt, das nächste Mal solle ich ihn anrufen.

»Und er hat dich auch zu deinem Dad gefahren.«

Ich sehe ihn an. Ich habe Luke auf der Fahrt von Calais zu seinen Eltern, als er mich von der Fähre abgeholt hat, von Marv erzählt. Ich habe nicht erwähnt, dass es Eliot war, der mich hinfuhr.

Lucas nickt einmal kurz. »Also stimmt es.«

»Hat er es dir erzählt?«

»Nein. Er hat das Anzug-Shoppen am Abend zuvor abgesagt, und ich konnte dich nicht erreichen. Und nach dem hier«, sagt er, wobei er zum Türrahmen und dann auf mich zeigt, »konnte ich es mir denken.«

Ich fühle mich seltsam angegriffen. Als ob ich irgendeiner Sache beschuldigt würde. Jetzt glühen meine Wangen, genau wie meine Ohren, und meine Schultern sind angespannt, zu meinem Gesicht hochgezogen. »Aber was spielt das denn für eine Rolle?«, erwidere ich. »Er hat es angeboten. Er wusste von den Karten, und er wusste, wie sehr mich diese Sache beschäftigt hat, und – ich habe Ja gesagt. Damit ich nicht allein hinfahren musste.« Was ich eigentlich sagen will, ist »Na, du hast es ja nicht angeboten, oder? So wie du es vor langer Zeit einmal getan hättest ... Du warst in sieben Monaten nicht ein einziges Mal bei mir drüben, um zu sehen, wo ich meine Zehn-Stunden-Schichten arbeite oder wie sehr ich das glühend heiße, staubige Zimmer, in dem ich wohne, verändert habe, seit ich dort eingezogen bin. Du warst nicht da, um mit mir in den Pub zu gehen, für einen Tag an den Strand, durch meine kleine Stadt zu schlendern, so wie wir es hier bei dir immer tun.«

Lucas holt einmal tief Luft, lässt den Kopf hängen und hält sich eine Hand vors Gesicht. »Vielleicht bin ich ein Idiot«, sagt er.

»Ein kleiner eifersüchtiger Idiot, ja.«

Er sieht zwischen seinen Fingern zu mir hoch. Ich lächele und er auch. »Ich habe gerade die gute alte Freundschaftseifersucht, oder?«

»Die hast du allerdings. Muss ich dir sagen, dass du noch immer mein bester Freund bist? Dir ein kleines Freundschaftsarmband basteln?«

Lucas lacht und stöhnt in seine Hand. »Gott, es tut mir leid, Em.« Er sieht auf, nimmt die Hand von seinem Gesicht und legt sie auf meine. »Es tut mir wirklich leid. Ich weiß, ich bin in letzter Zeit nicht wirklich da gewesen, nicht so, wie ich sollte. Und ich wünschte, ich wäre heute da gewesen. Um Ana in die Schranken zu weisen. Dieses arrogante Biest.« Ich habe Lucas eine etwas verzerrte Wahrheit aufgetischt, habe ihm gesagt, Ana sei schuld daran, dass ich mich bei der Party so unwohl gefühlt hätte. Sonst habe ich nichts erwähnt. Nicht die Fotos oder das Gefühl von Leere und Einsamkeit.

Lucas schweigt einen Moment, den Blick auf mich geheftet. Eine silberne Pendeluhr tickt auf dem Kaminsims, und der inaktive Fernsehbildschirm verdunkelt sich.

»Es tut mir leid, wenn ich zu beschäftigt mit diesem ganzen Hochzeitskram war«, sagt er leise. »Das ist ein Riesending, weißt du, Em, dieser ganze Druck, es fühlt sich wie der reinste Wahnsinn an.«

»Ich weiß, Luke.«

»Aber jetzt bin ich hier. Ich, du, wie wir hier sitzen, Filme, eine warme Decke, deine obskuren Vorschläge ...« Er lacht, kneift die grauen Augen zusammen, hebt eine Hand, um meinen Arm zu berühren, dann noch höher, streift mit dem Daumen über meine Wange. »Es ist so, wie es immer war.«

Ich sage nichts.

»Ich habe eine Höllenangst, dass sich das ändert«, sagt er leise und nimmt die Hand langsam von meinem Gesicht.

»Es ändert sich ja auch, Luke«, sage ich sanft. »Du heiratest, du ...«

»Aber das muss es nicht. Nicht völlig. Nicht komplett.« Jetzt sieht er mich an, und es fühlt sich genauso an wie damals vor der Bar. Diese schwere, fast greifbare Anziehung, die sich verdichtenden Wolken unausgesprochener Dinge, die sich über uns zusammenbrauen und zu entleeren drohen.

»Ich habe dich vermisst, Em.«

»Ich bin nirgends hingegangen, Lucas«, sage ich.

»Ich weiß.«

Ich lege die Arme um ihn, bevor noch irgendetwas anderes aus mir herausplatzen kann, und während ich normalerweise das Gefühl habe, dass er mich aufrecht hält, habe ich diesmal den Eindruck, dass ich es bin, die ihn hält.

Wir wählen einen Film aus, irgendeinen, von dem wir beide noch nie etwas gehört haben, und bevor er anfängt, sagt Lucas, dass er gehen und unsere Drinks auffüllen wird. Am Türrahmen, auf dem Weg nach draußen, hält er noch einmal inne.

»Ich bin froh, dass wir geredet haben«, sagt er. »Und du weißt, dass ich auf dich aufpasse, oder?«

Als er das Zimmer verlässt, denke ich über Eliot nach. Und ich denke über den Abend nach, der alles zwischen uns dreien verändert hat. Wie aufrecht ich stand, nach all den Monaten harter Arbeit, bis zu jenem Abend, an dem Eliot mein größtes und quälendstes Geheimnis vor einer Freundin ausplauderte, die er erst seit fünf Minuten kannte und die es dann für einen widerlichen, billigen Witz missbrauchte. Er hat sich nie entschuldigt, oder? Er hat es nicht ein einziges Mal zur Sprache gebracht. Vielleicht würde ich mich besser fühlen, wenn er das täte.

Lucas kommt wieder, zwei limonengrüne Cocktails aufgefüllt.

»Rutsch rüber«, sagt er. »Du reißt die ganze Decke an dich.«

Kapitel 23

8. Juni 2006

Der Abspann des Films läuft, und der schwarze Bildschirm mit dem weißen Text verdunkelt den lichtlosen Raum. Ich sehe nach links. Ja. Er schläft. Lucas ist weggetreten, sein Kopf zur Seite gesackt, und sein Atem geht langsam und tief.

Eliot, neben mir aufs Sofa gequetscht, flüstert: »Schläft er?«

Ich nicke. »Wie ein Stein.«

»Ah«, sagt er mit einem Lächeln in der Stimme. »Hat sich ganz verausgabt. Das arme Kerlchen.«

Ich kichere und drehe mich um, um ihn anzusehen. Ich kann Eliots Gesicht knapp erkennen, den Kopf träge gegen das Sofa gelehnt, ein Grinsen auf den Lippen, die langen Beine vor sich ausgestreckt, mit der Decke, die ihm nur bis zu den Knien reicht.

»Wie spät ist es?«

Eliot zuckt mit den Schultern. »Spät.«

»Sehr hilfreich.« Ich ziehe die Beine bis zur Brust und die Decke bis zum Hals hoch. Der Gedanke, diese warme, gemütliche Ecke auf dem Sofa, neben einem schlafenden Luke bei ausgeschaltetem Licht, zu verlassen und durch den dunklen Garten hinunter zum Gartenhaus zu gehen, ist alles andere als verlockend.

»Also, ich nehme an, dann werden wir alle hier schlafen«, sagt Eliot gähmend und schaltet den Fernseher aus.

»Mhmm. Kann mich nicht aufraffen aufzustehen.«

»Dito.«

»Aber schnarch nicht«, sage ich und lehne den Kopf gegen das Sofa. Unsere Gesichter sind einander zugewandt, Zentimeter voneinander entfernt, aber in der Dunkelheit kann ich ihn trotzdem

kaum sehen, nur seine Nasenspitze, die Ränder seiner Wimpern, im Schein einer Granatapfel-Duftkerze auf dem Couchtisch.

»Ich schnarche nicht, schönen Dank auch«, sagt Eliot leise. »Ich bin ein vornehmer Schläfer. Wie ein kleiner Waldgeist.«

Ich lache, die Decke auf den Mund gedrückt. Ich bin so müde und schläfrig, dass ich mich fühle, als ob ich betrunken wäre. Meine Augen gewöhnen sich an die Dunkelheit, und jetzt kann ich Eliots Mund knapp erkennen, ein trüges Lächeln an einer Seite, seine Augen zwei schläfrige Schlitze.

»Du siehst seltsam aus im Dunkeln«, flüstere ich.

»Danke, Em.«

»Du hast keine Nase.«

»Ich versichere dir, ich habe eine.«

Ich lache wieder, und Eliot nimmt unter der Decke meine Hand. »Was tust du ... « Er führt meine Hand zu seinem Gesicht.

»Siehst du«, sagt er und drückt meine Finger an sein warmes Gesicht. »Nase.«

»Ah, ja«, flüstere ich. »Ein schönes, funktionales, wenn auch leicht überdimensionales Merkmal.«

»Redest du noch immer von meiner Nase?«

Ich breche unter der Decke in ein albernes, schlaftrunkenes Gekicher aus, und Eliot lacht tief und leise und sagt »Pssst.«

Dann herrscht Stille, und ich schließe die Augen. Eliot hält noch immer meine Hand. Sicher. Warm.

Mir ist nicht bewusst, dass ich dabei bin einzunicken und, wie auf einem Karussell, immer wieder für einen Moment zu mir komme, bis ich Eliots Daumen spüre, der meine Knöchel streichelt. Als ich eine Weile später aufwache, spüre ich Stille, Lucas' Bein, das heiß und schwer an meinem liegt, und Eliot, der meine Stirn küsst und das Zimmer verlässt.

Kapitel 24

Louise sitzt zurückgelehnt da, die Augen geschlossen, als ob sie einem wunderschönen Musikstück lauscht und nicht mir, die ihr aus einem Buch mit alten, heufarbenen Seiten vorliest.

»Was meinst du?«, fragt Louise, die Finger im Schoß verhakt, einen Ring an jedem Knöchel. »Wird sie zu ihm zurückkehren?«

»Die Schneiderin?«

Louise nickt, die Augen noch immer geschlossen, den Kopf auf dem Samtbezug ihres Sessels nach hinten gelehnt.

»Ja«, antworte ich. »Ich denke, das wird sie. Ich denke, sie wird begreifen, dass sie, obwohl sie unbedingt diesen Job in Deutschland annehmen wollte, ohne ihn nicht glücklich ist, und ... was?« Ich halte inne, das Buch im Schoß. »Ich täusche mich, oder?«

Louise grinst. »Ich sage kein Wort darüber, ob du dich täuschst oder nicht, Emmie. Ich frage mich nur, warum du nicht denkst, dass *er* kommen und *sie* finden wird.«

Ich halte inne und lächele. Das kann sie gut, Louise. Fragen stellen, über die ich noch nie nachgedacht habe. »Ich weiß nicht. Gute Frage.«

»Warum sollte sie ihren Traumjob aufgeben«, fährt sie fort, »um ihm zu folgen? Warum kann er nicht ihr folgen?«

»Okay, ich hab's kapiert.«

Louise lächelt, und ihre braunen Augen funkeln. »Hast du noch Zeit, das Kapitel zu Ende zu lesen?«

»Na klar«, sage ich zu ihr, »und wir werden vor meiner Schicht sogar noch Zeit für eine Tasse Tee haben.«

Louise nickt zufrieden, und ich lese weiter. Das ist etwas, das wir seit jenem Tag tun, an dem ich Louise im Bett gefunden habe, außerstande aufzustehen. Es ist wieder passiert, mehrmals in den letzten Wochen. Diese Tage, an denen sie nur hinunter zum Sofa

oder zum Wintergarten gehen kann, wo sie dann den Großteil des Tages verbringt, oder, noch schlimmer, an denen sie einfach im Bett bleibt, scheinen sich immer mehr zu häufen, und dann tue ich für sie, was ich kann. Aber sie ist entschlossen unabhängig und zieht es vor, Dinge, für die jemand wie ich vielleicht nur fünf Sekunden brauchen würde, selbst zu tun, auch wenn sie Stunden dafür benötigt. Aber das mag ich an ihr. Sie ist stark. Sie braucht keine Bestätigung.

»Ich brauche keine Gesellschaft«, hat sie einmal zu mir gesagt, aber ich glaube, das ist eine Überzeugung, die sie allmählich ablegt. Jetzt reden wir. Nonstop, um genau zu sein, und an den meisten Abenden essen wir sogar zusammen. Die Lücke in der Brücke zwischen uns schließt sich allmählich, und ich mag, wie sich das anfühlt. Ich hätte nie gedacht, dass es mir etwas bedeuten würde, aber es ist so nett, zu jemandem nach Hause zu kommen, der hören will, wie mein Tag verlaufen ist. Es verblüfft mich einfach, doch Louise hat mir das Versprechen abgenommen, dass ich mich nicht mehr dafür entschuldigen werde, einfach nur zu reden. Ich bin so oft abgeschweift, habe ihr von einem witzigen Gast bei der Arbeit erzählt oder irgendetwas Lustiges, worüber Rosie und Fox sich gestritten haben, oder von Frankreich, und dann habe ich mich auf einmal gebremst und gesagt: »Entschuldigung. Ich weiß, das ist vermutlich richtig langweilig für Sie.«

»Langweilig?«

»Ja. Ich schwafele von irgendwelchen Dingen, die völlig unwichtig sind. Von Leuten, die Sie gar nicht kennen.«

Louise hat mich jedes Mal angesehen, die Stirn in tiefe Falten gelegt, und gesagt: »Aber das nennt man doch Unterhaltung, oder, Emmie? Eine Beziehung knüpft man, indem man einander nach und nach Dinge von sich erzählt, oder?«

Und ich versuche, das im Kopf zu behalten. Die Art, wie Mum seufzend die Augen verdrehte, wenn ich von der Schule nach Hause kam und ihr unbedingt von meinem Tag erzählen wollte – von meiner neuen Freundin, der witzigen Geschichte, die im Sportunterricht passiert war, oder dem Bandkonzert, zu dem Georgias Mum mit uns

gefahren war, irgendetwas, das ich gesehen oder erlebt hatte und das mir wichtig genug erschien, um es laut auszusprechen –, das war nicht die Art, wie jemand, schon gar nicht eine Mutter, auf einen Menschen reagieren sollte. Einen Menschen, der das tut, was Louise »Dinge von sich erzählen« nennt. Es war herzlos, wirklich. Inzwischen weiß ich das. Und traurig, mehr als alles andere. Aber selbst jetzt, nachdem ich seit fast zwei Stunden mit Louise hier sitze, frage ich mich, ob ich dieses Gefühl je abschütteln werde – dass ich zu viel von mir selbst erzähle, mein Gegenüber zu Tode langweile. Und daher ziehe ich mich zurück. Schließe mein Buch mit den sieben Siegeln, wie Eliot zu Recht sagen würde.

Eliot. Ich habe ihn seit dem Abend nicht mehr gesehen, an dem ich wie in alten Zeiten mit Lucas auf dem Sofa saß und Filme schaute. Das ist jetzt ungefähr vier Wochen her. Wir haben uns ein paarmal geschrieben und natürlich auch an seinem Geburtstag vor drei Wochen. Aber irgendetwas an dem, was Lucas an jenem Abend darüber gesagt hat, dass er auf mich aufpasst – diese Erinnerung an die Geschehnisse an unserem neunzehnten Geburtstag –, hat meine Barrieren wieder hochgezogen wie die Gitter eines Käfigs.

Ich schalte den Wasserkocher ein, Louises Buch neben mir auf dem Küchentresen, die Stelle mit einem spitzen Pflanzen-Stecketikett eingemerkt.

Es klingelt an der Tür.

»Ich gehe schon«, rufe ich Louise zu, und als ich am Wohnzimmer vorbeikomme, sehe ich sie zurück zu ihrem Platz schlurfen. Obwohl sie heute starke Schmerzen im Rücken und in den Beinen hat, hat sie versucht, aufzustehen und selbst nachzusehen, wer gekommen ist.

Ich reiße die Tür des Hauses Fishers Way Nr. 2 auf. Der Staub von der Veranda tänzelt in dem hereinströmenden Sonnenlicht.

»Emmeline«, sagt Marv auf der Türschwelle, den wattierten Umschlag mit Karten in der Hand. »Ich habe mich gefragt, ob wir reden können.«

Ich lasse Marv draußen warten, während ich Louise einen Tee mache, und vergewissere mich, dass im Kühlschrank ein Sandwich für sie liegt, mit Folie abgedeckt, bereit für ihren Lunch, später. Dann ziehe ich mich für die Arbeit um, mit klammen, nervös zitternden Händen, und als ich aus dem Haus komme, sage ich zu Marv, dass ich nur eine Viertelstunde Zeit habe.

»Du kannst mich auf dem Weg zur Arbeit begleiten«, sage ich zu ihm, und obwohl ich meine Stimme beschwöre, fest zu klingen, schwankt sie.

Er lächelt mich an, traurig, fast verlegen, und nickt. »Sehr gern.«

Wir gehen los, vermeiden es beide, uns anzusehen, und betrachten stattdessen die Häuser im Fishers Way – groß und viktorianisch, Erkerfenster, Kiesauffahrten – und die knotigen Eichen, die die Straße säumen. Eine Mutter kommt uns entgegen, ein watschelndes Kleinkind an der Hand. Marv lächelt sie an, und das ist der Moment, in dem ich einen Blick auf ihn werfe. Einen richtigen Blick, mit den Augen eines Menschen, der versucht, sich selbst in etwas zu erkennen. Als er lächelt, bilden sich Fältchen an seinen Augenwinkeln, und die Wimpern legen sich kreuz und quer übereinander. Auf Schnappschüssen, auf denen ich lachend eingefangen wurde, sehen meine hellen Wimpern genauso aus.

»Es tut mir wirklich leid wegen neulich, Emmeline«, sagt er.

»Emmie«, sage ich.

»Ah. Du ziehst Emmie vor.«

»Das tue ich. Um genau zu sein, bestehe ich darauf. Ohne dass ich jetzt wie ein Idiot klingen will.«

»Nein, das ist schon in Ordnung. Wenn du bei einem bestimmten Namen genannt werden willst, dann ist das dein gutes Recht.« Er nickt, steckt die Hände in die Taschen seiner Jeans. Er redet wie ein Lehrer. Wortgewandt, autoritär. »Außerdem klingt Emmie nett. Es gefällt mir.«

Ich sage nichts, mache mich gefasst. Ich bin bereit. Ich bin bereit für eine Erklärung, warum er mich nicht sehen kann. Ich will keine. Die Tatsache, dass er es nicht kann, genügt mir, und keine

Erklärung, die er aus den hintersten Winkeln seines Gehirns hervorzieht, um es zu rechtfertigen, wird es besser machen. Ich bin sein Kind. Was für eine Ausrede könnte es geben?

»Ich war ... Ich glaube, ich stand unter Schock an dem Tag neulich, als du mit deinem Kumpel aufgetaucht bist.«

»Ich auch«, sage ich. »Noch mehr als du. Du hast es gewusst. Ich nie.«

»Das kann ich mir vorstellen, Schatz«, sagt er warmherzig, und ich schäme mich dafür, wie sich mein Herz zusammenkrampft. *Schatz*. Ich habe einen Dad, und er nennt mich Schatz, so wie es all die Väter in Büchern und Fernsehfilmen tun. »Ich ... Weißt du, ich habe eine Frau. Carol. Wir sind seit einunddreißig Jahren zusammen. Verheiratet seit achtundzwanzig.«

»Du und Mum, ihr hattet eine Affäre.«

Seine Augen schließen sich für einen Moment. »Ich will hier niemandes Gefühle verletzen, aber ich denke, es ist das Beste, wenn ich aufrichtig bin.« Er holt einmal tief Luft. »Ich würde es nicht einmal Affäre nennen. Es tut mir leid, Emmie. Na ja, natürlich nicht für mich, aber für dich. Ein ... *One-Night-Stand*, das klingt nicht sehr nett.«

»Ich wusste immer, dass ich das Ergebnis eines One-Night-Stands bin«, sage ich zu ihm. »Das hat Mum mir jedenfalls erzählt. Es war eine einzige romantische Nacht ... «

Ich sehe, wie er bei diesen Worten den Blick zum Himmel hebt, und er sagt »Es war eine einzige Nacht. Ich war im Pub, mit ein paar Kumpeln. Sie war da. Katherine. Ich kann mich nicht an viel erinnern. Es ... es tut mir so leid, das klingt grässlich, aber na ja, so war es eben.«

Ich schweige einen Moment, rücke die Tasche auf meiner Schulter zurecht und sehe zum Meer, das in der Ferne auftaucht, als wir um die belaubte Ecke des Fishers Way biegen.

»Schon gut«, sage ich schließlich. »Ich habe kein Kerzenlicht und Musik erwartet.« Nur dass ich darauf gehofft habe. Manchmal habe ich mir den Abend ausgemalt, an dem sie sich kennengelernt haben.

Dad mit seinen Trommelstöcken, die Haare verschwitzt von der Bühne, wie er über das schlammige Gras des Festivals hinweg den Blick meiner schönen Mutter auffing, sich zu ihr hingezogen fühlte, und das ohne sein Wissen, aus einem besonderen Grund. *Ich* war der Grund. Damit ich geboren werden konnte. Ein wundervolles Ergebnis aus Timing und Genetik und Naturwissenschaft in einem winzigen Zeitfenster, aus dem mein Leben entstand. Kein schäbiger örtlicher Pub. Kein vergebener Mann.

»Carol und ich waren seit über einem Jahr zusammen, und ... es war eigentlich nichts Ernstes, aber es war dabei, sich in die Richtung zu entwickeln, und ...« Marv schüttelt den Kopf. »Aye. Ich war einfach jung und verdammt dumm, das war ich.«

Wir gehen eine Weile, und ich frage ihn nach seiner Familie. Er hat Carol. Sie haben jahrelang versucht, ein Kind zu bekommen, und er erzählt mir, dass sie letztendlich eine Tochter zur Welt gebracht hat, und das ist der Moment, in dem ich auf der Straße wie angewurzelt stehen bleibe.

»Ich habe eine Schwester«, sage ich. »Eine Halbschwester. Ich habe wirklich eine ...«

»Ja«, sagt Marv mit glänzenden Augen. »Cadie. Sie ist achtzehn. Auf der Universität.«

»Sie studiert?«

»Jura.«

Ich atme tief aus. »Gott. Wow.« Meine Stimme bricht. »Ich habe eine Schwester, die auf der Universität Jura studiert.«

Marv kichert.

Wir gehen hinunter zur Promenade, schlendern langsam vorbei an festgemachten Tretbooten und verschlossenen Eisbuden, die überklebten Speisekarten verfärbt und von der Sonne gebleicht.

»Ich kann mich erinnern«, sage ich zu ihm. »Wie du mich abgeholt hast und wir zusammen spazieren gegangen sind, so wie jetzt. Aber ich durfte Mum nichts davon sagen, sonst würde es sie neidisch machen, weil sie es verpasst hat. Das hat Den immer zu mir gesagt. Und ich wollte immer nur, dass sie glücklich ist.«

»Ich habe von dir gewusst, Emmie«, sagt er. »Ich wollte von Anfang an einbezogen werden, dir ein Vater sein. Aber Katherine – deine Mutter –, sie hat mich ausgeschlossen. Sobald ich ihr von Carol erzählte und sagte, dass es ein Fehler war, hat sie mich völlig ausgeschlossen. Ich kam, um dich zu sehen, als ich wusste, dass du geboren warst. Neuigkeiten haben sich in dem Pub schnell herumgesprochen. Ihn gibt es nicht mehr. The George, so hieß er. Katherine jedenfalls hat sich geweigert, mich hineinzulassen. Ich habe es immer wieder versucht, wirklich. Und dann, eines Tages, hat Den die Tür geöffnet.« Er lächelt, als er Den erwähnt, seine Augen trüben sich, und ich spüre, wie mein Herz sich erwärmt, als ich seinen Namen von den Lippen eines anderen Menschen höre. »Er hat mich hereingelassen. Er war nicht damit einverstanden, wie deine Mutter sich verhielt. Und er hat eben nicht nur sie geliebt, sondern auch dich. Er hatte das Gefühl, dass du deinen Vater brauchst, und vor allem, glaube ich, hatte er das Gefühl, dass ich dich auch kennen sollte. Aber er ist zu jedem Ausflug mitgekommen, der Typ. Hat im Hintergrund gelauert, dich im Auge behalten ...«

»Er hat uns verlassen«, sage ich.

»Nein, mein Schatz«, erwidert Marv. »Er hat deine Mum verlassen. Nicht dich.«

»Aber er ist nie zurückgekommen, um mich zu sehen. Und du auch nicht.«

»Er hat es versucht«, sagt Marv flehend. »Er hat es wirklich versucht. Aber was für ein Recht hatte er denn? Dass er ein Ex deiner Mum war, hätte ihm wohl kaum den Umgang mit einem sieben- oder achtjährigen Mädchen gewährt, das nicht einmal sein eigenes Kind war.«

Jetzt kann ich sie spüren, die Wut, die unter meiner Haut rumort. *Mum*. Mum hat verhindert, dass ich geliebt wurde. Sie hat mich einsam gemacht. Ich hätte Den in meinem Leben haben können. Ich hätte einen Vater in meinem Leben haben können. Aber stattdessen hatte ich niemanden. Ich hatte sie, aber ich hatte sie nicht wirklich. Sie ist weggefahren. Jeden Monat ist sie für ein Wochenende

weggefahren, und später, als ich älter wurde, vierzehn und dann fünfzehn, immer länger, bis schließlich ganze Wochen verstrichen, bevor ich sie wiedersah. Auf Tour. Wo sie so tat, als hätte sie kein Kind zu Hause, das sie brauchte. Natürlich, ich hatte auch Georgia und ihre Familie. Ich hatte ihn. Robert. Den Mann, den ich als Traumvater ansah. Ich schaudere, schlucke die Wut hinunter, und ich spüre Marvs Hand, die meinen Arm berührt. Als ich mich nicht bewege, kommt er vorsichtig näher, um einen Arm um mich zu legen, und wir stehen eine Weile da und sehen aufs Meer hinaus. Ich genieße die Schwere seines Arms. Ich genieße die Wärme. »Mein Dad«, will ich laut sagen. »Das hier ist mein Dad.«

»Deine Mum hat mir nie verziehen«, sagt Marv, »dass ich ihr nicht von Carol erzählt habe. Aber das war ein Fehler. Ich habe Mist gebaut, ja, wie alle Leute. Ich war ein junger Bursche. Aber das heißt nicht, dass du für den Rest deines Lebens von diesem Fehler definiert werden solltest, Emmie.«

Ich nicke und lasse die Worte dort stehen, in der Luft, sodass sie langsam zu mir durchdringen können. »Ich weiß«, sage ich. »Ich weiß.«

»Und ich würde dich gern sehen«, fährt er fort. »Ich weiß, ich habe viel versäumt, aber ... ich würde gern ... etwas aufbauen.«

»Ich auch«, erwidere ich.

»Du musst mir etwas Zeit geben, Emmie. Ich muss mit Carol reden, mit Cadie.«

Ich sehe ihn von der Seite an, spinnenartige Adern, aufgeplatzt unter seiner Gesichtshaut, die Lippen bläulich, leicht bebend. »Zeit«, sage ich. »Okay. Das verstehe ich.«

Wir sagen eine Weile nichts weiter, gehen langsam nebeneinanderher zum Clarice. Ich weiß, dass ich zum ersten Mal in zwei Jahren zu spät komme, aber es ist mir egal.

Am Fuß der Treppe, die zum Eingang des Hotels führt, gebe ich Marv meine Telefonnummer, und er sagt, dass er mich anrufen wird.

»Schicker Laden, das hier, oder?« Er sieht zu dem Sandstein-Eingang des Hotels hoch, blinzelt in die Herbstsonne. »Behandeln

sie dich gut?«

»Oh, ja. Die Bezahlung ist nicht so toll, aber ... «

»Sie behandeln dich gut.« Er lächelt.

»Genau.«

»Na, das ist doch das Einzige, was zählt.«

Marv legt noch einmal die Arme um mich, als wir uns verabschieden. Sein Körper fühlt sich warm an unter seinem Hemd und der dicken Fleecejacke, die er trägt, und er klopft mir zweimal mit der Hand auf den Rücken.

Als ich das Clarice betrete, sagt Fox nichts dazu, dass ich zehn Minuten zu spät komme, und legt stattdessen einen Arm um mich und führt mich nach draußen. »Nichtraucher-Zigarettenpause, bevor wir irgendetwas tun, Miss Emmie Blue. Du *musst* von Rosies Date hören. Du wirst die nächsten sieben Jahrhunderte lachen.«

Und während ich da stehe, mir Rosies Horrorgeschichte von einem schiefgegangenen Date anhöre, Fox mir über seine Zigarette hinweg wissende Blicke zuwirft und Rosie sich an meinem Arm festkrallt und sich vor Lachen krümmt, denke ich an Marv. Meinen Dad. Und mir wird bewusst, dass ich mich nicht einsam fühle. In diesem Moment ist die leere Einsamkeit, die mir überallhin gefolgt ist wie eine Kluft – bereit, mich ganz zu verschlingen –, einfach nicht da.

Ich fühle mich geliebt.

Kapitel 25

Ich habe Louise noch nie so viel lachen sehen wie heute Abend. Ihre Wangen sind gerötet, die Augen zu Schlitzeln verengt, und sie hält sich immer wieder eine Hand an die Brust, als ob sie zu sehr schmerzen würde. Sie hat auch richtig gut gegessen, und das sage ich nur, weil mir in den letzten Wochen aufgefallen ist, dass die Hälfte der Sandwiches, die ich ihr mache, in der Biotonne landet, an den Rändern eingerollt, und die Suppe, die sie sich selbst kocht, meist ungegessen in einem Schälchen stehen bleibt, von dem die Folie nie abgenommen wird. Sie sagt, dass sie an manchen Tagen einfach keinen Appetit hat, aber zu anderen Zeiten ist sie wie ausgehungert. Diese Krankheit, die sie hat – eine, über die zu reden sie sich weigert –, ist so unberechenbar wie ihre Symptome. Es gibt gute Tage und schlechte Tage.

Eliot, neben mir, hält eine verbeulte Aluminiumschale mit Käsekuchen in der Hand, der Sahnebelag schwappt auf dem Boden, und dazwischen kullern vereinzelte Biskuitkrümel. »Noch etwas mehr für Sie, Louise?«

Louise schüttelt den Kopf. »Auf gar keinen Fall. Aber trotzdem danke.«

»Aber für mich vielleicht«, sagt er und sieht dann mich an. »Wie steht's mit dir? Das war doch supertoll, oder?«

»Supertoll«, wiederhole ich.

»Was denn?«, lacht er.

»Nichts«, lächele ich. »Einfach *supertoll*. Das habe ich schon seit einer ganzen Weile nicht mehr gehört. Und ja. Her damit. Füll mich ab.«

Eliot lacht, gibt uns beiden noch einen tiefenden Happen Käsekuchen und löffelt mehr Sahne darüber, als ich mir selbst genommen hätte. Er reicht mir lächelnd mein Schälchen.

»Gott, ich vermisse es, in eurem Alter zu sein«, sagt Louise. »Jung zu sein. Essen zu können, was ich will, ohne die halbe Nacht mit einer Schachtel Magensäuretabletten wach zu liegen. Zu ... ach, ich weiß nicht, was.« Sie sieht mich an, Daumen und Zeigefinger um den Stiel ihres Weinglases gelegt. »Jung und schön und gut aussehend.«

»Davon weiß ich nichts«, lache ich.

»Ich schon«, erwidert Louise und hält meinem Blick stand. Eliot sieht mich von der Seite an, guckt dann zu Louise, und er lacht ebenfalls. »Ach kommen Sie, Louise, ich warte.«

»Worauf?«

»Dass Sie mir sagen, wie schön *ich* bin. Wie jung und schön und schneidig ... «

Louise erhebt das Glas mit ihrer dünnen, geäderten Hand, und bevor sie einen Schluck nimmt, sagt sie: »Du bist nicht allzu übel. Aber du musst zum Friseur.«

»Und aufhören, Matt Goss' Hüte zu tragen«, necke ich ihn, und er lacht und sagt »Matt Goss? Und du besitzt die Frechheit, *mir* zu sagen, dass ich in den Neunzigern stecken geblieben bin. Es war nur ein einziges Mal. Es war heiß. Es war *sonnig*.«

Dies ist das fünfte Mal in zwei Monaten, dass wir das tun – dass Eliot Louise und mir beim Abendessen Gesellschaft leistet. In den letzten Wochen ist es bei mir ruhig – gemütlich – zugegangen. Still sogar. Lucas hat viel gearbeitet, sich aber für einen Anzug entschieden. Marie war mit ihrem Dad geschäftlich verreist und hat ihr Kleid gefunden (und ich meines auch). Ich habe eine Pop-Punk-Band für die STEN-Party gebucht, und der Gruppenchat ist auf ungefähr eine Nachricht pro Woche abgeflaut. Außerdem habe ich viel im Clarice gearbeitet; die Schichten dort sind jetzt, wo es nur noch ein paar Wochen bis zur Weihnachtszeit sind, hektischer denn je, und in jeder Pause, die ich mir genommen habe, habe ich Rosie geholfen, Fotos zu machen, da sich die Zahl ihrer Instagram-Follower mit jeder Sekunde vervielfacht. Dass Eliot zum Abendessen kommt, ist ein Teil von Louises und meiner Routine geworden. Und

es ist die Zeit, auf die ich mich inzwischen jede Woche freue. Das erste Mal schaute er an dem Abend vorbei, nachdem Marv und ich zusammen zum Clarice gegangen waren. Ich hatte Eliot angerufen und ihn zum Pizzaessen bei Louise und mir eingeladen, und er war an dem Abend vorbeigekommen, beladen mit einer Flasche Weißwein, einem Viererpack Bier und einem riesigen Schokoladenkuchen. Jedes Mal, wenn er hier ist, vergeht der Abend wie im Flug, die Stunden fließen dahin wie Wasser, und jedes Mal, wenn er geht, überlege ich prompt, wann ich ihn bitten kann, das nächste Mal zu kommen. Eliot ist *leicht*. Er mag einfache Dinge. Der Druck ist völlig weg, wenn er hier ist. Und ich habe sogar den Sinkflug in den Winter genossen. Das allein macht mir normalerweise schwer zu schaffen – der gefürchtete Countdown bis Weihnachten, wenn die Moreaus in den Skiurlaub fahren, alle sich bei ihren Familien verkriechen und ich, wie üblich, allein dasitze, als wäre es ein ganz gewöhnlicher Tag, überzeugt, dass ich diesmal tatsächlich der einzige Mensch auf der Welt bin, der noch übrig ist.

»Ich fühle mich, als ob Käsekuchen durch meinen Blutkreislauf fließt«, sagt Eliot jetzt. »Aber es ist ja auch bald Weihnachten. Da ist es praktisch gesetzlich vorgeschrieben, die eigenen Innereien in Speck zu verwandeln, oder?«

Jetzt steht Eliot auf Louises Türschwelle, mit leeren Händen, sein mitgebrachter Nachtisch und Wein von uns dreien gegessen und getrunken – und mehr Wein, als Louise gewohnt ist, denn sie ist bereits hoch und ins Bett gegangen. Als er das letzte Mal kam, haben wir uns *Pucked* angesehen, den Jon-Bon-Jovi-Film, der mir irgendwie entgangen war. Seine Hand streifte unter der Decke von Zeit zu Zeit mein Bein, und er blieb bis weit nach Mitternacht, und selbst das fühlte sich nicht lange genug an. Aber ich bin froh. Ich bin froh, zugelassen zu haben, dass sich diese Kluft zwischen uns langsam schließt, denn es fühlt sich so viel natürlicher, so viel leichter an, es zuzulassen. Ich denke immer wieder über das nach, was Marv gesagt hat, denn es ist hängen geblieben. Dass jemand

nicht für den Rest seines Lebens von einem einzigen Fehler definiert werden sollte.

»Musst du wirklich schon gehen? Es ist doch erst halb zehn«, sage ich.

Er steht auf dem Kies der Auffahrt, die Hände in den Hosentaschen, und sagt »Ich will nicht. Aber ich habe morgen eine lange Fahrt vor mir.«

Ich nicke, versuche, eine Pokermiene aufzusetzen, aber diesmal graut mir davor, mich von ihm zu verabschieden. Denn diesmal werde ich Eliot erst nach Weihnachten wiedersehen. Er arbeitet in den nächsten zwei Wochen auf einer Baustelle in Northumberland – einem verfallenen Landsitz. Und danach wird er mit Ana verreisen. Über Weihnachten, mit ihrer Familie. Er redet nie von ihr. Andererseits vermeide ich es auch, sie zur Sprache zu bringen.

»Na dann, viel Spaß beim Holzsägen in Wrexham«, sage ich.

»*Hexham*«, lächelt Eliot.

»Ah«, lache ich. »Und danach Luxemburg. Es war doch Luxemburg, oder?«

»Ja«, nickt er, und ich kann das flaue Gefühl in meiner Brust nicht ignorieren. Lucas und Marie zählen die Tage bis zu ihrer Skireise nach Österreich mit Jean und Amanda. Rosie wird in der Weihnachtswoche ebenfalls verreist sein; sie fährt mit ihren Eltern nach Nottingham, um ihre Schwester und deren Ehemann zu besuchen, und kommt erst nach Neujahr zurück. Nicht einmal Fox wird, so wie ich, am Weihnachtstag während der Dinnerschicht im Hotel arbeiten, weil er bei seinem Dad in London sein wird. Und Eliot. Eliot wird Hunderte von Meilen entfernt sein. In Luxemburg. Mit Ana. (Oder dem Psychothera-Biest, wie Rosie sie nennt.) Und ich. Ich werde genau hier sein und so tun, als ob das alles gar nicht passiert.

»Und, wirst du Lucas über Weihnachten überhaupt sehen, vor dem Skiurlaub oder danach oder ...?« Eliots Stimme verliert sich.

»Nein«, antworte ich, die Arme vor Kälte um meinen Körper geschlungen. »Er hat eigentlich gar nichts erwähnt, und ich weiß,

dass er im Moment bei der Arbeit richtig viel zu tun hat, daher ... »

»Okay«, nickt Eliot. »Und du? Irgendwelche Pläne für Weihnachten?«

»An Weihnachten selbst arbeite ich fast den ganzen Tag. Louise ist irgendwo eingeladen. Bei einem alten Mieter von ihr. Steve oder so. Aber sie hat gesagt, dass sie eigentlich gar keine Lust dazu hat.«

Eliot nickt wieder. »Das heißt, du wirst nicht allein sein?«

»Mit Sicherheit nicht«, sage ich. »Ich werde Hunderte von Dinnergästen mit Weihnachtsmützen und drei hitzköpfige Köche um mich haben, die sich vermutlich gegenseitig erwürgen werden, bis der Weihnachtspudding serviert wird.«

Eliot kichert. Er zögert kurz, sieht über die Schulter seiner dicken schwarzen Wolljacke, und ich beschwöre sie, zu verpuffen, diese verlegene, knisternde Atmosphäre zwischen uns. »Deine Nachbarn«, sagt er schließlich, »sie wissen wirklich, wie man mit den alten Dekorationen feiert, stimmt's?«

»Ich weiß. Da tobt ein Konkurrenzkampf. Wer sein Haus mit möglichst vielen kitschigen Lichtern zukleistert und damit in die Lokalzeitung kommt.«

Eliot zieht eine Augenbraue hoch. »Na ja, ehrlich gesagt denke ich, der Fishers Way Nr. 2 könnte eine kleine Injektion *kitschiger Lichter* gebrauchen.«

Ich schüttele den Kopf.

»Du solltest«, sagt er, »auf jeden Fall ein paar Lichter aufhängen. Einen Truthahn kaufen. Einen Weihnachtsfilm ansehen. Einen Mince Pie vor dem Kamin essen, zu dem *EastEnders*-Weihnachtsspecial, selbst wenn du in deinem ganzen Leben noch nie eine Folge davon gesehen hast.«

Ich kneife die Augen zusammen. »Klingt ... interessant.«

»Ehrlich gesagt ist es eine Art Magie, Emmie Blue«, sagt er. Seine Worte bilden Wolken in der eisigen Novemberluft. »Also, hör zu, ich habe etwas für dich.« Er reibt die Hände aneinander, geht hinüber zu seinem Van und öffnet die Tür. »Ich wollte es dir nicht vor Louise geben. Dachte, ich warte besser«, sagt er und beugt sich in den

Van. »Ich weiß, du wirst richtig verlegen und hasst es, wenn du Dinge vor anderen Leuten auspacken sollst ... «

»Du hättest mir doch nichts besorgen müssen.«

Eliot schließt die Tür und kommt über den Kies zu mir zurück. »Ich weiß. Aber ich habe es gesehen und sofort an dich gedacht. Es ist keine große Sache.«

Er überreicht mir ein in Seidenpapier verpacktes Rechteck. Das Geschenkpapier ist golden, mit Sternen verziert, und es ist mit einer schwarzen, funkelnden Schleife zugebunden. »Der Typ im Geschäft hat es verpackt. Dafür kann ich keine Anerkennung einstecken.«

Ich sehe auf das Päckchen in meinen Händen, und ich spüre ein Ziehen in meinem Magen. Ein Geschenk. Ich bekomme eigentlich keine Geschenke zu Weihnachten. Lucas und ich haben uns nie irgendetwas geschenkt, vermutlich weil er weiß, dass ich Weihnachten nicht »feiere«, es noch nie gefeiert habe.

»Danke, Eliot.«

»Mach es nicht jetzt auf«, sagt er. »Heb es dir auf. Öffne es zu deinem Mince Pie und dem *EastEnders*-Special.«

»Mache ich.«

»Versprichst du mir, es in dieser Reihenfolge zu tun?«, sagt Eliot und verringert den Abstand zwischen uns.

»Ich werd's versuchen.« Ich stelle mich auf die Zehenspitzen und schlinge ihm die Arme um den Hals, das Geschenk noch immer mit einer Hand umklammernd. Seine Arme legen sich um mich, und seine warmen Hände streifen meinen nackten Rücken, der unter meinem Pullover hervorschaut. Eine Gänsehaut durchfährt mich. Ich küsse ihn auf die Wange, als wir uns voneinander lösen, und sage noch einmal »Danke«, aber Eliot nimmt seine Arme nicht fort, und ich meine auch nicht. Unsere Gesichter sind sich nahe. Unser Atem bildet Wolken in der Luft zwischen unseren Mündern.

»Ich muss nicht fahren«, sagt Eliot leise. »Ich kann bleiben.«

Ich starre ihn an. Wie betäubt. »D-du musst arbeiten.«

»Ich muss nicht fahren«, wiederholt er. »Nach Luxemburg.«

»Eliot ... «

»Ich werde nicht fahren, wenn du willst, dass ich bleibe.«

Ich lege den Kopf nach hinten, um zu ihm hochzusehen, zu dem Fächer dunkler Wimpern, seinen mandelförmigen Augen und seinem rosigen Mund, die Oberlippe ein perfekt geschwungener Bogen. Wie bei seinem Bruder. Wie bei Lucas. *Lucas*. Ich weiche einen Schritt zurück.

»Fahr.« Ich räuspere mich. »Sei nicht albern. Es ist Weihnachten. Du ... du hast Orte, an denen du sein musst. Leute, die du sehen musst.«

Eliot schweigt. Er streckt einen Arm nach hinten aus, um sich im Nacken zu kratzen.

»Na dann«, sagt er schließlich. »Ich werde dich vorher nicht mehr sehen, daher nehme ich an ... Frohe Weihnachten, Emmie.«

»Dir auch, Eliot«, sage ich, das Geschenk in meiner Hand, während die kalte Nachtluft in meinem Gesicht brennt.

Eliot steigt in den Van und lässt den Motor an. Er hebt die Hand zum Gruß, und ich sehe ihm nach, wie er wegfährt.

Mix-CD. Vol. 6

Liebes Luftballonmädchen,

Track 1. Weil fast Weihnachten ist.

Track 2. Weil du immer zu viele gute Vorsätze aufschreibst.

Track 3. Weil es nur noch fünfundvierzig Tage sind, bis ich dich wiedersehe.

Track 4. Weil eines meiner Lieblingsdinge auf der Welt dein zerzauster Haarschopf nach dem Aufwachen ist.

Track 5. Weil ich schwöre, dass ich dir eines Tages die Magie von Mince Pies beibringen werde.

Luftballonjunge

x

Kapitel 26

25. Dezember 2006

»Na ja, das war *grottenschlecht*«, lache ich durch die Leitung. »Aber trotzdem danke.«

»*Was denn?* Das war Good King Wenceslas. Wie – hast du die Harmonien nicht gehört?«

»Ich *wusste*, wir hätten Band Aid singen sollen«, seufzt Eliot. »Du hättest den Bono-Teil killen können, live in der Schweiz.«

Luke lacht. »Ich kille ihn nicht, Kumpel. Ich *erfinde ihn neu*.«

Ich lächele, das Telefon ans Ohr gedrückt, das Spiralkabel über meinem Pyjamaoberteil ausgedehnt, eine DVD auf dem Fernseher angehalten. »Und wie ist es in der Schweiz?«

»Fantastisch«, sagt Lucas im selben Moment, in dem Eliot sagt »Umwerfend.«

»Und richtig kalt«, ergänzt Eliot. »Ich weiß, das ist bahnbrechender Reisejournalismus, aber verdammt, das ist es wirklich.« Die beiden lachen, und ich stelle sie mir vor ... vor dem rotbraunen Holz einer Hütte in den Alpen, frisch geduscht und in Hemden, bereit für das Weihnachtsessen in dem Fünfsternehotel, in welches Jean und Amanda jedes Jahr mit ihnen fahren, ein flackerndes Feuer hinter ihnen, um das Hoteltelefon gedrängt. Ich sehe mich in meiner Wohnung um. Winzig, vollgekrämt, aber zugleich völlig leer, und ich verspüre ein flaues, beschämendes Gefühl, dass ich an diesem Ort bin, am Weihnachtstag.

»Wie geht's dem Kopf, Em?«, fragt Lucas jetzt.

»Verkatert?«, höre ich Eliot fragen, und ich schüttele überflüssigerweise den Kopf und sage: »Migräne. Ich war fast die ganze Nacht wach davon. Aber jetzt ist sie vorbei.«

»Ah, Scheiße, das nervt. Lass es heute locker angehen, okay?«

»Und ich hasse es, so zu klingen wie meine Mum«, ergänzt Eliot, »aber trink viel Wasser.«

Ich lächele, lasse mich von ihrer Besorgnis, ihrer Fürsorge, wärmen wie von einer Suppe. »Vermutlich, weil ich einen Mince Pie gegessen habe. Gestern, als ich zu Tesco gegangen bin, hatten sie diesen Charity-Tisch aufgebaut. Mince Pies, Schokoladen-Baumstämme ... «

»Du hast *einen ganzen* gegessen?«, fragt Eliot. »Einen ganzen Mince Pie?«

»Ja.«

»Ah«, sagt Eliot, als wäre es offensichtlich. »Du hast im Weihnachtstrubel über die Stränge geschlagen.«

»Du musst dich zurückhalten«, lacht Lucas. »Als Nächstes wirst du uns erzählen, dass du ein Weihnachtsknallbonbon gezogen hast.«

Ich kichere, meine Wangen glühen, und ich höre, wie Eliot im Hintergrund jemandem antwortet. Seine Stimme wird schwächer. »Dad ruft uns«, sagt Lucas, und ich höre an der veränderten Lautstärke, der Nähe seiner Stimme, dass ich nicht mehr auf Lautsprecher gestellt bin und er sich den Hörer ans Ohr hält. »Bist du sicher, dass du klarkommst, Em?«

»Natürlich.«

»Ich hasse es, dass du allein bist.«

Ich auch, will ich sagen. Ich auch, und ich wünschte, ich wäre bei dir. Bei Eliot. Bei deiner Mum mit ihren warmen, festen Umarmungen und deinem Dad mit seinen vernünftigen, tröstlichen Worten. Bei dem »Denkt dran, euch warm einzupacken« und dem »Was will jeder zum Frühstück?«. Stattdessen sage ich: »Es geht mir gut, wirklich, Luke. Ich habe einen richtig schönen Tag.«

Wir reden noch fünf Minuten, bis Eliot wiederkommt, um Lucas zu sagen, dass es Zeit sei, zu ihrem Weihnachtsessen zu gehen. Lucas verabschiedet sich, verlässt den Raum, um sich fertig zu machen, und Eliot übernimmt das Telefon.

»Denk dran, hydriert zu bleiben«, sagt er mit einem Lächeln in der Stimme.

»Ja, *Mum*«, witzele ich. »Mach ich.«

»Ich meine es ernst. Pass auf dich auf.«

Ich schlucke, fühle mich klein. »Mache ich.«

»Und ... Em?«

»Ja?«

Schweigen tritt ein, und das Einzige, was mir verrät, dass er noch immer dran ist, ist der Seufzer, der schließlich durch die Leitung kommt.

»Frohe Weihnachten.«

»Frohe Weihnachten, Eliot.«

Kapitel 27

Marv: Liebe Emmie, es tut mir leid, dass ich mich nicht gemeldet habe. Ich hoffe, du verstehst es, aber ich glaube, im Moment ist nicht der richtige Zeitpunkt, um es meiner Familie zu sagen. Ich werde es tun. Bitte glaub mir, ich werde es tun. Aber nicht jetzt im Moment. Es tut mir leid. X

Das *EastEnders*-Special beginnt.

Ich will ein Foto machen – von dem Mince Pie auf Louises winzigem Couchtisch, mit dem Flimmern des Fernsehers im Hintergrund und den Lichterketten rund um den Rahmen – und es Eliot schicken. Aber dann denke ich an ihn in Luxemburg, mit Ana, und ich kann es nicht über mich bringen. Stattdessen mache ich das Foto trotzdem und gehe auf Instagram, um es hochzuladen. Ich werde eine Bildunterschrift hinzufügen, so wie Rosie es immer macht, zum Beispiel: »Gemütliches Weihnachten« oder »Mince Pie, Fernsehen, Lichterketten, Pantoffeln an. Himmlisch!«. Aber das Erste, was ich sehe, ist ein Foto von Lucas und Marie, die die Fäuste in die Luft gereckt haben, von Kopf bis Fuß in Skiausrüstung, die Augen hinter riesigen Sonnenbrillen verborgen, der Himmel hinter ihnen ein perfektes Karibikblau. Und dann sehe ich Eliots neuestes Foto: ein winterlicher Sonnenuntergang. Ein einzelnes Glas rubinroter Wein im Vordergrund. In Luxemburg, möchte ich wetten.

Erbärmlich. So fühlt sich mein Weihnachten an. Absolut erbärmlich.

Ich lehne mich auf dem Sofa zurück. Ich habe nichts getan, seit ich von der langen und stressigen Weihnachtsschicht nach Hause gekommen bin, außer zu duschen und auf Louises Bettkante zu sitzen, wo wir beide die Truthahn-Klubsandwiches gegessen haben, die die Köche im Hotel aus den Resten für uns alle gemacht und in extrastarker Alufolie verpackt haben. Und doch fühle ich mich kaum

ausgeruht. Ich fühle mich, als ob ich durch Melasse wate, und mein Kopf dröhnt, als ob er kurz vor dem Zerplatzen wäre, von all dem, was heute Abend wie ein Tornado in ihm herumwirbelt. Lucas. Eliot. Marv und die Nachricht, die sich jedes Mal, wenn ich sie lese, wie ein Stiefeltritt in den Magen anfühlt.

Ich halte Eliots Geschenk im Schoß, vor dem Fernseher. Und während ich Figuren, die ich nicht wiedererkenne, seit ich die Serie vor ein paar Jahren zuletzt angeschaut habe, dabei zusehe, wie sie sich anschreien und auf dem nassen Asphalt vor dem Pub küssen, beginne ich langsam, es auszupacken. Ich denke an ihn. Ich denke an Eliots freundliche, kräftige Hände, die mir das Geschenk überreichen, in jener schwarzen, sternenbeschiedenen Nacht. Und wieder drängen sich bewegte Bilder von dem Moment in Louises Auffahrt in meine Gedanken – diesem schweren, anhaltenden Moment zwischen uns, bevor er wegfuhr. Wie aufs Stichwort drehen sich die Eingeweide in meinem Bauch um, wie ein Fisch.

Ein Buch. In das Geschenkpapier gewickelt ist ein Buch. Blau. Hardcover. Wunderschön, mit winzigen geprägten Booten verziert. Ein Vorhängeschloss verschließt es, und Schlüssel baumeln an einer Schnur. Ein geschlossenes Buch. Und auf dem Innendeckel steht in einer fein säuberlichen Handschrift

Blume,

ich unterstütze dich und akzeptiere dich, auch wenn du ein Wrack bist. (Und auch wenn deine Nase für immer eine verrottete Tomate ist.)

Eliot x

Kapitel 28

Rosie sitzt rittlings auf einer Bank in dem kleinen Umkleideraum des Clarice, und Fox liegt mit seinen langen Beinen darauf, den Kopf in Rosies Schoß gelegt. Seine großen Füße baumeln über den Rand, an den Knöcheln übereinandergeschlagen, und er hat die Augen geschlossen. Rosie führt eine osteopathische Behandlung an ihm durch. Etwas, das sie auf YouTube gesehen hat, und ein Versuch, ihren Neujahrsvorsatz, etwas Neues zu lernen, in die Tat umzusetzen.

»Wie fühlt sich das an?«

»Gut.«

»Nur gut?«

Fox schlägt ein Auge auf. »Sollte ich etwas anderes fühlen?«

Rosie sieht zu mir, dann wieder zu Fox und zuckt mit den Schultern. »Weiß der Geier. Halt einfach still. Ich suche dein ...« Sie schielt auf ihr leuchtendes, aufgeklapptes Handy, auf dem ein Tutorial abläuft. »... dein ... *Dingsda*.«

Fox zieht einen Mundwinkel hoch. »Ich bin in sicheren, sicheren Händen«, murmelt er, und Rosie zuckt nicht mit der Wimper, den Blick zum Himmel gerichtet, während sie irgendeinen »Knoten« in Fox' Nacken zu finden versucht.

Es ist sechs ganze Wochen her, seit ich Eliot in Louises Auffahrt Lebewohl gesagt habe, und seitdem habe ich mir diesen Moment, in dem wir uns verabschiedet haben, jeden Tag mindestens einmal durch den Kopf gehen lassen. Die Art, wie er gesagt hat, er müsse nicht fahren. Die Art, wie er mich nicht gehen ließ – die Art, wie *ich* ihn nicht gehen ließ. Wie nah unsere Gesichter sich waren. Wollte er mich küssen? Wollte ich ihn küssen? Wollte ich *Eliot* küssen? Lucas' Bruder. Gott. Habe ich die Situation falsch eingeschätzt?

Am Weihnachtstag, nachdem ich sein Geschenk ausgepackt hatte, schickte ich ihm eine Nachricht. »Danke für mein versiegeltes Buch.« Er schrieb zurück: »Gern geschehen, Emmie xx.« Das war alles. Und seitdem habe ich nicht eine Nachricht von ihm bekommen – abgesehen von denen in der STEN-Party-Gruppe, bei denen es ausschließlich um den gemeinsamen Junggesellinnen- und Junggesellenabschied geht und die hauptsächlich Antworten auf die »Legende« Tom sind. Andererseits habe ich ihm auch nicht geschrieben, daher ist das jetzt vielleicht ein emotionales Patt? Vielleicht ist er zu verlegen, um zu schreiben, so wie ich? Wir waren uns so nah, unsere Münder Zentimeter voneinander entfernt und er Sekunden davor, meilenweit fortzufahren; ins verdammte Luxemburg zu fliegen, um Weihnachten mit seiner Freundin zu feiern. *Freundin*. Natürlich hat er mir nicht geschrieben. Warum sollte er?

»Heraus mit dir.«

Ich sehe auf. Rosie, deren Hände noch immer auf den Nacken des armen Fox eintrommeln, starrt mich an, mit diesem Blick, der im Allgemeinen auf ein missbilligendes Kopfschütteln folgt.

»Du musst aus diesem Sog herauskommen, Emmie. Du grübelst schon wieder darüber nach, habe ich recht?«

»Ein bisschen.«

»Nicht dass ich es zum siebenhundertsten Mal in fast fünf Wochen wiederholen muss ... «

»Sechs.«

»Aber a), du hast nichts Unrechtes getan«, redet Rosie über meinen Einwand hinweg, »und b), *natürlich* hat er einen Rückzieher gemacht. Er hat dich gebeten, ihm zu sagen, dass er nicht fahren soll. Er hat seine Gefühle offengelegt, hat dir im Grunde gesagt, dass du ihm etwas bedeutest. Und er wollte es von dir hören. Du aber hast es nicht gesagt. Du hast ihm buchstäblich gesagt, dass er fahren *soll*.«

Fox macht ein Geräusch in der Kehle. »Ja«, sagt er. »Wie wir bereits eingehend erörtert haben, steht Eliot auf dich, Emmie. Er

mag dich. Eindeutig. Sehr sogar. Und er hat es auf etliche Arten wahrlich offenkundig gemacht ... »

»Wahrlich«, grinst Rosie, noch immer trommelnd.

»Und er hat von dir nicht viel zurückbekommen. Warum sollte er dich immer wieder bedrängen? Er ist ein Gentleman. Oder täusche ich mich da?«

Ich zucke mit den Schultern. »Aber wir sind ... Freunde.«

Fox seufzt und legt die Fingerspitzen vor seinem Gesicht aneinander. »Wenn ihr Freunde seid, dann muss das heißen, dass du Eliot ansehen kannst, ohne auch nur irgendetwas in dieser Richtung zu fühlen. Nicht einmal einen Hauch körperlicher Anziehung ... « Fox hält inne und sieht zu Rosie hoch. »Was denn?«

Rosie schüttelt den Kopf und sieht zu ihm hinunter.

»Nichts«, sagt sie.

Fox zieht eine Augenbraue hoch und sieht zu mir zurück, den Kopf noch immer in Rosies Schoß. »Und kannst du das von dir behaupten?«

Ich starre ihn an, stöhne auf, verberge das Gesicht in den Händen.

»Sie weiß es nicht«, redet Rosie dazwischen. »Wegen ... «

»*Lucas*«, sagen sie beide gleichzeitig, und ich lache hinter meiner Hand und sage: »Ach, verpisst euch doch mit euren ganzen guten Ratschlägen und Fragen.«

»Aber im Ernst, Em. Kannst du von dir behaupten, dass du ihn nicht magst? Überhaupt nicht?«

Ich nehme die Hände von meinem Gesicht. Rosie und Fox sehen mich an, und ich schüttele den Kopf.

»Nein, das kann ich nicht behaupten«, antworte ich. »Ich habe ihn vermisst. Ich meine, *richtig* vermisst. Und das verblüfft mich, weil ... na ja, weil ich es nicht erwartet habe. Nicht wirklich. Ich habe ihn sogar an Silvester angerufen.«

Rosies Augen, die Lider schimmernd von Glitzer, weiten sich. »Das hast du mir gar nicht gesagt.«

»Er hat nicht abgenommen. Dann, am nächsten Morgen, hat er mir geschrieben, hat mich gefragt, ob alles okay sei, und ich habe

ihm gesagt, es sei ein Fehler gewesen.«

Rosie stöhnt auf. »*Emmie*.«

»Ich weiß«, erwidere ich. »Aber, na ja, ich hatte diese Vision von ihm in Luxemburg mit Ana, und ... es war mir so peinlich. Aber ... ich vermisse ihn wirklich. Ich habe Eliot gern in meiner Nähe. Und er ist wirklich für mich da gewesen.«

Rosie schnaubt mit vorgeschobenen Lippen, wie ein Pferd, und sagt »Ja, das ist er allerdings.«

»Und das war nett, so was zu haben. Jemand, der da ist, wenn Lucas es normalerweise wäre.«

»Aber wäre er das denn?«, fragt Fox, die Hände auf dem Bauch übereinandergelegt.

Ich sehe Fox an. »Ja. Er hat nur Stress bei der Arbeit, und, Himmel noch mal, er *heiratet*, und es gibt so viel zu organisieren.« Ich blicke zu den beiden auf. »Ich bin ein Häuflein Elend, oder?«

Rosie sieht mich an und lächelt sanft. »Wir sind alle ein Häuflein Elend, Em.«

»Sprich für dich selbst, Kalwar«, murmelt Fox, und Rosie sieht zu ihm hinunter und zieht die Augenbrauen hoch. Er lächelt sie an, und sie kichert.

»O Gott, Leute, ich habe keine Ahnung.«

»Also, ich persönlich weiß ja nicht, worauf du noch wartest. Er ist verdammt heiß«, meint Rosie, und als Fox, die Augen geschlossen, als nähme er ein Sonnenbad, krächzend ergänzt: »Die *einzig*e Charaktereigenschaft, auf die es ankommt«, tut sie irgendetwas, das ihn vor ihren amateur-osteopathischen Händen zurückzucken lässt.

Ich stochere in den Nudeln in der Tupperdose auf meinem Schoß herum, Reste von einem Nudelaufwurf, den ich gestern Abend für Louise und mich gemacht habe, und Rosie knetet noch immer Fox' Nacken, während er das Gesicht verzieht. Und *ich weiß es nicht*. Das ist die Wahrheit. Ich weiß nicht, was ich für Eliot fühle. Ich weiß nur, dass sich alles anfühlt, als wäre es ein Turm, der im Begriff ist, über mir einzustürzen. Marv. Ich habe nichts mehr von ihm gehört. Nicht ein Wort. Die Hochzeit, bis zu der es jetzt nur noch drei

Monate sind. Die STEN-Party, in nur zwei Wochen. Und dann ist da noch Louise, die in letzter Zeit wirklich leidet. Ich kann nicht umhin, mir um sie Sorgen zu machen, wenn ich abends die Tür zu ihrem Schlafzimmer schließe und morgens zur Arbeit gehe. Letzte Woche hatte sie Besuch – Steve, ihr Ex-Mieter, hat sie gesagt. Derjenige, der sie zu Weihnachten eingeladen hat. Sie hat es mir nur erzählt, weil ich nach den zwei Bechern gefragt habe, die ich in der Spüle gefunden habe. Und mir fehlt Lucas. Er schreibt, er ruft an, er meldet sich über FaceTime, wie er es immer getan hat, aber es ist nicht mehr dasselbe. Ich kann spüren, wie es sich allmählich verändert, wie eine Brise, die sich dreht, erst im Nachhinein spürbar. Ich vermisse ihn. Ich vermisse wirklich, wirklich, wie es früher war.

»Habe ich nicht recht?«, sagt Rosie. »Ich habe Fox eben von diesem Typen erzählt, mit dem ich mich treffe, und dass er, wer weiß, der Eine sein könnte.«

»Mit einem Namen wie King-O?«, fragt Fox. »Das möchte ich bezweifeln.«

»Das ist sein Spitzname, du Idiot. Und überhaupt, warum könnte King-O *nicht* mein Einer sein?«

Ich nicke. »Genau. Das könnte er durchaus.«

Fox schnaubt spöttisch. »Und ich nehme an, was, Lucas ist dein ... *Einer?*«

Ich halte inne, und mein Gesicht läuft rot an. Weil es sich wie ein Riesending anfühlt, es laut auszusprechen. Ich meine, ich denke wirklich, er ist der Eine, oder? Lucas Moreau. Der Luftballonjunge. Der, der mich gefunden hat, gegen jede Wahrscheinlichkeit, als ich einen Freund am dringendsten brauchte. Als er sein Zuhause am dringendsten brauchte.

Aber ich sage nichts. Denn im Moment herrscht keine Klarheit. In meinem Kopf fühlt sich alles wie ein einziges verrücktes, chaotisches Durcheinander an.

»Liebst du ihn?«, fragt Rosie, und die Worte hallen laut und eindringlich in der Stille.

»Ja«, sage ich. »Natürlich liebe ich Lucas.«

»Ja, aber ... liebst du Lucas *wirklich*? Wünschst du dir, du wärst es, die das weiße Kleid aussucht, ihm beim Einschlafen zusieht, jeden Morgen neben ihm aufwacht ...?«

»Ich ...«

»Eine Familie mit ihm hat?«, fährt Rosie fort, den Blick auf mich geheftet, die Hände unter Fox' Kopf jetzt reglos, »die seine Unterhosen wäscht, nach einer Magen-Darm-Grippe?«, fährt sie fort. »Die seinen Schwanz lutscht?«

»Na toll«, sagt Fox und setzt sich mit einer einzigen schnellen Rumpfbeuge auf. »Das hat der Sache mit Sicherheit in Rekordzeit einen Dämpfer verpasst.«

»Was ich sagen will, Emmie«, sagt Rosie, »ist *Liebst* du Lucas? Wirklich? Oder liebst du nur die Vorstellung von ihm?«

Regentropfen laufen an Louises Fenster herunter, als ich heute Abend ihre Vorhänge zuziehe. Als ich mich umdrehe, sehe ich, dass sie mich anlächelt, ihr Gesicht bernsteinfarben erhellt von ihrer Nachttischlampe.

»Scheußliches Wetter dort draußen«, sage ich, und sie schließt für einen Moment ihre papiernen Augenlider.

»Ach, ich weiß nicht«, sagt sie. »Ich mag den Regen.«

»Wirklich? Ich glaube, ich habe noch nicht viele Leute getroffen, die Regen mögen.«

Louise nickt sanft, zieht sich die Decke bis zur Brust hoch und steckt sie bequem unter ihren Armen fest. »Ich finde, er gibt dir das Gefühl, am Leben zu sein. Eine Erinnerung, dass die Welt größer ist als du. Deswegen mag ich vor allem auch Gewitter.«

Ich schaudere und verziehe das Gesicht zu einer Grimasse. »Ich denke, darüber werden wir auch geteilter Meinung bleiben«, sage ich, und sie kichert schläfrig.

Louise hat in den letzten Wochen immer mehr Zeit im Bett verbracht, doch sie versucht täglich, ein paar Stunden vor neun, ihrer üblichen Schlafenszeit, aus dem Bett und ihrem Schlafzimmer zu kommen. Manchmal wünschte ich, sie wäre nicht so entschieden

gegen Ärzte, dagegen, dass ich in ihrer Praxis anrufe, um jemanden kommen zu lassen, der nach ihr sieht, aber sie erklärt beharrlich, dass sie alles zu Hause habe, was sie braucht. »Das ist der Lauf der Natur«, sagt sie oft.

»Ich will abends ins Bett *gehen*«, betont sie, und ich muss zugeben, ihr die Treppe hoch und ins Bett zu helfen ist für mich in letzter Zeit auf eine seltsame Art ein tröstliches Vergnügen geworden. Wir beide wünschten, es wäre nicht so – dass Louise Schmerzen leidet, dass sie Hilfe braucht, um ins Bett zu kommen und es bequem zu haben, dass sie manchmal nicht länger als eine Stunde außerhalb dieses Schlafzimmers, unten im Wintergarten, zwischen ihren Büchern, dem Nippes und den Pflanzen, verbringt –, aber wenn es schon so sein muss, dann ist es alles in allem doch richtig nett. Ich schließe jeden Abend ihre Vorhänge, sperre die Kälte und die Welt aus, und Louise zieht ihre Lieblingsdecke hoch. Das Zimmer riecht immer nach dem lila Weichspüler, den sie verwendet, und ihrem geliebten Patschuliöl. Wir trinken Kräutertee aus Porzellantassen, die sie in den Siebzigerjahren in einem Geschäft in Brüssel gekauft hat, als sie jung und gelenkig und frei war. Wir lesen zusammen Bücher und Kurzgeschichten, mit dem Regen als Hintergrundgeräusch, und unsere leisen, schläfrigen Gespräche bei Lampenlicht sind das Letzte, was wir tun, bevor sie einschläft.

Ich mache es mir, wie so oft in letzter Zeit, in dem Korbsessel neben ihrem Bett bequem. Eliot hat ihn ein paar Wochen vor Weihnachten aus dem Wintergarten hochgetragen, damit ich irgendwo sitzen konnte, während ich ihr vorlas. »Welches Buch?«, frage ich jetzt.

Louise schüttelt langsam den Kopf, ihre Lider schließen und öffnen sich wieder, und ihre Augen sind trübe, gelblich. »Kein Buch heute Abend, wenn es dir recht ist«, sagt sie.

»Natürlich.«

»Erzähl mir etwas«, sagt sie leise.

Ich lächele. »Wovon denn?«

»Von dir«, sagt sie. »Erzähl mir von Emmie Blue.«

Ich beuge mich vor, um die zwei Tassen mit Tee zu nehmen, die ich eben auf dem Nachttisch abgestellt habe. »Ich glaube, Sie wissen schon alles, was es über mich zu wissen gibt, Louise. Ich bin dreißig. Ich lebe hier bei Ihnen. Ich arbeite im Clarice. Sie wollen nicht wirklich, dass ich fortahre, oder?«

»Das meine ich nicht«, sagt sie und streckt einen Arm aus, um zitternd eine Tasse aus meinen Händen entgegenzunehmen. »Ich meine ... Ach, ich weiß auch nicht.« Sie hebt den Blick zur Zimmerdecke, als würde sie nachdenken, nach irgendetwas suchen. »Glück«, sagt sie. »Was heißt das für Emmie Blue?«

Louise sieht mich an, auf dem Bett zurückgelehnt, die Tasse im Schoß. Sie zieht die dünnen grauen Augenbrauen hoch.

»Wow«, sage ich. »Das ist eine ... große Frage.«

»Ist es das?«

Ich ziehe die Schultern bis zu den Ohren hoch, sehe hinunter auf den grünen Pfefferminztee in meinen Händen.

»Als ich jünger war, vor ein paar Jahren, hätte ich wahrscheinlich gesagt, eine Familie. Ein normales, behütetes Familienleben.«

Louise beobachtet mich, ohne etwas zu sagen.

»Sie wissen schon«, fahre ich fort, »ein Zuhause mit Blumen im Fenster, eine Beziehung zu meiner Mum, sodass sie ab und zu zum Mittagessen vorbeikommt. Kinder, eines Tages vielleicht. Jemand ...« Ich halte inne, die Worte schwellen in meiner Kehle an. »Jemand, den ich liebe. Jemand, der mich liebt.«

Louise atmet sanft und leise ein. »Das heißt, du glaubst, Liebe ist Glück?«

Hitze steigt in meinem Nacken hoch, und ich zögere einen Moment. Dann lache ich, und meine Nervosität verwandelt es in eine Art Prusten. »Ich ... ich weiß nicht. Ja. Ja, ich nehme an, das ist es. Für mich. Für Sie nicht?«

»Liebe?«, fragt Louise.

»Ja. Ich meine ... Waren Sie je verliebt?«

»Ich?« Louise zögert, den Mund zu einer schmalen Linie verkniffen. Sie schüttelt den Kopf. »Nein«, antwortet sie. »Nein, das

war ich nicht.« Und bevor ich etwas anderes sagen kann, fährt sie fort: »Also, eine hübsche Vier-Zimmer-Doppelhaushälfte und jemand, der dich liebt ... «

Ich lache wieder, und jetzt glühen meine Wangen hemmungslos. »Ja«, sage ich. »Für mich klingt das perfekt.«

»Oh. Und Blumen im Fenster. Verstehe«, sagt sie freundlich. »Okay.« Dann trinkt sie einen Schluck.

»Sie halten mich für verrückt, stimmt's?«, frage ich. »Kommt jetzt der Teil, wo Sie mir sagen, dass ich völlig engstirnig bin, weil ich etwas so Kitschiges und Albernes sage?«

»Nein«, sagt sie und lässt die Tasse in ihren Schoß sinken. »Nicht einmal annähernd, Emmie. Albern ist ein Wort, mit dem ich dich niemals beschreiben würde.«

Ich lächele. »Na, das ist ja ein richtiges kleines Louise-Dutch-Kompliment.«

»Nimm sie an, wenn du sie kriegen kannst.«

Der Regen trommelt gegen das Fenster, und dann überlegt Louise es sich anders und bittet mich, ihr ein Kapitel aus dem historischen Liebesroman vorzulesen, den wir zurzeit als Lektüre ausgewählt haben, und als ich zu dem Wort »Glied« komme, zuckt sie zusammen und sagt »Grässliche Dinger«, und ich verschlucke mich fast an meinem Tee.

Es ist schon zehn, als ich mich zum Gehen erhebe und ihr Licht ausschalten will.

»Weißt du, warum ich Gewitter mag?«, fragt Louise, als ich die Finger nach dem Schalter ausstrecke. »Sie sind eine kleine Erinnerung daran, dass wir überhaupt nicht die Kontrolle haben, sondern Mutter Natur. Und auch wenn die Welt vielleicht nicht exakt so aussieht, wie wir sie gern hätten, ist sie genug, wenn wir nur innehalten und hinsehen. Der ganze Himmel erleuchtet. Der Geruch des Regens. Sicher im Haus. Was mehr könnte man brauchen?«

Kapitel 29

Tom nähert sich mir ungefähr so, wie ich mir vorstelle, dass Leute vom Tierschutzverein sich einem erregten Tier nähern. Mit Beklommenheit, die Worte bedächtig, nervös. Fast so, wie die Apothekenhelferin letzte Woche mit Louise gesprochen hat, als ich sie mit dem Rollstuhl hingebracht habe, um ihre verschriebenen Medikamente abzuholen. Höflich genug, aber mit einem Anflug von Mitleid, und als wir wieder gingen, dachte ich: Kein Wunder, dass sie lieber zu Hause bleibt.

»Zufrieden damit, wie alles geworden ist, Emmie, ja?«, fragt Tom jetzt an der langen, geschwungenen Bar des Ballsaals.

»Absolut«, sage ich zu ihm. Und das bin ich. Das bin ich wirklich. Es ist sehr Lucas-mäßig, und es ist sehr Marie-mäßig. Weiß und glänzend und sauber und opulent. Das ist das richtige Wort für diesen Veranstaltungsort. *Opulent*. Riesige Kronleuchter funkeln von hohen Decken, eine Fülle verschlungener, zarter Lichterketten erhellt den Raum wie winzige Sterne, und Barleute im Smoking huschen lautlos durch den Saal. Es fühlt sich eher nach einer Hochzeit als nach einem gemeinsamen Junggesellinnen- und Junggesellenabschied an. Das Einzige, was es nicht nach einer Hochzeit aussehen lässt, sind die fehlenden Tische und Stühle. Es gibt eine riesige glänzende Tanzfläche, einen DJ und zwei lange Bankettische. Einer in Schwarz-Weiß gehüllt, wie ein Smoking, und der andere mit weißem Pelz und Perlen geschmückt. Einer für die Junggesellen. Einer für die Brautjungfern. Ich weiß nur nicht, wo ich sitzen soll ...

»Du hast tolle Arbeit geleistet, Tom«, sage ich, und er nickt steif.

»Du auch«, erwidert er. »Lucilles Sängerfreundin ist übrigens schon vor einer Weile gekommen. Hat sich eingesungen. Sie klingt gut.«

»Und was ist mit der Pop-Punk-Band? Für Luke?«

»Alle hier und bereit. Sie klingt mega. Die Musiker haben ein festes Programm von zwölf Songs, und dann ist der DJ dran. Vielleicht willst du dir ihre Liste kurz ansehen, nur um ganz sicher zu sein, aber ich habe hauptsächlich Publikumserfolge ausgewählt und ein paar Songs, von denen ich weiß, dass Luke sie liebt. Eliot ist im Moment hinten und geht sie durch.« Er sieht mich mit einem Blick an, der einem Augenrollen nahekommt, als wollte er sagen: *Ich weiß ja nicht, was das mit ihm zu tun hat.* »Jedenfalls, ich sehe mal nach, wo das glückliche Paar bleibt. Sollten bald hier sein.«

Ich stehe einen Moment allein an der Bar, die Hände auf den glatten Tresen gelegt. Mein Magen rumort wie eine Waschmaschine bei der Vorstellung, Eliot zum ersten Mal seit jenem Moment in Louises Auffahrt wiederzusehen. Was, wenn es unbeholfen ist? Was, wenn er mit Ana hier ist und er ihr von diesem Moment in der Auffahrt erzählt hat – dass ich ihm so nah war, Zentimeter nur vor seinen Lippen? Was, wenn ich mir diesen Moment bloß eingebildet habe – wenn ich ihn falsch aufgefasst und dafür gesorgt habe, dass Eliot sich jetzt komisch mit mir fühlt? Aber er hat mich schließlich gefragt, ob ich wollte, dass er bleibt, oder? Gott. Man würde meinen, nachdem ich mir (und Rosie und Fox natürlich) Wochen über Wochen diese Fragen gestellt habe, wäre ich mir ein bisschen klarer über das alles. Aber das bin ich nicht. Nicht einmal annähernd. Ein Kellner stellt einen Eiskübel neben mir ab, und für einen Moment spiele ich mit dem Gedanken, meinen Kopf hineinzutauchen.

Ich finde Eliot dort, wo Tom sagte, dass er sein würde: hinter dem Saal, über ein Blatt Papier gebeugt, murmelnd. Als er mich sieht, lächelt er warmherzig und steht auf. Breite Schultern unter einem taillierten dunklen Hemd, am Kragen offen, gerade geschnittene schwarze Hose. Kräftig. Hochgewachsen. Die Purzelbäume in meinem Magen bei seinem Anblick sind unverkennbar.

»Hi«, sage ich.

»Hey, du«, sagt er, und sein Blick huscht für einen Sekundenbruchteil über mein Kleid. »Du siehst umwerfend aus.«

»Findest du?« Ich war skeptisch, weil es schwarz ist, so als ob ich zu einer Totenwache oder so gehen würde, aber ...

»Toll hingekriegt«, sagt er und streift mit den Zähnen über seine Lippe. »Absolut.«

Ich schaffe es nicht, seinem Blick standzuhalten, daher sehe ich stattdessen auf meine Füße. »Selber toll hingekriegt«, sage ich. Denn das hat er. Er sieht fantastisch aus.

»Danke«, nickt er. »Es ist eine Weile her.«

»Ich weiß.«

»Was habe ich verpasst?«, fragt er leise.

»Eigentlich nicht viel«, antworte ich. »Arbeit. Das Übliche. Und du? Wie war Luxemburg?«

Es fühlt sich an wie ein Tanz, sich sinnlose, höfliche Fragen zu stellen, die glühenden Kohlen zu unseren Füßen zu meiden: diesen Moment in Louises Auffahrt. Die Wochen, die verstrichen sind, fast ohne dass wir miteinander gesprochen haben.

»Ah«, sagt er und legt eine Hand an sein Kinn, die Finger ruhen auf ordentlichen dunklen Stoppeln. »Ich bin gar nicht nach Luxemburg gefahren. Ich habe die Feiertage in Le Touquet verbracht, in Mums Haus, allein.« Er schenkt mir ein verlegenes Grinsen, das fast eine Grimasse ist. »Ich und Ana, wir ... wir nehmen uns eine Auszeit. Na ja, das ist der höfliche Ausdruck dafür, nehme ich an.«

»Oh«, sage ich, und das Schweigen dehnt sich zwischen uns wie ein Gummiband. »Tut mir leid.«

»Nicht nötig«, sagt er. »Es war schon lange zu erwarten. Aber manchmal ist dir nicht klar, was du fühlst, bis dir jemand die Augen öffnet, weißt du?«

»Ja«, sage ich. »Das verstehe ich.«

Keiner von uns sagt noch etwas, und ich muss mich zusammenreißen, um nicht in einem verzweiferten Befreiungsschlag mit allem herauszuplatzen. Ich will ihn fragen, warum, und was das heißt, sich eine Auszeit nehmen. Ich will ihm sagen, dass ich ihn vermisst habe und dass ich jeden einzelnen Tag eine Nachricht an

ihn getippt habe, sie aber nicht abschicken konnte. Ich will ihn fragen, ob er es ernst gemeint hat, was er in der Auffahrt zu mir gesagt hat. Ob er über Weihnachten bei mir geblieben wäre, wenn ich ihn gebeten hätte. Aber ich tue es nicht. Stattdessen räuspere ich mich, klatsche in die Hände und sage: »Also, Expertenmeinung, bitte. Soll ich an Maries Tisch sitzen, bei den ganzen Mädchen, oder an dem schwarzen Smoking-Tisch zwischen dem ganzen Testosteron und männlichen Gehabe?«

Die Stimmung lockert sich auf, als ich in die Hände klatsche, und Eliot lacht.

»Schwer zu sagen, Em«, meint er und verringert den Abstand zwischen uns. »Ich meine, wenn es nach mir ginge, würdest du bei mir sitzen«, ergänzt er und neigt den Kopf, den Blick auf mich geheftet. »Ich werde jedenfalls nicht den ganzen Abend bei Tom oder diesem *lächerlichen* Boss von Lucas mit den Augenbrauen sitzen, der ständig davon schwafelt, dass er mit Brad Pitt verwechselt wird, aber tatsächlich so aussieht wie ... «

»Brad Igitt?«

»*Lahm*«, lacht Eliot und schüttelt den Kopf. »So lahm. Aber erstaunlich zutreffend.«

Tom, völlig aus dem Häuschen, die Wangen so rot wie Granatäpfel, taucht im Türrahmen auf. »Sie sind da«, sagt er. »Sind eben vorgefahren.«

Eliot dreht sich zu mir um. »Zeit, das angehende Brautpaar zu begrüßen«, sagt er. »Bist du bereit, Blume?«

Die Party ist in vollem Gange, die Musik ist laut, und die Tische sind mit leeren, mit Soße verschmierten Tellern und halb vollen Gläsern übersät.

Lucas und Marie wurden im Ballsaal begrüßt wie ein Brautpaar, das auf seinem Hochzeitsempfang erscheint. Und ihre Freude, als sie hereinkamen, war nicht zu übersehen. Sie hielten sich aneinander fest, stöhnten auf und staunten mit offenem Mund, sahen sich voller Bewunderung im Saal um.

Lucas drückte Tom zu einer unsanften, harten Rugby-Umarmung an sich, als er hereinkam, dann lief er – sprintete, um genau zu sein – auf mich zu und hob mich vom Boden hoch.

»Em, das ist verdammt toll«, sagte er mir ins Ohr. »Die Band. Es gibt eine richtige *Band*.«

»Ich konnte es mir nicht verkneifen. Eliot hat mir geholfen«, sagte ich zu ihm, und ich glaube, das war der Moment, den ich an diesem Abend mehr als alles andere liebte – zu sehen, wie Eliot die Hand ausstreckte, um Lucas' zu schütteln, bevor Lucas ihn zu einer Umarmung an sich zog, und zwar nicht die Art von Umarmung, die er für Tom übrig hatte. Das hier war eine ruhige, langsame Umarmung, die mit zwei unsanften Faustklopfen auf den Rücken endete. Zwei Brüder, das war, was ich sah. So viel Zeit war zwischen ihnen verstrichen, dass dumme, betrunkene Fehler nicht mehr die Schlagkraft von einst hatten. Denn wir alle haben uns verändert, verändern uns noch immer.

Es gab eine weitschweifige, langatmige Ansprache von Tom, der aus irgendeinem Grund hauptsächlich über die Frauen redete, die er und Lucas in ihren sehr kurzen Reisetagen aufgerissen hatten, und über die unerwartete Sicherheit der Jurte, in der sie schliefen, und dann erhob sich Marie und brachte einen raschen Toast aus; sie erwähnte sogar mich und streckte über den Tisch die Hand nach mir aus – den »Mädchentisch«, an den ich in aller Eile von Lucille gesetzt wurde, genau gegenüber von Eliot, der drüben am Jungentisch sitzt. Und der mir von der anderen Seite des Saals während des Dinners immer wieder schreibt.

Eliot: Tom redet von dem Tag, an dem er einundzwanzig Jahre alte Zwillinge aufgerissen hat.

Eliot: Ich will am liebsten sterben.

Ich: Hier drüben ist es ganz nett, auch wenn das Thema vor einer Minute zu Bällen entgleist ist.

Eliot: War ja klar.

Ich: Jetzt sind wir wieder bei Spargel und einem Bauern, mit dem sich Marie für den Deli angefreundet hat. Sein Name ist Sven. Sieht angeblich aus wie Henry Winkler. Außerdem hat eben jemand Bindehautentzündung erwähnt.

Eliot: Sehr zivilisiert. Wir sind bei Autos. Überhaupt kein Klischee.

Und jetzt sieht er zu mir herüber, mit dunklen Augen und verspieltem Blick. Zwei Männer neben ihm sind in ein schnelles und leidenschaftliches Gespräch vertieft, wild gestikulierend und entschlossen nickend. Er haucht mir zu, eine Hand an sein Ohr gelegt »Telefon.«

Eliot: Also, Emmie. Buch mit sieben Siegeln. Blume.

Eliot: Tanzt du mit mir?

Ich sehe zu ihm hoch. Er lächelt breit. Ich schüttele den Kopf.

Ich: Ich tanze nicht.

Ich: Seit fast fünfzehn Jahren habe ich nicht mehr getanzt.

Eliot: Zeit, eine beschissene Erinnerung mit einer neuen zu überschreiben?

Ich sehe zu ihm hoch, und wir starren uns über den Raum hinweg gebannt in die Augen. Er weiß es. Er erinnert sich, dass das letzte Mal, als ich getanzt habe, der Abend des Sommerballs war. Und ich habe Tanzen geliebt. Ich erinnere mich, wie Georgia und ich an jenem Abend getanzt haben, und ich erinnere mich an den Song und die Farbe des Lichts und die Art, wie es ihrem blauen Kleid einen rosigen Schimmer verlieh. Ich fühlte mich so frei und jung und aufgeregte an jenem Abend. Wir würden unseren Abschluss machen, und danach würde der nächste Schritt folgen, der nächste große Schritt in die weite Welt. Das College. Danach vielleicht sogar die Uni. Und dann: der Rest unseres Lebens. Ich erinnere mich an die Hoffnung, die in meiner Brust blühte. Ich erinnere mich an die

Aufregung. Robert Morgan hatte einen Peter gefunden. Einen Musiker, der mein Dad sein könnte. Es würde alles gut werden – ich würde nicht mehr einsam sein. Und dann, mit einer einzigen Entscheidung, in einem einzigen Moment, Minuten später, wurde allem die Hoffnung und Aufregung entrissen. Und ich war einsamer als je zuvor.

Ich: Außerdem kann ich gar nicht tanzen.

Ich: Überhaupt nicht.

Eliot: Das kann niemand.

Eliot: Na ja, es sei denn, man ist Nick Carter von den Backstreet Boys, und der ist nicht hier.

Ich sehe zu ihm hoch, den Kopf auf die Seite gelegt, und schüttele den Kopf, aber er steht auf. Er beugt sich hinunter, sagt etwas zu den Männern, bei denen er sitzt, wirft seine Serviette hin und kommt zu mir herüber.

»Es ist ein Slow-Song«, sagt er mir ins Ohr. »Du musst nicht tanzen können, nur ... dastehen und *atmen*.«

Ich lache. Und obwohl ich nicht will, obwohl ich seit jenem Abend nicht mehr getanzt habe, obwohl mein Magen wie eine Waschmaschine rumort und meine Hände kalt sind und zittern, ergreife ich seine Hand und stehe auf.

»Nur einen Song«, sage ich, während ein Slow-Song nahtlos in den nächsten übergeht. »Nur diesen einen.«

Er nickt, die kastanienbraunen Augen auf meine gerichtet. »Nur einen.«

Wir gehen zusammen zur Tanzfläche, schlängeln uns zwischen tanzenden, sich wiegenden Paaren hindurch, und seine kräftige Hand hält meine fest. Lucas und Marie, das angehende Brautpaar, befinden sich an entgegengesetzten Enden der Tanzfläche, in schnellen, gut gelaunten Gesprächen mit Leuten, die ich nicht erkenne.

Ich stehe vor Eliot und sehe zu den bläulich-violetten, rauchigen Stroboskoplichtern der Discobeleuchtung hoch. Ich erinnere mich. Wie Freddie, Georgias Date für den Sommerball, zu spät kam, zwei Stunden nach allen anderen, mit seinen schmuddeligen Freunden im Schlepptau, mit ihren heraushängenden Hemden und gegelten Haaren, und wie er Georgia ignorierte. Als der Slow-Song begann, nahm ich ihre Hand und sagte: »Ich werde mit dir tanzen«, und sie lachte und antwortete mit einem gespielt vornehmen Akzent: »Ich würde mich geehrt fühlen, Emmeline Blue.« Und wir tanzten. Wir tanzten mitten auf der Tanzfläche, die Arme umeinandergelegt, drehten wir uns, lächelten und lachten breit, mit strahlenden Augen. Das waren ich und Georgia. Schwestern im Grunde. Bis er es, Augenblicke später, ruinierte. Er ruinierte mir das Tanzen und die Discos und sogar die Kleider, für eine Weile. Und jetzt stelle ich fest, dass meine Hände zittern, nur ein klein wenig, als ich Eliot die Arme um den Hals lege. Die Musik. Die Lichter. Die Körper, die sich um uns herum wiegen; es ist genau das Gleiche.

»Okay?«, fragt Eliot schlicht.

»Okay.«

»Gut«, sagt er. »Jetzt musst du dich nur noch festhalten und auf das Beste hoffen.«

»Und das ist Tanzen, ja?«

»Na ja, schon«, sagt Eliot, und dann beugt er sich vor und flüstert mir ins Ohr, sodass sein Atem meinen Nacken kitzelt: »Und alles andere auch, Emmie Blue.«

Je länger wir tanzen, desto entspannter werde ich, und aus einem Song werden zwei, dann drei, und jetzt ruht mein Kopf an seiner Brust. Ich liebe, wie er riecht. Nach einem kräftigen, holzartigen Aftershave und frisch gewaschener Wäsche. Ich kann hören, wie er mitsingt. Und er kann singen. Daran erinnere ich mich jetzt. Die Art, wie er immer auf seiner Gitarre zu den Beatles mitgespielt hat, wie er versucht hat, die Akkorde zu finden, und wie ich auf dem Treppenabsatz vor seinem Zimmer stehen blieb und zuhörte. Und er konnte einen Ton halten. *Mehr* als einen Ton halten.

Die Musik ändert sich, und ich sehe zu ihm hoch. Purzelbäume. *Purzelbäume*. Mag ich ihn? Hat Rosie recht? Ich glaube schon. Ich glaube, ich mag ihn.

»Morgen«, witzelt er, als ich mich aufrichte. Die Musik wechselt zu etwas Fröhlicherem, und die Slow-Dancer schlendern langsam zurück zur Bar. »Und sieh mal. *Drei Tänze*, und du hast es überlebt, um einmal davon zu erzählen.«

»Ich weiß«, sage ich. »Danke.«

Eliot rümpft die Nase. »Danke? Wofür?«

»Dafür, dass du mich zum Tanzen aufgefordert hast. Dass du es geschafft hast, eine beschissene Erinnerung mit einer netten zu überschreiben.«

Unter den trüben violetten Lichtern sehe ich, wie Eliots attraktive Züge sanfter werden. »Gern geschehen«, sagt er.

Und ich weiß nicht genau, wie es passiert und wer sich zu wem vorbeugt, aber Eliot umfasst mit einer Hand eine Seite meines Gesichts, und unsere Lippen kollidieren langsam. Es dauert nur eine Sekunde, ein langsames, sanftes Drücken, und dann lösen wir uns voneinander, nur Zentimeter zwischen uns, für eine Sekunde reglos, und mein Atem kitzelt mich in der Kehle.

Und ich kichere. Ein irres Kichern, von dem meine Wangen brennen, und ich vergrabe das Gesicht an seiner Brust.

»Endlich habe ich Emmie Blue geküsst.« Eliot beugt sich hinunter und lacht mir ins Ohr. »Mein innerer Neunzehnjähriger ist in diesem Moment *außer sich*.«

Kapitel 30

Als ich die Tür des Gartenhauses öffne, nehme ich an, dass Lucas verblüfft ist, mich wach, angezogen, geschminkt und mit einem fast leeren Becher Kaffee in der Hand zu sehen.

»Wer bist du, und was hast du mit meinem lahmarschigen Freund gemacht, Emmie?«, krächzt Lucas unter einem Wuschelkopf aus sandblonden Haaren. Er trägt nichts als graue Joggingshorts und eine Sonnenbrille. Seine Haut ist sonnengebräunt. Und sein Atem – einmal schnuppern und man würde einen Schwips kriegen. »Gott, ich muss gleich kotzen.«

»Dir auch einen schönen guten Morgen«, sage ich, während er sich stöhnend an mir vorbeidrängt und sich mit dem Gesicht nach unten auf das weiche graue Sofa des Gartenhauses fallen lässt. »Schönen Abend gehabt? Nach der Sonnenbrille im Winter zu urteilen nehme ich an, die Antwort ist Ja.«

Er stöhnt wieder in die Kissen, während ich die Eingangstür schließe.

»Ist das Lucas, der sagen will, ja, aber ich habe mich in die Aktentasche meines Dads übergeben und brauche Hilfe dabei, die Scheckbücher trocken zu föhnen?«

Lucas lacht ins Kissen. »Wer weiß?«, stöhnt er und dreht das Gesicht zur Seite, die Sonnenbrille schief auf der Nase.

Ich hocke mich neben ihn. »Kaffee?«, frage ich, und er nickt. »Außerdem stinkst du, Luke.«

»Wirklich?«

»Du riechst nach Whiskey und Knoblauch und ... Bett.«

»Oh«, sagt er schläfrig. »Klingt doch nett.«

»Ist es aber nicht.«

»Harte Worte«, sagt er. »Nur weil du schon so einen beschwingten Schritt hast. Was ist denn passiert? Warst du um zehn

mit deinem Trauzeugenbuch und einem von Louises Hippie-Tees im Bett, oder was?«

»Nein. Auch wenn du einen ihrer Hippie-Tees im Moment gut gebrauchen könntest.«

»Kaffee«, sagt er. »Ich brauche einen höllisch starken, riesigen Kaffee. Nichts Geringeres.«

Auf dem ganzen Weg nach Hause gestern Abend fragte ich mich, ob irgendjemand gesehen hatte, wie Eliot und ich uns küssten. Es war schnell vorbei, und es war dunkel, und als ich mich von ihm löste, nachdem ich an seiner Brust gekichert hatte wie ein albernes Schulmädchen, konnte ich nur ein Meer tanzender Körper und plappernder Münder sehen. Wir hörten auf zu tanzen, und nachdem wir uns geküsst hatten, sahen wir nicht mehr viel voneinander. Amanda schleifte Eliot weg, um einen Onkel zu begrüßen, den er seit Jahren nicht gesehen hatte, und ich hatte irgendwann eine stockbesoffene Lucille am Hals, die halb auf meinem Schoß und halb auf dem Teppich des Ballsaals einschlief.

»Was in aller Welt tust du denn da unten?«, fragte Jean und beäugte mich, als wäre ich eine Obdachlose in seinem Garten.

»Verhindern, dass sie an ihrem eigenen Erbrochenen erstickt. Du weißt schon. Das Übliche«, sagte ich, und Jean schüttelte missbilligend den Kopf und erklärte: »Aber der Teppich. Lass nicht zu, dass sie sich darauf übergibt. Der ist antik.«

Für den Rest des Abends hielt ich nach Eliot Ausschau, aber ironischerweise konnte ich es nicht länger als eine Sekunde ertragen, ihn anzusehen, wenn ich zwischen den Grüppchen auf der Tanzfläche am anderen Ende des Saals einen Blick auf ihn erhaschte, einen Drink in seiner kräftigen Hand, lächelnd, mit diesem entzückenden Mund plaudernd. Dem Mund, der mich geküsst hatte. Dieser Kuss. *Dieser Kuss*. Jedes Mal, wenn ich an ihn denke, flattern die Schmetterlinge in meinem Bauch so wild, dass mir physisch schlecht wird. Seine warmen Lippen, das Kitzeln seiner Stoppeln, das Streifen seines Daumens über meine Wange, die leichte, langsame Berührung seiner Zunge ...

»Em?«

»Mm?«

»Ich habe gefragt, was denn mit Lucille los war?«

Ich drücke den Deckel der Presskanne nach unten und nehme einen Becher von der Halterung.

»Das Gleiche wie mit dir«, sage ich abgelenkt. »Stockbesoffen. Sternhagelvoll.«

Er lacht heiser auf, noch immer bäuchlings auf dem Sofa, die Wange aufs Kissen gedrückt. »Aber sie trinkt nie«, sagt er mit gedämpfter Stimme.

»Logisch.« Ich halte ihm den dampfenden Becher hin. »Na los. Hoch mit dir. Trink.«

Lucas stöhnt und rollt sich herum, zieht sich mühsam auf dem Sofa hoch. Dann schiebt er die Sonnenbrille hoch und nimmt den Becher entgegen. »Danke, Em.« Er trinkt einen kleinen Schluck. »Im Ernst«, sagt er dann und sieht zu mir hoch. »Was ist mir dir los?«

»Was denn?«, frage ich, und ich lache allzu leicht. Wie wenn man seine Aufregung unterdrückt hat, sich das Lachen verbissen hat und endlich die Gelegenheit hat, etwas davon herauszulassen.

Lucas furcht die Stirn. »Hast du es mit jemandem getrieben?«

»Nein.«

»O mein Gott«, sagt er und reißt den Kopf herum. »Ist er hier? Tom? Tom, bist du da drin? Komm schon, Kumpel ... «

»Nein!«, sage ich noch einmal und werfe mit einem kleinen Zierkissen nach ihm. Er zuckt zusammen, als es an seinem Kopf abprallt. »Im Ernst«, lacht er. »Wenn er da herausgekommen wäre ... «

»Was?«, lache ich. »Was hättest du denn dann getan?«

»Na ja, erst einmal hätte ich natürlich sein Gesicht zu Brei geschlagen«, sagt er mit einem nüchternen Lächeln.

»*Natürlich*«, äffe ich ihn nach, und er grinst.

»Ihr habt euch gestern Abend alle selbst übertroffen, Em. Und die Band.« Er legt eine Hand an seine Brust. »Ich weiß, du hast gesagt, du könntest nicht die ganze Ehre dafür einstecken, aber das war mal

wieder so typisch. Die Band war ein echter Emmie-Blue-Schachzug.«

»Hat dir die Busted-Nummer gefallen?«

»Verdammt, ich habe sie *geliebt*«, sagt er und wirft den Kopf zurück.

Ich lächele. »Das freut mich«, sage ich, und er sieht mich an.

»Nur eine Sache hat genervt«, meint er.

»Sag schon.«

»Ich weiß, du magst es nicht, aber ... ach, keine Ahnung«, sagt Lucas leise. »Ich hatte irgendwie gehofft, ich könnte dir einen Tanz entlocken. Das wäre schön gewesen.«

Schuldgefühle sickern durch meine Adern. Eine Sekunde lang frage ich mich, ob er es gesehen hat. Es fällt mir schwer, ihn anzuschauen, aber ich tue es trotzdem. »Du bist so gefühlsduselig«, lache ich, aber Lucas bleibt ernst. »Es gibt immer noch die Hochzeit«, sage ich.

Er nickt langsam, und seine vom Schlaf zerzausten Locken wippen, als er es tut. »Ja«, sagt er. »Es gibt immer noch die Hochzeit.«

Rosie: Ach du GROSSER, GOTTVERDAMMTER GOTT.

Rosie: ICH DREH DURCH.

Rosie: Er hat dich geküsst. DICH!!! DU WURDEST GEKÜSST VON DEM GOTT, DER DIESER SEXY KLEINE SCHREINER MIT DEM RIESENSCHWANZ IST (Hörensagen, aber ich glaube von ganzem Herzen, dass es wahr ist).

Rosie: Danach hat er sich verzweifelt geseht, Emmie. Das habe ich dir doch gesagt. Vermutlich hat er es an einer Kartoffel oder Aubergine geübt oder was immer das Shout-Magazin uns damals zum Üben vorgeschlagen hat, damit wir es richtig hinkriegen, denn warum sollte er das nicht tun?

Rosie: Du bist eine Königin. Im Ernst, Em. Du hast unter diesen Discolichtern gestanden, und du hast es getan. Du hast getanzt. GETANZT und geküsst und alles losgelassen.

Rosie: Die Welt ist jetzt dein Hummer.

Fox: Auster.

Rosie: Ich wusste, dass das die Aufmerksamkeit dieses Scheißkerls wecken würde.

Kapitel 31

Ich: Hi Marv, es ist Monate her, seit wir uns zuletzt gesprochen haben. Wenn du nicht an meinem Leben teilhaben willst, dann wäre es, denke ich, einfach nett, wenn du es mich wissen lässt. Dieses Warten ist mir gegenüber nicht fair. Ich habe lange genug gewartet. Wenn ich nichts von dir höre, wirst du hoffentlich verstehen, dass ich deine Nummer löschen werde und wir getrennte Wege gehen. Mach's gut. Emmie.

Selbst wenn Eliot Louise die traurigen Geschichten vorliest – diese herzerreißenden Liebesgeschichten, bei denen letztendlich immer irgendein armer Kerl den Tod findet –, höre ich Gelächter aus ihrem Schlafzimmer, und heute Abend ist keine Ausnahme. Es ist erst kurz nach neun, und ich bin eben mit dem Abwasch nach dem Abendessen fertig geworden. Eliot hat gekocht, und ich sehe ihn zum ersten Mal richtig wieder, seit wir uns auf der STEN-Party vor zwei Wochen geküsst haben. Im Haus der Moreaus wimmelte es am nächsten Tag von Familienangehörigen und Freunden, sodass wir kaum einen Augenblick zusammen hatten, und dann musste ich die späte Fähre nach Hause nehmen, um am nächsten Tag pünktlich zur Arbeit zu kommen. Eliot blieb noch ein bisschen länger. Und obwohl wir uns ziemlich oft geschrieben haben, konnte ich ihn kaum ansehen, als er vorhin vor der Tür stand, in den Händen zwei Sainsbury's-Einkaufstüten und ein Blumenstrauß für Louise.

»Was gib'ts Neues, Emmie?«, fragte er lächelnd, als er in die Küche kam. »Alles in Ordnung?«

»Ja. Toll. Perfekt.« Ich tat – vermutlich erfolglos – so, als würde ich mit dem Deckel einer Dose mit Louises Vitaminen kämpfen, während er die Einkäufe auspackte.

»Gut, gut«, sagte er und berührte im Vorbeigehen meine Taille und dann meinen Arm. Und als seine Finger meine Haut streiften, war mir auf einmal nicht mehr warm, sondern glühend heiß.

»Ich dachte, ich könnte uns eine sahnige, käsige, richtig schön ungesunde Speck-Pasta-Geschichte mit Tagliatelle machen«, sagte Eliot, warf eine Zwiebel in die Luft und stellte sich dann zu mir an den Tresen. »Klingt das gut?«

Ich nickte und sah zu ihm hoch. »Das heißt... eine Carbonara.«

Eliot kniff die Augen zusammen. »Ähm, ich stecke meine Kochkünste nicht gern in Schubladen, schönen Dank auch, Emmie Blue.« Dann neigte er den Kopf, klopfte mir seitlich an die Nase und flüsterte, als gäbe er ein Geheimnis preis: »Ich habe einfach so getan, als ob ich Carbonara erfunden hätte. Aber das bleibt unter uns, ja?«

Louise fühlte sich heute Abend nicht gut genug, um zum Essen herunterzukommen, daher brachte Eliot es ihr hoch, und als er später noch einmal hinaufging, um ihren Teller abzuholen, setzte er sich, wie so oft, zu ihr, um ihr ein Kapitel aus ihrem Buch vorzulesen. Ich kann kaum glauben, dass Louise letztes Jahr um diese Zeit nur selten länger als sechs Stunden im Bett geblieben ist und immer schon vor Sonnenaufgang auf den Beinen war. Heutzutage ist sie selten irgendwo anders.

Jetzt stapfe ich die Treppe hoch, um Louise zu fragen, ob sie vor dem Einschlafen noch ein heißes Getränk will, und als ich die leise plaudernden Stimmen der beiden höre, muss ich unwillkürlich lächeln. Es hat inzwischen etwas Vertrautes an sich, die Treppe zu dem orangegelben Lampenlicht hinaufzusteigen, das unter Louises Schlafzimmertür hindurchschimmert. Und heute Abend, mit dem Geruch eines Essens in der Luft, das jemand anders gekocht hat, dem Klang von Eliots tiefer Stimme und Louises rauem Lachen, fühlt es sich noch gemütlicher und heimeliger an als sonst. Denn das Haus im Fishers Way ist längst zu einem Zuhause geworden. Ich hätte nie gedacht, dass das einmal passieren würde, und ich habe

es kaum bemerkt, während es geschah. Aber es ist mein Zuhause. Ich glaube, ich habe es endlich gefunden.

Ich drücke die Tür auf. Louise stopft irgendetwas in den beigen Stoffbeutel, in dem sie ihre ganzen Habseligkeiten aufbewahrt – Medikamente, Duftöl, Taschentücher, solches Zeug –, und hält ihn auf ihrem Schoß fest, über der Bettdecke, zu einer Kugel zusammengeknüllt. Eliot hat sich auf dem niedrigen Korbsessel vorgebeugt, die kräftigen Unterarme auf die Beine gestützt, die Hände zwischen den Knien aneinandergelegt. Er sieht lächelnd zu mir hoch, und seine Augen funkeln im Lampenlicht.

»Na, was führt ihr zwei hier im Schilde?«

Eliot zieht die Schultern hoch. »Nichts. Ich, ähm, langweile Louise nur mit Monden und Meteoren.«

»Mich langweilen? Mich aufklären, wohl eher«, sagt Louise mit einem sanften Lächeln. »Er ist schlau, dieser Mann.«

»Wenigstens eine, die interessiert ist.«

»Ich *bin* interessiert«, sage ich zu Eliot, »aber ich werde noch interessierter sein, wenn ich tatsächlich eine Sternschnuppe sehe, die kein Flugzeug ist.«

»Heute Abend wirst du eine sehen«, sagt er.

»Das glaube ich, wenn ich sie sehe. Aber zuerst, wer will Tee?«

Louise schüttelt prompt den Kopf, ihre Augen sehen trübe und erschöpft aus. »Nein, danke, Emmie, ich bin müde«, sagt sie. »Ich denke, ich werde ins Bett gehen.« Dann lacht sie matt und fügt hinzu: »Oh, ich *bin* ja schon im Bett, oder?«

Eliot steht auf, wischt sich die Hände an seiner Jeans ab und streicht sein T-Shirt glatt. »Na, dann schlafen Sie jetzt ein bisschen, Sie Abtrünnige«, sagt er und beugt sich vor, um seine Hand auf ihre zu legen. Seine große und kräftige Hand auf ihren dünnen, blassen Fingern. »Und nächstes Mal reden Sie nicht so schlecht über meine Carbonara, okay? Üben Sie Nachsicht mit mir.«

»Ich bleibe dabei«, erwidert Louise. »Nächstes Mal mehr Pfeffer.«

Eliot legt zu einem lässigen Salut zwei Finger an die Stirn. Als er im Türrahmen an mir vorbeikommt, bleibt er kurz stehen und berührt

meinen Arm.

»Wir sehen uns draußen«, sagt er, und ich antworte ihm, dass ich gleich kommen werde. »Ich mache inzwischen den Tee«, fügt er lächelnd hinzu.

Ich helfe Louise, es sich im Bett bequem zu machen, klopfe ihre schweren Federkissen zurecht und nehme die Tagesdecke vom Fußende, unter der ihre Beine mitten in der Nacht zu sehr schwitzen.

»Dein Dessert war sehr gut.«

Ich sehe hinüber zu Louise, während ich die Tagesdecke am Fußende ihres Betts viermal zusammenfalte. »Das war es wirklich, oder?«

»Du klingst verblüfft.« Louise stöhnt, als sie sich vorbeugt, um sich die Decke bis zum Hals hochzuziehen. »Du musst ein bisschen mehr an dich glauben.«

»Ich werd's versuchen.« Ich gehe durchs Schlafzimmer zu den Vorhängen und ziehe sie zu, schließe das perlartige Licht des Mondes aus. Er ist voll heute Abend. Und so groß und so deutlich zu sehen, wie er Eliot zufolge das ganze Jahr über sein wird. Früher, als wir jünger waren, haben wir uns die Sterne angesehen, Lucas, Eliot und ich, und Eliot wusste alles, was es über Meteorschauer und Planeten und die Position des Mondes zu wissen gab. Und ich hörte zu. Sah hoffnungsvoll zu dem schwarzen Himmel über uns auf und hing an Eliots Lippen. Aber ich habe nie eine Sternschnuppe gesehen.

»Würdest du sie bitte so lassen?«, fragt Louise.

»Sie wollen, dass ich die Vorhänge offen lasse?«

»Ja«, sagt Louise. »Ich würde heute Nacht gern den Mond sehen, wenn ich kann. Wenn er sich von seiner schönsten Seite zeigt, wie Eliot meint.«

Ich nicke. »Natürlich. Er hat gesagt, die Nacht ist klar, das heißt, Sie werden ihn gut sehen können.« Ich ziehe die Vorhänge weit auf und drehe mich dann wieder zu ihr um. »Bitte sehr. Gut so?«

Sie nickt, aber sie wendet den Blick nicht von meinen Augen ab. Ich warte, denke, dass sie mich bitten wird, ihr vor dem Einschlafen

noch irgendetwas zu bringen. »Du solltest ihn hereinlassen«, sagt sie leise.

Ich schweige einen Moment. »Wie bitte?«

»Eliot«, sagt sie, und ich spüre mein Herz wie eine Trommel schlagen. »Du hast mich einmal gefragt, ob ich je verliebt gewesen sei. Erinnerst du dich?«

Ich nicke. »Ja.«

»Und ich habe gelogen.« Louises Hand umklammert die Bettdecke. Knubbel sind dort, wo ihre Knöchel sein sollten. »Die Frau auf den Fotos unten, nach der du mich gefragt hast. Die mit den glänzenden Haaren.« Louise lächelt vor sich hin. »Martha.«

Ich schweige einen Moment. »Ja?«

Sie sagt nichts.

»Sie waren verliebt?«, frage ich. »Sie und Martha?«

Louises Augenlider schließen sich für einen Moment, und sie nickt einmal kurz.

»Ja«, sagt sie. »Und sie war wundervoll, Emmie. Ich habe sie bis zum Verrücktwerden geliebt.« Louise schenkt mir ein dünnes Lächeln. »Ich kann mich noch immer an die Schmetterlinge in meinem Bauch erinnern, an die Art, wie es sich angefühlt hat, als würden meine Eingeweide rotieren, wenn sie mich angesehen hat. Es gibt nichts Vergleichbares. Es ist alles verzehrend, stimmt's?«

Ich stehe wie angewurzelt mit beiden Füßen auf Louises dünnem Siebzigerjahre-Teppich. »Was ist mit ihr passiert?«

Louise schluckt. »Wir ... haben sie jung verloren. Sie war erst siebenunddreißig.«

Mein Magen krampft sich schmerzhaft bei diesen Worten zusammen, und als ich Louise ansehe – in diesem Bett, gebrechlich, eingefallen, ihre Haut papieren und faltig –, kann ich kaum glauben, dass sie einmal jung und verliebt war. Jung und trauernd.

»Es tut mir so leid. Das ist schlimm, Louise.«

»Ja«, sagt sie mit bebender Stimme. »Und danach war mein Leben nie wieder dasselbe. *Ich* war nie wieder dieselbe. Ich habe mich abgeschottet; habe nach Martha nie wieder jemanden an mich

herangelassen, wollte mich auf keine andere Menschenseele verlassen, weil der Schmerz, sie zu verlieren, so groß war ...« Sie bricht ab, führt ihre zitternde Hand an den Mund. Ich stürze durchs Zimmer und setze mich zu ihr auf die Bettkante, neben sie, dicht bei ihr. »Und das war ein Fehler, Emmie. Denn ich habe mein Leben allein verbracht. Und ich vermisse es. Ich vermisse es, geliebt zu werden. Gehalten zu werden.«

Ein Kloß steckt in meiner Kehle fest. Ich will irgendetwas sagen, aber ich weiß nicht, was, daher beuge ich mich stattdessen vor und lege sanft und liebevoll die Arme um sie. Ich spüre ihre Knochen an meinem Körper, die Wärme. Es ist seltsam, aber ich liebe Louises Geruch. Patschuli, immer, und dieser lila Weichspüler, dem sie entschieden den Vorzug vor allen anderen gibt. Ich habe mir immer eine Großmutter gewünscht, mit jahrelanger Weisheit hinter den Augen, sanften Umarmungen und der Magie echter Geschichten, die sich ereigneten, als ich noch gar nicht existierte. Und ich habe das Gefühl, Louise wird für mich immer am ehesten so ein Mensch sein. Mein Herz füllt sich mit Dankbarkeit dafür, dass ich sie kennengelernt habe.

Ich lehne mich zurück, und sie lächelt mich an, mit Tränen in den Augen, und das Mondlicht erhellt ihr altes, schönes Gesicht.

»Eliot ist hier, stimmt's, Emmie?«, fragt sie und ergreift meine Hand. »Er ist immer hier. Das kann man von dem anderen nicht behaupten. Lass es zu. Lass zu, dass er dich liebt.«

Meine Kehle fühlt sich an, als ob sie mit Watte verstopft wäre. Ich nicke. Das ist alles, was ich tun kann, denn die Worte stecken mir im Hals fest.

»Danke, Louise.« Ich räuspere mich. »B-brauchen Sie sonst noch irgendetwas?«

Sie schüttelt den Kopf. »Ich habe alles, was ich brauche, hier.« Dann sieht sie durchs Fenster zum Mond, und anstatt sofort zur Schlafzimmertür hinauszugehen, beuge ich mich vor und küsse ihre warme, blasse Wange.

»Und Sie sind nicht allein«, sage ich zu ihr. »Sie werden geliebt. Sie haben mich. Sie haben uns.«

Louise sieht mich mit trüben Augen an. »Und darüber bin ich sehr froh«, flüstert sie.

»Und natürlich«, ergänze ich, »hatten Sie zu schwach gewürzte Carbonara.« Louise lacht, legt eine Hand in meinen Nacken und drückt ihre kalten Lippen an meine Stirn. »Danke«, flüstert sie. »Und erinnere mich morgen früh. Ich will dir etwas geben, von dem ich denke, dass du es brauchst.«

Ich gehe und schließe die Tür, lasse Louise allein, während sie dem Mond und den Sternen am Himmel beim Tanzen zusieht.

Ich finde Eliot in Louises überwuchertem Garten. Er trägt eine schwarze Jacke, aber offen, neben sich zwei dampfende Becher mit Tee. Als er mich sieht, hält er mir einen Becher hin und lächelt.

Ich nehme den Becher entgegen und setze mich neben Eliot. »Danke.«

»Geht es Louise gut?«

Ich nicke, spüre den Kloß noch immer in meiner Kehle.

»Ja«, sage ich. »Sie wollte den Mond sehen. Hat mich gebeten, die Vorhänge offen zu lassen.«

Eliot lächelt sanft, sein Gesicht vom Mond schwach erhellt, aber genug für mich, um die Fältchen um seine Augen zu sehen, als er lächelt, und ich kann es spüren. Dieses Rumoren in meinem Bauch, von dem Louise gesprochen hat.

»Na dann«, sagt er, lehnt sich auf der Bank zurück und streckt die langen Beine aus. »Auf Emmie Blue, die heute ihre erste Sternschnuppe sehen wird.«

»Ganz schön selbstbewusst«, sage ich. »Und vergiss nicht, ich will einen Beweis, dass es keine Boeing 747 ist.«

Wir sitzen zusammengezwängt auf dieser Bank, Arme und Beine aneinandergedrückt, und so nah, dass ich das Aftershave auf seiner Haut und den frischen Geruch seiner sauberen Kleider riechen kann. Zweimal dachte ich heute Abend, er würde mich küssen. Einmal, als ich neben ihm stand, während er kochte, und das zweite Mal, als ich

ihm das Tablett reichte, damit er es Louise hochbrachte. Aber ich bin es, die sich zögernd gibt, das weiß ich. Ich stehe immer hinter einer Barriere, hinter die ich mich zurückziehen kann, wenn ich muss.

»Verführ ihn«, hat Rosie heute Morgen gesäuselt. »Im Ernst, er ist verdammt heiß. Ich weiß nicht, wie du es überhaupt schaffst, in diesem nach Moschus riechenden alten Wintergarten nicht einfach über ihn herzufallen.«

»Rosie, ich weiß doch nicht einmal, ob es überhaupt ... «

»O mein Gott, der Truck«, sagte sie, als wäre über ihrem Kopf eine Glühbirne angegangen. »Treibt es in seinem Truck. Er in nichts als seinem kleinen Schreiner-Werkzeuggürtel.«

»Gefährlich«, murmelte Fox. »Diese ganzen scharfen Werkzeuge.«

»Und diese *Arme*.« Sie grinste mich an. »Ich habe sie gesehen. Die könnten dich quer durchs Zimmer schleudern, oder? Schnapp ihn dir. Klettere auf ihn wie auf einen verdamnten Laternenpfahl.«

Darüber musste ich schallend lachen, und Fox grinste sie an. »So geht das also, Rosie?«

»Das würdest du wohl gern wissen, was, Fox?«, erwiderte sie.

Und Fox' Wangen liefen rosa an, aber er wandte den Blick nicht ab und sagte leise: »Vielleicht.«

Eliot streckt einen Arm hinter mir aus, über die Rückenlehne der Bank, und lässt die Hand auf meiner Schulter ruhen. Die Februarluft ist schneidend kalt, und der Dampf steigt wild tänzelnd von den Teebechern hoch, die wir im Schoß halten. »Du wirst keinen Beweis brauchen«, sagt er. »Sternschnuppen sind anders. Du wirst es wissen, wenn du sie siehst. Es ist wie dieser ... Funke. Dieser kleine, aber mächtige Funke. Unverwechselbar.«

»Na schön«, sage ich und sehe zum Himmel hoch. »Augen sind offiziell geöffnet.«

»Und ich verspreche dir«, sagt er, »schlimmstenfalls, wenn wir diesmal keine sehen, werden wir es in der Nacht der Eta-Aquariden tun.«

Ich schweige einen Moment. »Noch mal ganz langsam, bitte.«

Er lacht. »Ein Meteorschauer. Im Mai. Du musst bis zu einer unchristlichen Zeit aufbleiben, aber es lohnt sich. Glaub mir.«

»Verstehe«, nicke ich. »Okay, das ist ein Date.«

Eliot lächelt. »Das ist es auf jeden Fall.«

Wir trinken unseren Tee und reden so leise, wie wir es damals taten, als wir jünger waren, wenn Jean und Amanda schliefen. Den Blick zum Himmel gerichtet, schweigen wir für ein paar Augenblicke, nachdem Eliot mich auf bestimmte Sterne und Sternbilder aufmerksam gemacht hat, und lassen die Nacht auf uns wirken. Das haben wir in Le Touquet ständig getan. Ich muss siebzehn gewesen sein. Lucas, Eliot und ich, in Jeans und Amandas Garten auf dem Rücken liegend, auf Decken auf dem gepflegten Rasen, ich zwischen den beiden. Jetzt kann ich es lebhaft vor mir sehen. Wie Lucas gähnte und zu Eliot sagte: »Besteht das Ziel darin einzuschlafen? Dann habe ich es nämlich fast erreicht«, und Eliot lachte und sagte: »Nein, Dummkopf. Das Ziel besteht darin, sich auf nichts zu konzentrieren. Den Himmel einfach nur wie ein großes Gemälde zu betrachten. Und dann wirst du eine sehen.«

»Da!«, kreischte ich immer wieder, und dann stöhnte Eliot jedes Mal neben mir, beugte sich vor und sagte: »Immer noch ein Flugzeug, Emmie.«

»Können wir einfach so tun, als ob es ein Stern war, und jetzt ins Haus gehen und fernsehen?«, zog Lucas uns auf, und Eliot seufzte und sagte: »Der Himmel *ist* doch ein einziger großer Fernseher.«

Damals nannten wir ihn Knallkopf, aber wir rührten uns nicht. Wir drei lagen da und sahen zu der Schwärze des Himmels hoch. Fledermäuse schossen über uns hinweg, Vögel, die spät unterwegs waren, aber ansonsten war die Nacht ruhig und still. Ich denke an Lucas. Ich frage mich, was er tun würde, wenn er uns jetzt sehen könnte, wie wir das tun, was wir früher immer zusammen getan haben. Es würde ihm nicht gefallen. Das weiß ich. Vermutlich würde er wieder etwas darüber sagen, dass er auf mich aufpasst. Vielleicht würde er sogar diese Party zur Sprache bringen. Die Party zu unserem neunzehnten Geburtstag. Vielleicht würde er die Tatsache

erwähnen, dass Eliot mein Geheimnis ausgeplaudert hat, nur um ein Mädchen zu beeindrucken. Er würde über dieses dämliche Trinkspiel reden, das für eine Weile mein Leben völlig aus dem Gleis warf – das dafür sorgte, dass ich das College abbrach und in eine andere Stadt zog, fort von jedem bekannten Gesicht –, bis er und Amanda mir halfen, es wieder ins Lot zu bringen.

»Erinnerst du dich noch an diesen Abend?« Die Worte platzen mir über die Lippen, bevor ich auch nur darüber nachgedacht habe.

Eliot rührt sich nicht, aber ich spüre, dass er sich anspannt. Er holt geräuschvoll Luft. »D-du redest von dir und Lucas. Von eurer Party.«

Ich nicke in der Dunkelheit. »Zu unserem Neunzehnten.«

»Warum bringst du das jetzt zur Sprache?«, fragt er ruhig.

»Ich habe nur eben an uns gedacht. An mich, dich, Luke, wie wir im Garten deiner Mum lagen und du uns auf all die Sterne und Sternbilder aufmerksam gemacht hast und wie viel Spaß wir früher hatten, wie nah wir uns standen ... und an diesen Abend, wie er alles verändert hat.«

»Ich weiß.« Eliot sieht auf seinen Schoß. Mein Herz hämmert in meiner Brust. »Es ist lange her«, sagt Eliot. »Aber es tut mir wirklich noch immer verdammt leid, dass dir das passiert ist.«

»Ich habe es nicht zur Sprache gebracht, damit du dich entschuldigst. Rückblickend betrachtet denke ich manchmal, dass auf jeden Fall irgendetwas passiert wäre, um mich umzuhauen. Ich hatte noch immer mit diesem Missbrauch zu kämpfen, war noch immer verloren wegen dieser ganzen Geschichte. Es war einfach Pech, dass es das war – diese dumme Party.«

»Ich weiß«, sagt er. »Aber es tut mir trotzdem leid, dass es passiert ist. Stacey hatte kein Recht zu tun, was sie getan hat.«

»Sie war mir eigentlich nicht so wichtig. Es ging eher um dich. Dass du das von mir gedacht hast. Dass ... dass das, was passiert ist, meine Schuld gewesen sei, und dass es etwas war, das man irgendeinem Mädchen erzählen konnte, wie eine Art Klatschgeschichte, wie ... «

»*Nein*. Gott, nein, Emmie.« Eliot beugt sich vor, verlagert seine Haltung, dreht sich um und neigt den Kopf, um mich unter seinen dichten Wimpern hervor anzusehen. »Natürlich habe ich das nicht gedacht, nicht eine Minute. Ich war entsetzt davon, was dir passiert ist. Und ich bin entsetzt davon, dass du je geglaubt hast, ich hätte das von dir gedacht ... «

»Aber sie war deine Freundin, Eliot. Und dort, in einem Garten voller Leute, hat sie es allen erzählt. Und sie hat nicht gesagt, dass ich ein Opfer sei – nein, sie hat behauptet, dass ich gelogen, es mir ausgedacht, ihn *angemacht* hätte, es mir selbst zuzuschreiben hätte. Sie wusste *alles*. Und nur du wusstest alles. Nur Luke und ... «

»*Emmie*«, unterbricht er mich flehend. »Ich ... ich hatte keine Ahnung. Ich hatte keine Ahnung, dass sie es wusste.«

»Aber ... woher wusste sie denn dann ... ? «

»Ich habe keine Ahnung«, sagt er noch einmal, mit langen Pausen zwischen seinen Worten, und als ich zu ihm hochsehe, erkenne ich diesen Blick – die dunklen, zusammengekniffenen Augen, die geöffneten Lippen. Den verurteilenden Blick, den er an der Bar hatte, nachdem ich Tom geschubst hatte. Am Abend der Party, als Stacey diese Worte sagte und ich langsam aufstand, bevor ich wegging und in Lucas' Schlafzimmer zusammenbrach. Aber es ist kein Urteil. Es ist Besorgnis. Jetzt weiß ich, dass es Sorge ist. Er sorgt sich.

»Lass gut sein«, sage ich und blicke auf meinen Schoß.

»Ich finde, du solltest mit Lucas reden ... «

»Es ist vorbei«, sage ich. Er streckt eine Hand aus und legt sie an mein Kinn, hebt mein Gesicht an, damit ich zu ihm hochsehe.

»Die Dinge, Emmie, sind nicht immer so, wie sie scheinen. Ich habe getan, was ich damals für das Beste hielt. Für dich.«

Er sieht mich gebannt an. Ich stelle keine Fragen mehr. Ich will es tun. Ich will ihn fragen, was er damit meint. Ich will ihn fragen, warum er denkt, dass ich mit Lucas reden sollte; etwas, das sich wie ein Stachel anfühlt, der in meiner Haut steckt, seit er es gesagt hat. Aber ich will uns diesen schönen, sternenbeschienenen Abend nicht verderben. Daher ignoriere ich das leise Köcheln in meinem Magen

und sage stattdessen: »Lass uns zu den Sternschnuppen zurückkehren, okay?«

Eliot zögert, dann lächelt er, seine Augen noch immer traurig und glasig. »Na klar.« Er macht es sich wieder neben mir auf der Bank bequem, legt den Arm wie zuvor um mich, aber fester diesmal, streichelt kreisend meinen Oberarm, und wir sitzen eine Weile da und starren zu dem schwarzen Himmel hinauf. Ich fühle mich, als ob wir in eine Seifenblase gestochen hätten, die über uns zu zerplatzen drohte. Diese riesige, unausgesprochene Sache, die nie geklärt wurde. Und auch wenn es nicht wirklich geklärt wurde, ist es vorbei. Louise hat recht. Er ist hier. Eliot ist immer hier.

Auf einmal schnellt Eliots Arm vor, und er zeigt mit einem Finger zum Himmel.

»Jetzt«, sagt er. »Siehst du sie? Guck mal, da.« Und ich sehe es. Zum ersten Mal in meinem ganzen Leben sehe ich eine Sternschnuppe; einen kleinen Funken, wie der Schweif einer Feuerwerksrakete, der über den Himmel schießt und im Nichts verschwindet.

»O mein Gott«, sage ich und drehe mich zu ihm um. »Ich habe es gesehen! Und es war kein Flugzeug!«

»Das war es mit Sicherheit nicht«, lacht Eliot. Ich kuschele mich an ihn, lehne den Kopf an seine Schulter. Und ich wünschte so sehr, er würde mich wieder küssen. Denn ich glaube, diesmal würde ich seinen Kuss erwidern. Und zwar richtig.

Stattdessen beugt sich Eliot vor und sagt leise, die Lippen an meinen Haaren: »Augen zum Himmel, Blume. Da gib'ts noch mehr zu sehen.«

Ein Funke in meinem Magen. Ein kleiner, mächtiger Funke. Unverwechselbar.

Eliot wartet unten und macht noch mehr Tee, während ich hoch zur Toilette gehe. Louises Tür ist noch immer angelehnt, und ich weiß nicht, warum, aber ich bleibe davor stehen. Ruhig. Alles ist so ruhig. Lautlos. Und ich glaube, ich weiß es. Ich glaube, das ist der Grund,

weshalb ich die Tür aufdrücke, weshalb ich entschlossen durchs Zimmer zu Louises Bett gehe. Dann sehe ich die Tasse Tee, umgekippt, der Inhalt über der Bettdecke verschüttet, wie ein Tintenkleck. Ich strecke eine Hand aus, um ihr Gesicht zu berühren.

Ich brülle. Ich brülle laut, so laut, dass ich nicht wie ich selbst klinge. »O mein Gott«, schreie ich. »Oh, nein, bitte. O mein Gott, o mein Gott.«

Ich höre schnelle Schritte, die die Treppe hochstürmen, und dann den Luftstoß, als Louises Tür aufgerissen wird.

»Emmie?«, sagt Eliot atemlos, und ich sehe, wie sein Blick zu ihr wandert. Seine Miene verdüstert sich. Seine Hand fährt an seine Lippen, umklammert seinen Mund, sein Kinn. Dann ist er an meiner Seite, während ich zu Boden sacke und neben ihr Bett sinke, das Gesicht in ihrer Decke vergraben. Patschuli. Lila Weichspüler.

Louise ist nicht mehr. Louise ist eingeschlafen und nicht mehr aufgewacht. Die Vorhänge sind noch immer offen, und der Mond wacht über sie.

Mix-CD. Vol. 7

Liebes Luftballonmädchen,

Track 1. Weil du heute Morgen weggefahren bist.

Track 2. Weil du im Schlaf besser Französisch sprichst als im richtigen Leben.

Track 3. Weil ich nicht wirklich glauben kann, dass du im Garten eingeschlafen bist.

Track 4. Weil ein Flugzeug keine Sternschnuppe ist.

Track 5. Weil ich dich schon jetzt vermisse.

Luftballonjunge

x

Kapitel 32

Ich kann mich erinnern, dass sich, als ich jünger war, drei Wochen wie ein ganzes Leben anfühlten. Die Zeit nach dem Sommerball war die längste meines Lebens. Mum kam für zwei Tage nach Hause, wo sie badete und telefonierte und eine einzige Mahlzeit – einen Auflauf – für uns kochte, dann fuhr sie wieder ab, und ich blieb allein zurück. Ich hatte ihr das mit Robert Morgan erzählt, aber ich nehme an, dass sie mir ohnehin nicht wirklich geglaubt hat. Sie tat es mit einer Handbewegung ab, so wie immer, wenn ich stürzte und mir das Knie aufschlug.

»Oh, hör auf, so ein Theater zu machen, Emmeline, andere sind viel schlimmer dran als du.«

Aber heutzutage vergehen drei Wochen wie im Flug. So lange ist es jetzt her, seit Louise in ihrem Bett gestorben ist, während sie sich den Mond ansah. Die Beerdigung war letzte Woche, und sie war nicht wie normale Beerdigungen, mit glänzenden Särgen und salbungsvollen Trauerreden. Es war eine Waldbestattung; still, bescheiden, schlicht. Wie sie selbst.

Eliot und ich gingen zusammen hin. Wir waren die einzigen Trauergäste, und das auf Louises Wunsch, auch wenn wir später an diesem Tag Besuch von den Nachbarn, Harry und Eve, bekamen. Sie übergaben uns einen Computerausdruck einer Wohltätigkeitsspende in ihrem Namen und drei Tigertomatenpflanzen, die Louise geliebt hatte. Es war eine kleine und schöne Feier, zwischen riesigen alten Bäumen und korallenfarbenen Wildblumen. Louise hatte sie selbst vor zwei Jahren geplant, nur Tage nachdem bei ihr Krebs im vierten Stadium diagnostiziert worden war. Sie lehnte eine Behandlung ab, da sie unheilbar erkrankt war und eine Höllenangst vor Krankenhäusern

hatte. Das alles wissen wir nur, weil Harry und Eve davon gesprochen haben.

»Martha hat viel Zeit im Krankenhaus verbracht«, erzählten sie uns. »Louise wollte zu Hause sein, in ihrer gewohnten Umgebung. Ich glaube, das verstehe ich«, sagte Eve, und Eliot und ich nickten und sagten, das würden wir auch.

Das schrille Läuten der Türklingel unterbricht mich, während ich einen Karton mit Louises Briefbeschwerern schließe. Als ich die Haustür erreiche, brauche ich ein paar Sekunden, um zu begreifen, dass es Lucas' graue Augen sind, die über die braune Papiertüte in seinen Armen spähen.

»Whopper für zwei?«

»O mein Gott.« Ich schlinge ihm die Arme um den Hals, und die Papiertüte raschelt zwischen uns. »Was suchst *du* denn hier?«

»Du zerquetschst unsere Whopper, Süße«, lacht er mir ins Ohr. »Du bist, was ich hier suche. Wie geht es dir, Em?«

Zehn Minuten später sitzen Lucas und ich auf Louises geblümtem Sofa, Burger im Schoß, auf ihren quadratischen Verpackungen. »Verdammt, ich liebe einen guten Burger King«, sagt Lucas.

»Im Ernst?«

»Was denn?«, fragt Lucas mit vollem Mund.

»Es ist nur ein verblüffender Kommentar von dem Mann, der letzte Woche einen Champignon so hingestellt hat, dass er wie ein Burgerbrötchen ausgesehen hat, und ihn mit dem Hashtag *#keinunterschiederkennbar* auf Instagram gepostet hat.«

Lucas hält sich eine Hand vor den Mund und lacht.

»Für einen solchen Kommentar solltest du gehängt werden«, sage ich. »Ich würde es tun, wenn ich die Queen wäre.«

»Wenn du die Queen wärst, würdest du den armen Bon Jovi ins Gefängnis werfen lassen und ihn zwingen, vor dir zu singen und dich unsittlich zu berühren.«

»Korrekt. Und es heißt ... «

»*Jon*, ja, ja, iss deinen verdammt Burger.«

Lucas und ich essen schweigend. Ich bin auf Distanz zu ihm gegangen, ich weiß, seit dem Abend, an dem wir Louise verloren haben. Und das nicht nur, weil der Tod eine Art hat, eine dunkle Decke über alles zu werfen – über all die normalen Dinge, die man im Allgemeinen tut, und auch jene, denen man sonst viel Beachtung schenkt, über all die banalen Dinge wie zum Beispiel, was man zum Abendessen kochen soll oder eine biestige Bemerkung, die jemand bei der Arbeit über einen gemacht hat. Sondern wegen des Gesprächs, das Eliot und ich in der Sternschnuppennacht geführt haben. Über den Abend unseres neunzehnten Geburtstags. Über Stacey. Über Lucas. Es hat mich ein bisschen aus dem Gleichgewicht gebracht, und ich habe mich, nur ein klein wenig, zurückgezogen, weil ich mich etwas frage, das ich mich in all der Zeit unserer Freundschaft noch nie zuvor gefragt habe: ob Lucas etwas weiß, das ich nicht weiß.

»Es ist ein schönes Haus.« Lucas sieht sich im Wohnzimmer um, noch immer kauend. »Heruntergekommen, muss auf Vordermann gebracht werden. Modernisiert. Aber sie hatte ein schönes Haus.«

Ich nicke. »Viktorianisch«, sage ich. »So viel weiß ich.«

Lucas lächelt. »Hier drunter könnten noch die ursprünglichen Fliesen sein.« Er klopft mit einem Fuß auf den Teppich. »Oder zumindest Dielen.«

»Es wird ein schönes Zuhause für eine Familie sein«, sage ich zu ihm. »Wer immer es kauft.«

»Und was passiert mit dem ganzen Zeug hier?«

»Der Anwalt hat sich für nächste Woche angekündigt«, antworte ich. »Ich nehme an, dann wird es auf den Markt kommen und ...«

»Und wohin wirst du gehen?«

Ich sehe ihn an, ziehe die Schultern hoch. »Ich werde schon etwas finden. Irgendwo anders ein Zimmer mieten, vielleicht sogar eine eigene Wohnung, aber das ist alles eine Frage des Geldes.«

»Na ja, hast du dich denn auf irgendwelche anderen Jobs beworben?«

Bei der Frage zuckte ich zusammen. Ich weiß, dass er nur mein Bestes will – so pragmatisch, manchmal, um zu erreichen, was er sich vorgenommen hat –, aber in den letzten paar Wochen habe ich kaum noch über einen neuen Job nachgedacht. Ich habe an kaum etwas gedacht, außer an Louise. Ich hatte mich darauf konzentriert, mich um Louise zu kümmern, bevor sie von uns gegangen ist. Und jetzt, wo sie es getan hat, konzentriere ich mich darauf, in ihrem Zuhause zu leben, ohne sie. Darauf, sie zu vermissen.

»Nein«, antworte ich. »Ich hatte viel zu tun, verständlicherweise. Louises Haus ein wenig in Ordnung zu bringen, ihre Sachen durchzugehen und zu sortieren, das ist eigentlich das Einzige, wofür in meinem Gehirn Platz war.«

»Klingt nach viel.«

»Es macht mir nichts aus«, sage ich. »Außerdem hatte Louise eigentlich niemanden sonst. So bleibt mir im Moment nicht viel Zeit für eine Jobsuche, das ist alles.«

»Nein, natürlich nicht«, sagt Lucas rasch. Dann legt er seinen Burger hin und sieht mich an. »Em, ich erwähne das mit dem Job nur, weil ich weiß, dass du tief in dir etwas anderes tun willst. Ich sage es nicht, weil ich denke, dass irgendetwas unter deiner Würde ist, oder weil ich dich an irgendwem messe. Ich sage es, weil ich helfen will.«

Ich schlucke den Bissen in meinem Mund hinunter und sehe zu ihm hoch. »Ich weiß.«

»Du hast studiert, du hast hart gearbeitet, und ... «

»Luke, ich weiß. Ich weiß. Und ich werde das schon schaffen. Zu meiner eigenen Zeit.«

Wir essen, der Fernseher läuft, aber leise, und keiner von uns spricht. Bis Lucas seinen Burger aufgegessen hat und das Papier zusammenknüllt. Er wischt sich die Hände an einer Serviette ab, sieht sich wieder im Zimmer um und dann mich an.

»Ich weiß, ich hätte früher kommen sollen, Em. Ich wollte ja auch. Aber die Arbeit. Das sind Idioten. Du musst mindestens zwei Wochen vorher Bescheid geben, bevor du dir freinehmen kannst,

aber ich habe das geklärt, so schnell ich konnte. Ich wollte nicht, dass du allein bist.«

»Das war ich nicht«, sage ich. »Und außerdem, jetzt bist du ja hier.«

»Das bin ich«, sagt Lucas und lächelt. »Und ich gehöre mindestens bis morgen Abend dir. Jetzt brauchen wir erst mal einen Tee. Und dann liegt es an dir, diese Muskeln arbeiten zu lassen. Packen, anheben?« Er spannt seinen Bizeps an und küsst ihn. »Ich bin dein Mann.«

Ich lache. »Du bist ein *Knallkopf*.«

Lucas stürmt in Richtung Küche davon, reißt mir auf dem Weg dorthin den Müllbeutel aus den Händen und nimmt ihn mit. Ich höre, wie er Küchenschränke öffnet und schließt, auf der Suche nach Bechern, und dann singt er vor sich hin, aber schlecht. Als ich auf dem Weg zur Toilette an ihm vorbeigehe, sehe ich, dass er meine rot getupfte Schürze trägt. »Die hast du ja noch immer«, lacht er. »Du hast sie jedes Mal getragen, wenn du die Uraltfritteuse bedient hast. Es ist, als ob ich einen alten Freund wiedersähe. Ich habe sie vermisst.«

Ich bin auf dem oberen Treppenabsatz angelangt, als ich die Türklingel höre. Noch bevor ich die Treppe wieder heruntergegangen bin, stürzt Lucas schon durch die Diele zur Eingangsveranda und öffnet die Haustür.

»Oh«, sagt er, einen Teelöffel in der Hand. »Hey, Kumpel. Nette Überraschung.«

»Oh. Hi, Mann.«

Ich trete an Lucas' Seite. Eliot steht da, aufrecht, die Haare zerzaust von der Brise, den Rucksack über einer Schulter und eine quadratische Papiertragetasche in der Hand.

»Nette ... Schürze.« Eliot grinst bei Lucas' Anblick. »Hey, Em.«

»Hey, du«, sage ich, und ich kann schon jetzt spüren, wie sich meine Haut bei seinem Anblick erwärmt, als hätte jemand eben einen Heizstrahler eingeschaltet.

»Ich kann alles tragen, das weißt du doch, großer Bruder.« Lucas streicht mit einer Hand über die getupfte Schürze. Er legt einen Arm um mich. »Lust auf Tee, El?«, fragt er. »Ich habe eben Wasser aufgesetzt.«

»Ähm, ich glaube, ich lasse euch zwei besser allein.«

»Sei nicht albern«, sage ich. »Du störst bei nichts Wichtigem, wir sind nur dabei ... «

»... in hübschen Schürzen abzuhängen, auf dem Sofa Burger zu essen und diverse Hinrichtungen und Bon Jovis Gefangennahme zu planen ... «

Lucas und ich lachen beide gleichzeitig, und Eliot grinst. »Meine Neugier ist geweckt, das muss ich zugeben«, sagt er. »Aber ehrlich gesagt bin ich nur vorbeigekommen, um dir die hier zu geben.« Er nimmt seinen Rucksack von der Schulter, greift hinein und zückt einen Stapel mit Papieren. »Die hier sind für Rosie. Zeichnungen von diesem Display-Dings, das sie will, für das Event nächstes Wochenende.«

»Die *Blog-ferenz*«, sage ich.

Er lächelt mich sanft an. »Ich meine, ich habe ja schon einige Jobs gemacht, aber das wird meine erste *Blog-ferenz* überhaupt sein.«

»Vermutlich wird sie dich wie für eine Cola-light-Reklame herausputzen.«

»Ja, der Werkzeuggürtel hat's ihr angetan, stimmt's?«, lacht er. »Ich habe ihr gesagt, ich bringe ihn mit, aber mein Hemd ziehe ich nicht für unter fünfzig Pfund aus.«

»Bisschen happig«, sage ich, und Eliot zieht die Augenbrauen hoch.

»Was erwartest du denn, Emmie? Einen Freundschaftspreis?«

Lucas richtet sich neben mir auf, mit geschwellter Brust. »Okay, also dann, ich, ähm, mache dann mal den Tee, okay?«

»Kleiner Bruder«, sagt Eliot und streckt einen Arm aus, und sie drücken sich die Hände auf diese unsanfte Art, wie wenn zwei Männer sich einen Daumenkrieg erklären, anstatt sich die Hand zu geben. »Wir sehen uns am Wochenende bei Mum, nehme ich an.«

»Cool«, sagt Lucas und verschwindet ins Haus.

»Bist du sicher, dass du nicht hereinkommen willst?«

»Ganz sicher«, sagt Eliot und lächelt wieder. »Außerdem erwarte ich einen Transatlantikanruf. Das heißt, keine Zeit für Tee.«

»Ist es das, was passiert, wenn Schreiner für *Blog-ferenzen* abgeworben werden? Transatlantik-Gigs, keine Zeit für deinen Bruder, für die langweilige alte Emmie Blue?«

»Möbeltischler, schönen Dank auch«, grinst er. »Und ich werde dir erklären, worum es geht. Wenn ich dich das nächste Mal sehe. Bis dahin werde ich mehr wissen.«

»Du kannst es mir am Samstag erzählen«, sage ich.

»Soll ich dich um acht abholen?«

»Perfekt«, sage ich. »Vergiss deinen Werkzeuggürtel nicht.«

Eliot zwinkert mir zu. »Das würde ich nicht wagen.«

Ich finde Lucas in der Küche, wo er Teebeutel über zwei Bechern ausdrückt, noch immer in meiner roten Schürze.

»Also«, sage ich. »Tee.«

Lucas sieht mich von der Seite an, mit hochgezogenen Augenbrauen.

»Was denn?«

Er zuckt mit den Schultern. »Ach, nichts.«

»Jetzt sag schon, was ist denn?«

Er zeigt mit dem Teelöffel auf mich. »*Willst* du denn einen Freundschaftspreis?«

Ich lache, ein leicht hysterisches, vogelartiges Gekicher. Lucas lacht nicht. Er sieht mich nur an, rührt jetzt den Tee um, wartet auf eine Antwort.

»Du willst es, stimmt's?«

Ich zögere, dann mache ich den Mund auf, um etwas zu sagen, aber Lucas unterbricht mich.

»Ich sag ja nur ... Wenn nicht, dann solltest du ihn besser aus seinem Elend erlösen. Den armen Kerl hat's schlimm erwischt.«

Lucas fuchtelt wieder mit dem Löffel vor meiner Nase herum, lächelt und nimmt seinen Becher in die Hand. Erst später wird mir

bewusst, dass die Tüte, die Eliot bei sich hatte, von Askews's war. Der Bäckerei an der Promenade, wo er uns letzte Woche zweimal einen Lunch gekauft hat. Er hatte vor zu bleiben. Bis er Lucas hier gesehen hat.

Kapitel 33

Lucas: Em, ich brauche dich.

Lucas: Bitte, bitte geh ran.

Lucas: Ich muss mit dir reden.

Lucas: Es ist total verkorkst. Alles ist total verkorkst.

Ich packe in aller Eile, werfe zwei Outfits und einen Pyjama in eine kleine Reisetasche. Lucas klang erschöpft, ausgelaugt, als er gestern Abend anrief. Mit einem kindlichen Zittern in der Stimme, lauter Seufzer und zusammenhangslose Sätze.

»Ich ... ich weiß nicht, was los ist, Em. Wir hatten diesen Riesenkrach, und ich weiß nicht, was los ist ... Was ... was soll ich bloß tun? Ich weiß nicht, ob es überhaupt passiert. Sie ... sie ist im Moment bei ihren Eltern, und ich ... Gott, ich drehe hier durch.«

»Ich komme«, sagte ich. »Gleich morgen früh.«

Ich hatte vor, gestern Abend noch zu packen, aber ich war so erschöpft von dem Tag, an dem ich kaum ein Fünftel des Hauses im Fishers Way in Ordnung gebracht hatte, dass ich auf der Bettdecke, in meinen Kleidern, eingeschlafen bin.

Die Türklingel reißt mich aus meinen Gedanken, und erst als ich Eliot auf der anderen Seite der Tür stehen sehe, fällt mir ein, dass ich gestern Abend ganz vergessen habe, ihm eine Nachricht zu schicken. Ich habe Rosie spät, gegen zehn, geschrieben und mich dafür entschuldigt, dass ich heute nicht kommen könne, und ... *Scheiße*. Ich erinnere mich, wie ich den Finger über seinem Namen auf dem Display in der Schwebe hatte, um ihm eine Nachricht zu schreiben und zu sagen, ich könne nicht mitkommen. Und dann bin ich eingeschlafen. *Ich bin eingeschlafen*.

Sein Lächeln schwindet, als er mein Gesicht sieht. »Was ist los? Bin ich zu früh dran? Du hast doch acht gesagt, oder?«

»Es tut mir so leid.« Ich halte mir die Hände an den Kopf. »Ich ... ich wollte dir eine Nachricht schicken.«

»Ist es abgeblasen?« Dann lacht er und sagt »Ach, na ja. Ist vermutlich am besten so. Würde diese ganzen anderen Schreiner nicht beschämen wollen, die unter Vorspiegelung falscher Tatsachen zu einer *Blog-ferenz* gezwungen werden, wenn es im Grunde nur um eine Objektivierung unserer ... «

»Es ist nicht abgeblasen«, unterbreche ich ihn. Meine Wangen glühen vor Verlegenheit, weil ich ihn überflüssigerweise hierherbestellt habe. »Es findet statt, wie geplant, aber ... ich kann nicht mitkommen.«

Eliot nickt, zieht die dunklen Augenbrauen zusammen. »Ist alles okay?«

»Lucas«, sage ich, und Eliots Miene erstarrt, die Augenbrauen noch immer zusammengezogen, die Lippen leicht geöffnet.

»Lucas?«, wiederholt er.

»Wir haben gestern Abend telefoniert. Er ist ... Gott, ich weiß nicht, Eliot, aber er klang fürchterlich. So hat er sich seit einer Ewigkeit nicht mehr angehört. Er hat gesagt, er bräuchte mich, er müsse reden, und ... « Ich breche ab, als ich Eliots Miene sehe. Der Mund eine harte Linie, sein kantiger Kiefer angespannt, ein unverwandter Blick, als würde er eine Geschichte hören, die er nicht eine Sekunde glaubt.

»Was denn?«, frage ich.

Eliot holt einmal tief und geräuschvoll Luft. »Also, was, du lässt alles stehen und liegen und fährst rüber? *Jetzt?* Einfach so?«

Ich nicke langsam. »Ich nehme die Fähre um elf.«

»Und was ist mit Rosie?«

»Sie war einverstanden.«

»Und du bist es auch?«

»Ich bin was?«

»Einverstanden. Damit, nicht zu Rosie zu fahren, zu etwas, das ihr wirklich wichtig ist. Damit, alles stehen und liegen zu lassen, um ... «

»Natürlich nicht, aber er ... er braucht mich. Ich bin seine beste Freundin, Eliot. Er klang wirklich aufgelöst.«

Eliot sieht zu Boden, fährt sich mit einer Hand durchs Haar. »Na schön«, sagt er und sieht zu mir hoch. »Na schön.«

»Eliot.« Ich trete vor die Türschwelle, auf ihn zu. Ich erinnere mich an unser Gespräch, bevor er wegging, als Lucas hier war. »Was wolltest du mir sagen?«

»Was?«

»Als du letzte Woche von hier weggegangen bist. Du hast gesagt, dass du einen Anruf erwartest, über den du mit mir reden würdest. Du hast gesagt, du würdest es mir erklären. Wie ist es gelaufen?«

Er schweigt einen Moment. Sein Kiefer ist noch immer angespannt, und seine sonst so sanfte Miene wird steinern. »Das war Mark. Er hat sein Unternehmen an den Start gebracht, braucht Unterstützung. Und er hat mich gefragt, ob ich mir vorstellen könnte, für eine Weile zurückzugehen. Nach Kanada. Um ihm zu helfen. So wie ich es letztes Jahr geplant hatte.«

Mein Magen verkrampft sich schmerzhaft bei diesen Worten. *Kanada*. Das ist meilenweit entfernt. »Wow«, stoße ich schließlich hervor. »Das ist ... das ist ein Riesending. Wirst du ... fahren?«

Er zuckt mit den Schultern. »Ich weiß nicht.«

Ich trete vor, verringere den Abstand zwischen uns noch ein klein wenig mehr. »Eliot. Ist zwischen uns alles in Ordnung?«

Er nickt, schluckt, sieht mich mit dunklen Augen an. »Schick mir die Adresse von diesem Event«, sagt er kurz angebunden. »Ich fahre hin.«

»Bist du sicher?«

»Ich kann sie doch nicht hängen lassen, oder?« Er starrt mich eine Sekunde lang an, und ich habe das Gefühl, dass er noch irgendetwas anderes sagen will, aber er tut es nicht.

»Mach Fotos«, sage ich, und er nickt kurz und weicht einen Schritt zurück, eine Hand ans Kinn gelegt. Dann öffnet er seine Vantür, steigt ein und fährt los.

Rosie: OMG, Eliot ist einfach der Größte. Sieh dir mein Display an! Voll instagrammed!

Rosie: Außerdem holt sich Fox praktisch einen runter, weil Eliot sich für seine ganzen Reisegeschichten interessiert, und jetzt sitzen sie beide da und reden über Kanada und irgendeinen Ort, von dem ich noch nie gehört habe, der total ausgedacht klingt.

Rosie: Im Ernst, Fox kriegt praktisch einen Orgasmus bei all den Geschichten. Eliot hat gesagt, sein Freund hätte ihm Arbeit angeboten, und er wird vielleicht zurückgehen. Was zum Teufel? Davon hast du nichts erwähnt.

Rosie: Ich hätte mich fast selbst auf ihn gestürzt und ihm ins Gesicht gebrüllt: »Du kannst nicht gehen, du musst dich in meine Emmie verlieben und viele Holzschnitzer-Babys machen.«

Rosie: Außerdem, dieser Gürtel. So heiß. Benutz ihn. Rollenspiel ist dein Freund.

Kapitel 34

»Halte sie geschlossen.«

»Du willst, dass ich die Augen geschlossen halte, während ich nach *oben* gehe?«

Lucas kichert hinter mir, die Hände an meiner Taille. »Vertrau mir einfach.«

»Das tue ich ja. Aber ich will mir nicht das Rückgrat brechen.«

»Ich passe auf dich auf, versprochen.«

Ich bin vor einer Stunde in Calais angekommen, und Lucas schien so viel glücklicher, als ich erwartet hatte. Grinsend, mit strahlenden Augen, in einem schwarzen Mantel und einem grauen Pullover darunter, wegen der eisigen Kälte. So schick und adrett wie immer. Er begrüßte mich mit einem riesigen Kaffee, und als er mich zu einer engen Umarmung hochhob und wieder auf die Zehenspitzen stellte, stöhnte er mir ins Ohr. »Gott, es tut so gut, dich zu sehen, Em.« Dann sagte er, er müsse mir etwas zeigen, und bevor ich mich versah, waren wir auf der Autobahn, auf dem Weg nach Honfleur, so wie früher, auf unseren *Traumhaus-Touren*, die Februarsonne hoch am Himmel.

»Du wirst dich wieder verfahren«, sagte ich, während große, zweispurige Schnellstraßen in gewundene Landstraßen übergingen, und er lachte und sagte: »Mit ein bisschen Glück, was?«

Wir hielten an einem kleinen Café, wo wir uns, von Hunger überwältigt, viel zu viel Take-away-Essen bestellten und es im Wagen aßen. Klebrige Brötchen, getoastete Sandwiches, Chips und zwei Schachteln mit Macarons, und wie in alten Zeiten verlangsamte Lucas das Tempo, wenn wir an riesigen Herrenhäusern vorbeikamen, und machte mich mit seinen mehreren Jahren Architektur-Erfahrung auf dem Buckel auf Dinge aufmerksam, die ich größtenteils übersah.

»Das hier soll die Illusion schaffen, dass es überhaupt keine Fugen gibt, siehst du?«

»Ja.«

»Wirklich?«

»Irgendwie.«

»Gut genug, Em.«

Und dann hielten wir hier – vor dem Haus, durch das ich in diesem Moment blind geführt werde. Ein ultramodernes, frei stehendes dreistöckiges Haus – vielleicht zu weiß und modern für meinen Geschmack – mit einer steinernen Auffahrt, einer Doppelgarage und einem Tor mit Touchscreen-Zugang. Es ist eines von drei Häusern in einer Reihe, die gefühlt mitten im Nirgendwo stehen. Alle drei krass und aufdringlich in der sanften Umgebung von immergrünen Pflanzen und kleinen Baumgruppen, die dünnen Zweige mit Frühjahrsknospen gesprenkelt.

»Warum hältst du hier? Was, wenn die Eigentümer herauskommen?«

»Sie zieht erst in ein paar Wochen ein. Das«, sagte er, während er die Wagentür aufklickte, »ist mein neuestes Baby.«

Ich folgte ihm und stieg aus, und er sah lachend zu dem eindrucksvollen Gebäude hoch. Es sah aus wie etwas aus einer Folge von *Große Träume, große Häuser*.

»Das hier? Du ... du hast das entworfen?«

»Aber ja. Na ja. Meine Firma. Ich war der federführende Kopf.«

Ich trat einen Schritt zurück, starrte ihn mit offenem Mund an, und warmer Stolz durchflutete mich wie Sonnenlicht.

»Luke. Das ist ja ... umwerfend. Du hast solche Häuser auf Briefumschläge gezeichnet, als wir jünger waren.«

Lucas lachte und stellte sich neben mich, die muskulösen Arme vor der Brust verschränkt. »Ja, nicht wahr?«

»Und hier steht es jetzt. In echt.«

Von so etwas hatte er geträumt. Von Häusern wie diesem, und jetzt steht er hier, davor, darin. Etwas, das er sich vorgestellt und verwirklicht hat. Früher waren hier nichts als Felder und Staub, und

jetzt steht da ein Haus, das schon bald ein Zuhause für jemanden sein wird. Aber bis jetzt habe ich nur die Eingangsdiele gesehen, eine riesige geschwungene Treppe, die ihre Mitte beherrscht und sich zu einem Mezzanin hochschlängelt. Türen, weiß und rechteckig, mit riesigen Glasscheiben darin. Modern. Viel zu modern für meinen Geschmack, aber wunderschön. Es sind Dinge wie diese Uhr: eine Uhr, die nur ein Schatten an einer der Wände ist, die förmlich »Lucas« schreit. Es ist alles so typisch er. »Du bist so Austin-Powers-mäßig«, habe ich einmal zu ihm gesagt, als er für irgendwelche Gadgets schwärmte – Dinge mit Tasten und Codes und Apparate, die auf Knopfdruck aus Küchentresen auftauchten.

»Wir sind jetzt auf der obersten Stufe«, sagt Lucas und stellt sich neben mich, nimmt die Hände aber nicht von meiner Taille. Ich höre das Quietschen einer Türklinke. Die Luft riecht nach nasser Farbe und frischem Holz, und dann schlägt mir kalte Luft entgegen.

»Sind wir draußen?«

»Wow. Diese ganzen *Diagnose: Mord*-Folgen haben sich auf jeden Fall gelohnt.«

»Sehr witzig«, sage ich, und Lucas lacht. »Vergiss nicht, ich bin im Moment deine Augen, Em. Beiß nicht die Hand, die dich füttert.«

Jetzt nimmt er meine Hand in seine. »Komm weiter, komm weiter.« Dann lässt er los. »Okay, streck die Hände aus«, sagt er, und nun legt er sie auf etwas, das sich wie eine kalte Stahlstange anfühlt, und bedeckt sie mit seinen eigenen warmen Händen.

»Auf der anderen Seite meiner Augenlider sollte besser kein Folterkeller sein.«

»Träum weiter«, sagt er amüsiert.

»Ich würde so schnell wegrennen ... «

»Los jetzt. Augen auf.«

Als ich die Augen aufschlage, bin ich völlig überwältigt von dem Anblick. Eine ausgedehnte Weite von Nichts, heideartiges Gras und ganz am Rand das Meer. Blaugrün und glitzernd im Wintersonnenlicht.

»Dort drüben ist der Hafen«, sagt er. »Weißt du noch? Wo wir stundenlang spazieren gegangen sind und geredet haben, als wir jünger waren.«

»O mein Gott, und ob ich mich erinnere. Damals, als wir eine Zeit lang dachten, mein Dad würde irgendwo hier leben.«

»In einem Haus wie diesem«, lächelt Lucas.

»Mit einem Bett, das wie ein Schlagzeug geformt ist.«

»Und Roadies, die die Tore wie Trolle bewachen«, sagt Lucas, und wir lachen beide. Wir stehen nah beieinander, Arm an Arm, und die Stoffe unserer Jacken berühren sich.

»Ein Jammer, dass die Wirklichkeit ein bisschen anders aussieht«, sage ich, während ich zum Meer blicke.

»Aber wenigstens kennst du jetzt die Wirklichkeit«, sagt Lucas sanft, und ich nicke und sage ihm, dass er recht hat. Möwen fliegen über unseren Köpfen, und am blauen Horizont sehen wir winzige Boote schaukeln, wie in Souvenir-Kugelschreibern. Es ist still hier oben. Friedlich.

»Ich vermisse das«, sage ich. »Das Mutmaßen. Das *Träumen*.«

Lucas beugt sich vor, stützt die Arme auf das Balkongeländer. »Das können wir doch immer noch tun, oder?«

»Es ist schwer, von Schlagzeug spielenden, coolen Vätern zu träumen, wenn du Grund zu der Annahme hast, dass dein richtiger Vater ein Vollidiot ist.«

Lucas stößt mich in die Seite. »Es ist sein Verlust, Em«, sagt er leise. »Total. Er hat keine Ahnung, was ihm entgeht.«

»Ich weiß.«

Wir stehen Seite an Seite da, und die Wintersonne wärmt unsere Jacken, dieselbe Sonne, die vor all den Jahren auf uns hinunterschien, während wir planten und laut träumten und darüber spekulierten, wo wir einmal landen würden, ohne je zu bezweifeln, dass wir zusammen dort sein würden.

»Du hast das hier geschaffen«, sage ich zu Lucas. »Du hast dein Ziel erreicht.«

Lucas presst eine kalte Wange an meine. »Jetzt fehlt nur noch der Lamborghini, oder? Ach ja, und ein Haus wie dieses tatsächlich zu *besitzen*. Das hier gehört Ana, weißt du.«

»Ana? Du meinst Eliots Ana?«

Lucas nickt, zuckt mit den Schultern. »Na ja, sie ist nicht mehr Eliots Ana, aber ja. Diese Ana. Wir müssen noch ein paar Dinge klären, bevor sie einzieht.«

Ich nicke, und ich kann nicht umhin zu denken, dass ich vermutlich die Letzte bin, die sie hier sehen will.

»Was ist denn eigentlich zwischen ihr und Eliot vorgefallen?«

Lucas legt die Hände aneinander, verhakt die Finger. »Er hat Schluss gemacht. Und ehrlich gesagt wundert mich das nicht. Er war schon seit einer ganzen Weile nicht mehr glücklich mit ihr.«

»Tatsächlich?«

»Ja, aber andererseits ... Er hat sein Alter der Angst erreicht, weißt du?«, sagt er, als wäre es eine Tatsache, als wäre es Allgemeinwissen. »Dasselbe Alter, in dem sein Dad war, als er starb. Und ich glaube, El denkt, dass das Leben kurz ist. Wenn es ihn nicht glücklich macht ... «

»Und das hat sie nicht? Ihn glücklich gemacht, meine ich.«

Lucas sieht mich wieder an. »Ich bin mir nicht sicher, ob irgendjemand Eliot je wirklich glücklich gemacht hat. Was denn? Denkst du etwa, du willst *doch* einen Freundschaftspreis?«

Ich räuspere mich. »Ehrlich gesagt habe ich nur eben gedacht, ich kann dich und Marie hier, in einem Haus wie diesem, sehen.« Ich wechsle das Thema. Denn jetzt kann ich Eliots Gesicht nicht mehr aus dem Kopf kriegen. Die Enttäuschung – die Verletztheit – in seiner Miene, als ich ihm sagte, ich würde stattdessen hierherfahren. Und Kanada. Er hat Rosie von Kanada erzählt. Er könnte zurückgehen. Wie würde ich mich fühlen, wenn er zurückgehen würde? Wenn ich Eliot für ... weiß Gott wie lange nicht wiedersehen würde. »Ja, ich kann sehen, wie ihr in einem Haus wie diesem ein paar Kinder großzieht«, plappere ich weiter. »Zwei Hunde. Oder Pferde. Marie scheint mir ein Pferdetyt zu sein.«

»Wirklich?«

Ich sehe ihn an. »Ja. Obwohl, meiner Meinung nach, wenn ihr all die Kinder haben wollt, von denen Marie ständig redet, werdet ihr vielleicht ein paar mehr Teppiche brauchen. Es ein bisschen kinderfreundlicher gestalten. Aber ansonsten sieht es doch nach eurem perfekten ehelichen Zuhause aus, wenn du mich fragst. Wie für euch gemacht.«

Seine Miene verdüstert sich ein klein wenig, und er sieht auf seine Hände, die das Balkongeländer umklammern. »Eheliches Zuhause«, wiederholt er. »Kannst du das *wirklich* sehen, Em?« Es ist keine Frage, eher eine spöttische Bemerkung.

»Warum sagst du das?«

Er seufzt, gibt keine Antwort und blickt zum Himmel auf.

»Was ist passiert, Luke?«, frage ich. »Als du angerufen hast, hast du gesagt, ihr hättet einen Riesenkrach gehabt. Ist jetzt alles wieder in Ordnung? Ich wollte nicht gleich mit der Tür ins Haus fallen, aber ...« Meine Stimme verliert sich. »Das war doch der Grund, weshalb du dich überhaupt gemeldet hast.«

Lucas stöhnt, reibt sich mit einer Hand übers Gesicht. »Oh, Mann, es war so dumm. Wir waren ein bisschen betrunken und haben über Ex-Partner geredet und ... Ich habe ihr von Holly erzählt. Erinnerst du dich noch an Holly? Von der Uni? Das ist eine Ewigkeit her.«

»Ich kann mich erinnern.«

»Es ist mir einfach herausgerutscht, dass wir verlobt waren, und sie war so – enttäuscht.«

Ich denke an Marie an diesem Tisch, in diesem Café, als sie mir sagte, dass sie Angst hätte, glücklich zu sein ... dass Lucas nie eine andere Frau gewählt hatte als sie, um ihr einen Antrag zu machen. Und mir ist klar, warum sich solch eine Kleinigkeit für sie wie ein Riesending anfühlt.

»Es war richtig dumm und ist irgendwie außer Kontrolle geraten«, sagt er. »Du weißt doch, wie es ist, wenn man zu viel Wein getrunken hat. Und ja, okay, vielleicht hätte ich es ihr irgendwann sagen sollen, aber es lief alles so gut, Emmie, und ich ... ich weiß

nicht. Ich war damals fast noch ein Kind. Es war nicht wichtig. Aber Marie meinte, es sei wichtig, weil sie mich rundheraus gefragt hätte, ob ich je einer Frau einen Antrag gemacht hätte, und ich Nein gesagt hätte, unzählige Male.«

Ich verziehe den Mund zu einer Grimasse. »Oje. Was für ein Schlamassel.«

»Total. Und ich meine, ich verstehe das ja. Sie ist schon früher verletzt worden, und sie wird schnell unsicher, und ... Ich war in der Vergangenheit nicht unbedingt eine Hilfe, mit dieser Geschäftsreise nach Belgien vergangenes Jahr, als wir uns das letzte Mal getrennt haben. Du weißt schon, als ich Idiot diesem Mädchen aus dem Australien-Büro geschrieben habe. Aber gestern ist alles irgendwie aus dem Ruder gelaufen. Mücke und Elefant, weißt du?«

Ich zögere, dann richte ich mich etwas auf. »Du hast ihr geschrieben?«

»Was?«

»Du hast Ivy geschrieben?«

Lucas' graue Augen verengen sich, und das Sonnenlicht verfängt sich in seinen Wimpern. »Ähm, nein, nicht jetzt, ich rede von vergangenem Jahr. Als wir uns getrennt haben. Das letzte Mal. Du erinnerst dich.«

»Oh, ja«, sage ich. »Aber du hast mir gesagt, du hättest Ivy nicht geschrieben. Du hast erzählt, *sie* hätte dir geschrieben, und du hättest nicht zurückgeschrieben, und dass das der Grund sei, weshalb ihr euch getrennt hättet, du und Marie. Weil Marie paranoid sei.«

Röte breitet sich um die Sommersprossen auf seiner Nase herum aus. »Ha-habe ich das?«

»Ja.«

Lucas seufzt, die Hände vor sich ausgestreckt, als wäre er im Begriff zu klatschen. »Hör zu, es war nichts, Em, es war eine dumme, flirtende Nachricht, die ich nicht hätte schicken sollen, und ich wollte einfach, dass es vorbei ist. Vergessen, dass es passiert war.«

»Aber warum hast du mich belogen?«

Lucas lacht, dann hält er bei meinem Anblick inne und weicht einen Schritt zurück. »Ist das dein Ernst?«

»Ja. Ja, das ist es. Warum belügst du *mich*, wenn du doch weißt, dass ich sowieso für dich da sein würde?«

Er zuckt schwer mit den Schultern, steckt die Hände in die Hosentaschen, drückt den Rücken durch. »Wahrscheinlich habe ich mich geschämt. Mir war nicht bewusst, dass ich dich belogen habe. Ich dachte, du wüsstest es.«

»Na ja, damals muss es dir bewusst gewesen sein.«

»Emmie, ich *bitte* dich.« Er beugt sich hinunter, um mir in die Augen zu sehen, ein fast belustigtes »Du machst aus einer Mücke einen Elefanten«-Lächeln im Gesicht. »Ich heirate Marie in zwei Wochen. Wir haben das geklärt. Und Ivy ist Schnee von gestern ... «

»Oh, dann heiratest du sie also doch?«

Er sieht mich an, zuckt zurück, als hätte ich ihn geohrfeigt. »Was soll das denn heißen?«

Und auf einmal komme ich mir wie ein Idiot vor. Ich bin hierhergekommen, um ihm zu helfen. Ich dachte, er bräuchte mich, und er bräuchte *Hilfe*. Wie damals, als er diese Rucksackreise unternahm. Wie schon so oft zuvor.

»Ich war besorgt, die Hochzeit könnte abgeblasen sein oder ... Deine Stimme am Telefon, Lucas, du klangst so ... «

»Ich weiß, ich weiß. Hör zu, ich gebe zu, ich war verrückt vor Sorge. Ich dachte, es wäre aus. Deswegen habe ich dich angerufen. Aber Marie und ich haben heute Morgen geredet, bevor ich dich abgeholt habe. Wir haben darüber geredet, und ... es tut mir leid, ich wollte dich nicht beunruhigen.« Er legt mir die Hände auf die Schultern. »Es bedeutet mir alles, dass du hier bist.«

Ich sehe ihn an, und ich frage mich, wie viel davon nur ein Test ist, um zu sehen, ob ich noch immer kommen würde, wenn er mich anruft und darum bittet. Und ich denke an Ivy. Eine Kleinigkeit, ja, aber nach dieser Trennung nahm ich ihn entschieden in Schutz. Ich dachte, Marie sei eifersüchtig und unvernünftig. Und ich denke an

Eliot. Den liebenswerten, verlässlichen, hinreißenden Eliot, der immer auftaucht, wenn ich ihn brauche, für Louise, für Rosie, für mich, neben mir auf dieser Bank, unter den Sternschnuppen. Und sein Gesicht, als ich diesen Abend zur Sprache brachte. Die Traurigkeit in seinen tiefbraunen Augen. Das Bedauern.

»Lucas«, sage ich. Die kühle Februarluft umgibt uns, und eine Gänsehaut kribbelt in meinem Nacken. »Kann ich dich etwas fragen?«

»Natürlich.«

»Dieser Abend. Unser neunzehnter Geburtstag. Das Trinkspiel. ›Ich hab noch nie ...‹«

Lucas sieht mich an und nickt rasch. Alle Farbe weicht aus seinem Gesicht.

›Ich will, dass du es mir sagst.«

»W-was?«

Ich schlucke. »Du warst das, stimmt's?«, frage ich gerade heraus. Denn jetzt, während ich sein Gesicht beobachte, seine Körpersprache, die Art, wie seine Schultern sich plötzlich versteift haben und sein Kiefer sich angespannt hat, weiß ich, dass da etwas ist, das er vor mir verbirgt. Er sieht genauso aus wie in dem Moment, in dem ich ihn nach Ivy gefragt habe. Ich weiß es. Eigentlich weiß ich es schon seit der Sternschnuppennacht. Aber ich hatte zu viel Angst davor, der Tatsache ins Auge zu sehen. Sie laut auszusprechen. Und jeden Gedanken daran, dass der Abend unseres neunzehnten Geburtstags allein Lucas' Schuld sein könnte, habe ich mit jeder Freundlichkeit, die er mir erwiesen hat, jeder Nettigkeit, die er mir gesagt hat, zerstreut, bis sich das Leugnen leicht anfühlte. Aber jetzt will ich, dass er es mir sagt, hier, vor der Kulisse des Hafens, an dem wir so oft entlanggingen und von unserer Zukunft träumten.

»Emmie, ich weiß nicht, was du ... «

»Hör auf«, sage ich ruhig. »Ich will, dass du es mir sagst.«

Lucas starrt mich an, seine Brust hebt und senkt sich, und seine Lippen sind leicht geöffnet. »Ich ... Em, du darfst nicht vergessen, dass ich jung und dumm war ... «

Ich erinnere mich an die Musik, die an jenem dämmerigen Sommerabend lief. Eine schnelle, seelenlose Tanznummer, über die Eliot sich immer wieder beklagte. Ich erinnere mich, wie Stacey kichernd dastand, den Drink in der Hand hoch über ihrem Kopf erhoben. Wie ihr Bauchnabel mit einem rosafarbenen Metallknopf gepierct war und wie Lucas ihn immer wieder beäugte, während sein Blick über ihren Körper glitt und er über alles, was sie sagte, lachen musste.

»Ich bin dran«, sagte sie, und Eliot hielt ihre Hand fest und versuchte, sie zurück zu sich auf den Liegestuhl zu ziehen. »Ich hab noch nie ...«, begann sie, mit einem Grinsen im Gesicht.

Mein Herzschlag beschleunigt sich jetzt, pulsiert in meiner Kehle, als ich sehe, wie sich Lucas auf die Lippe beißt.

»Und Stacey, sie war ein Biest, Em, wirklich, das war mir damals nicht klar. Ich war so dumm, aber ... aber ich war ... Ich mochte sie. Und sie war nicht Eliots Freundin, nicht wirklich. Sie hatten ein paar Dates gehabt, und ... Emmie, bitte, bitte sieh mich an ...«

»Ich hab noch nie ...«, kicherte Stacey. Dann sah sie mich an, und ich lächelte und hob meinen Drink, denn ich dachte, sie sei meine Freundin. Ich dachte, alle in der Gruppe seien meine Freunde. Nicht so wie die Jugendlichen zu Hause. Ein Neuanfang, mit Lucas' und Eliots Freunden. Freunden, die mich nicht als »dieses Mädchen« kannten. Freunden, die mich als eine von ihnen sahen.

»Und an dem Abend fragte sie mich, ob du und ich zusammen seien und ... Emmie, bitte nicht«, sagt Lucas.

Ich entferne mich von ihm, gehe zum Ausgang dieses klinischen, einengenden Balkons. Er muss den Satz nicht einmal zu Ende führen.

»Du hast es ihr erzählt«, sage ich mit bebender Stimme. »Das mit dem Missbrauch. Das mit Robert Morgan. Es waren deine Worte. ›Nein, natürlich gehe ich nicht mit diesem *Flittchen*, sie hat versucht, ihren Lehrer zu vögeln.‹ Waren das deine Worte?«

»*Nein*. Nein, sie hat das gesagt, nicht ich. Ich glaube das nicht. Ich habe das *nie* geglaubt.« Er spricht eindringlich, überstürzt, tritt auf

mich zu, um den Abstand zwischen uns zu überbrücken, die Hand ausgestreckt, aber ich weiche wieder zurück. »Ich habe ihr die Wahrheit gesagt. Dass ich nichts mit dir anfangen würde, weil du ... du diese Sache mit einem Lehrer durchgemacht hattest ... « Er bricht ab, schließt die Augen. »Gott, ich weiß nicht, was ich sagen soll.« Lucas' Stimme klingt jetzt krächzend. »Außerdem war ich neunzehn und dumm und ein Trottel und habe versucht, irgendein idiotisches Mädchen zu beeindrucken. Em, du bist alles für mich, das weißt du.«

»Aber Eliot. Du hast ihn die Schuld auf sich nehmen lassen. Warum?«

»Ich wollte dich nicht verlieren. Es war ein dummer, betrunkenener Fehler, und ich habe ihn seitdem an jedem einzelnen Tag bereut.«

Der Abend rauscht jetzt durch meinen Kopf, und ich will mich an alle Einzelheiten erinnern. *Wie konnte ich das all die Jahre übersehen?* Und warum hat Eliot es mir damals nicht gesagt? Warum hat er mich so viele Jahre in dem Glauben gelassen, er hätte mich aus der Bahn geworfen, während es in Wahrheit Lucas war? Der einzige Mensch, auf den ich mich praktisch mein Leben lang verlassen habe?

»Ein Flittchen.« Ich erinnere mich an ihren grinsenden Mund, als sie diese Worte sagte. »Ich hab noch nie ... mich wie ein *Flittchen* benommen und das Leben eines Lehrers verpfuscht.«

Diese Worte tun jetzt, während sie durch mein Gehirn hallen, fast ebenso weh wie an jenem Abend, als ich das neue Kleid trug, für das ich gespart hatte, voller Vorfreude auf noch ein Jahr College, zwischen einer Gruppe von Leuten, die mich als die sahen, die ich war. Emmie Blue. Eine von ihnen.

»Emmie.« Jetzt streckt Lucas die Hände nach meinen aus und ergreift sie. Seine grauen Augen blicken mich verzweifelt an. »Du bist *alles* für mich. Bitte lass nicht zu, dass diese Sache das mit uns ruiniert.«

Er hält meine Wange, sein Gesicht nur Zentimeter vor meinem. »Ich und du. Du und ich. Das ist alles, was mir wichtig ist.« Ich schaue zu ihm hoch, und es wühlt mich auf, wie sehr ich mich nach

diesem Moment gesehnt habe: dass er mir in die Augen sieht, seine schönen rosigen Lippen nur Zentimeter von meinen entfernt, seine kräftige Hand, die mein Gesicht hält, als wäre es das Kostbarste auf der Welt. Und er beugt sich vor. Ich erstarre, fühle seinen Atem an meinem Mund. Er küsst mich. Lucas drückt seine Lippen auf meine. Ich hebe eine Hand und lege sie um seinen Nacken, und als sich seine Lippen öffnen, reiße ich mich von ihm los – mache einen gewaltigen Satz nach hinten, befreie mich aus seinen Armen.

»O mein Gott.«

Wir starren uns an.

»Was tust du – was tun *wir* da?«

Er wirkt schockiert. »Ich ... ich weiß nicht ... «

»Du heiratest, Lucas«, sage ich. »Marie. Die schöne, freundliche Marie. Ich will das hier nicht. Ich will es nicht.«

Und er sagt nichts. Er starrt mich nur an. Er sagt nicht, dass er nicht heiraten wird, er sagt nicht, dass er einen Fehler gemacht hat und dass ich die Richtige bin. Und als ich sage: »Ich muss nach Hause«, nickt er nur, und ich sehe, wie er schluckt.

»Okay. Okay, Emmie«, sagt er.

Auf dem Weg die Treppe hinunter spricht keiner von uns.

»Dieser Wagen«, meint Lucas, als wir aus dem Haus treten. »Ich erkenne diesen Wagen nicht.« Er zeigt auf den leeren weißen Corsa, der in der Auffahrt parkt. Ich sage nichts. »Vermutlich ein Nachbar«, überlegt er. »Stand er schon da, als wir angekommen sind?« Aber ich sage noch immer nichts.

Um vier Uhr bin ich auf der Fähre nach Hause, auf demselben Meer, auf das ich erst Stunden zuvor an Lucas' Seite hinausgestarrt habe.

Und ich sehe zu, wie Frankreich am Horizont verschwindet.

Kapitel 35

Ich: Ich weiß, dass du es nicht warst. Ich wünschte, du hättest es mir früher gesagt.

Eliot: Was hätte das denn genützt?

Ich trage ein Tablett mit leeren Frühstückstellern, als Rosie atemlos, mit geröteten Wangen und weit aufgerissenen Augen in die Küche stürzt.

»Emmie!«

Ich erstarre, das Tablett an die Brust gedrückt. »Was denn? Was ist los?«

»Du musst zum Empfang kommen«, sagt sie. »Jetzt sofort.«

»Was?«

»Jetzt. Sofort.«

Ich sehe über meine Schulter zu dem hektischen Trubel in der Küche, zu den Köchen, die sich über das Brutzeln von Pfannen und das Zischen offener Herde hinweg Befehle zurufen, dem Servicepersonal, das zur Küchentür herein- und wieder hinausstürzt.

»Rosie, wir haben hier alle Hände voll zu ...«

»*Emmie*. Im Ernst. Lass das stehen und komm. Jetzt.« Rosie schnellert herum und stürzt wieder hinaus, und bis ich zum Empfangsbereich komme, bin ich mir nicht sicher, was ich zu erwarten habe. Mum schießt mir für eine Sekunde durch den Kopf, aus irgendeinem Grund. Lucas, für einen flüchtigen Moment, mit einer großen Geste vielleicht, nachdem ich all seine Anrufe ignoriert habe. Und dann natürlich Eliot, an den ich noch immer ständig denken muss.

Aber abgesehen von Rosie ist nur eine einzige Person am Empfang, und sie ist eine Frau. Klein, mit einem blonden Bob, in einem schwarzen Pelzmantel, eine Lederhandtasche über der Schulter. Sie sieht sich um, als hätte sie noch nie zuvor einen Fuß in

das Hotel gesetzt. Ich erkenne sie nicht. Ich warte darauf, dass ihr Gesicht irgendeine Erinnerung in mir auslöst – ein unzufriedener Gast von heute Morgen vielleicht, aber da ist nichts. Ich habe sie noch nie zuvor gesehen.

»Entschuldigung.« Rosie beugt sich vor. »Das ist Emmie.« Und als die Frau sich ganz zu mir umdreht, setzt sich Rosie an den Empfangstisch und beginnt, eifrig zu tippen.

»Hi?«, sage ich.

»Ach«, sagt sie lachend. »Du bist Emmie.«

»Die bin ich.«

»Natürlich bist du das.« Sie lächelt nervös. »Es ... es ist unverkennbar.«

Ich sehe zu Rosie hinüber, aber sie starrt auf ihren Bildschirm, weicht meinem Blick entschlossen aus und hämmert mit den Fingern auf die Tastatur.

»Entschuldigung, ich ... Wer sind Sie?«

Sie tritt vor, und ich sehe, dass ihre grünen Augen feucht sind, und ihre Hände zittern, als sie eine davon ausstreckt. Ich ergreife sie.

»Carol«, sagt sie mit bebender Stimme. »Marvs Ehefrau. Die Ehefrau deines ... deines Dads.«

»Er hat es mir letzte Woche gesagt«, erzählt mir Carol. Wir beide sitzen auf einem kleinen Zweiersofa in dem stillen Empfangsbereich. »Es war ein Schock. Ein absoluter Schock. Und natürlich war meine erste Reaktion negativ. Wie ich zu meiner Schande gestehen muss.«

Ich schüttele den Kopf. »Das verstehe ich.«

»Aber dann habe ich an dich gedacht und an unsere Cadie und ... Ich dachte, ausgeschlossen, dass du für etwas bestraft werden solltest, an dem du gar nicht beteiligt warst.« Carol schluckt, hält ein Taschentuch zusammengeknüllt in der Hand.

»Also bin ich am nächsten Tag zu Cadie gefahren und habe sie besucht. Und sie«, lacht Carol, den Blick zum Himmel gerichtet, während ihre Schultern sich heben und senken, »na ja, sie sah aus, als hätte sie im Lotto gewonnen.«

»Wirklich?«

»Cadie hat sich ihr Leben lang einen Bruder oder eine Schwester gewünscht.« Sie hält einen Moment inne und sieht mich an. »Aber es sollte nie sein. Na ja. Halb ist genauso gut, oder?«

Ich nicke, Wärme kribbelt durch meinen Blutkreislauf wie Wein.
»Ich ... ich denke schon.«

»Daher habe ich Marv gesagt, er müsse dich anrufen. Dich zu uns einladen. Und dass wir als Familie eine Lösung finden würden, und wenn wir dich einfach nur kennenlernen könnten ...« Sie bricht ab, schüttelt den Kopf und fährt sich mit einer Hand an den Mund. »Gott, du siehst Cadie so ähnlich. Wenn du das machst. Siehst du, das da.« Sie lacht. »Wie deine Augenbrauen hochgehen. Das ist genau wie bei ihr.«

Ich lache, mit Tränen in der Kehle. »Ich freue mich so, dass Sie das sagen.« Meine Worte sind kaum hörbar. Carol hat ein warmherziges Gesicht. Strahlend und einladend und so wie eine der lächelnden, mütterlichen Schulkantinenfrauen, mit der ich in der Schlange fürs Mittagessen manchmal plauderte.

»Hast du seine Nummer gesperrt?«, fragt sie.

Ich sehe auf meinen Schoß. »Das habe ich. Dieses ständige Warten und Checken meiner Nachrichten ... Ich habe das nicht mehr ausgehalten. Ich habe mein Leben lang gewartet, und noch länger zu warten, während es zum Greifen nah war ... das war einfach zu viel.«

Carol nickt langsam, und ihre tropfenförmigen Goldohrringe baumeln hin und her. »Natürlich«, erwidert sie. »Aber das ist der Grund, weshalb ich hier bin. Er ist zu Hause. Ich wusste nicht, ob du ihn sehen willst.«

»Das will ich«, sage ich.

Carol lächelt. Sie hat eine Lücke zwischen den Schneidezähnen, wie Brigitte Bardot. »Ich wollte dich fragen, ob du über Ostern schon etwas vorhast. Am Karfreitag fahren wir fort, um ein paar Freunde zu treffen, aber am Ostersonntag würde ich dich gern zu uns einladen. Zu einem netten Lunch. Nur wir. Cadie. Du. Ich und ... dein Dad.«

Tränen kullern mir auf einmal unkontrolliert über das Gesicht. Ich nicke, außerstande zu sprechen. Ich fühle mich, als wäre ich im Leben von jemand anders gelandet. Ein Essen. Ein Osteressen mit meiner Familie.

»Ach, meine Liebe«, sagt Carol. Dann, nach einer Weile, reibt sie meine Hand und sagt: »Also, zum Essen. Isst du Fleisch?«

»Ja.«

»Oh, gut.« Carols Hände pressen sich um das Taschentuch in ihrem Schoß. »Dann kann Marv sein Lamm machen. Wenigstens etwas, das er gut kann.«

Carol umarmt mich, als sie geht, und ich stehe da und sehe ihr nach. Ihre Blockabsätze klappern über den Asphalt, während sie sich das Taschentuch unter ein Auge presst. An der Ecke bleibt sie stehen, zückt ihr Telefon und lächelt, als sie hineinspricht. Ich nehme an, sie ruft Cadie an, um ihr zu sagen, dass sie mich getroffen hat. Cadie. Meine Schwester. Ich habe eine Schwester. Ich habe eine Familie.

Kapitel 36

Ein paar Abende später steht Rosie im Fishers Way am Küchentisch und wirft einen Blick in die silbern-weiße Geschenkschachtel auf der Tischdecke.

»Ich habe in meinem ganzen Leben nur eine einzige Mix-CD bekommen, als ich vierzehn war. Und die war von einem Jungen, der immer sein eigenes Gesicht gegessen hat.«

Vom Herd, wo ich Huhn in einem Wok umrühre, sehe ich Rosie verständnislos an.

»Du weißt schon, seine eigene trockene Haut.«

»Na toll«, sage ich. »Jetzt freue ich mich so richtig auf dieses Pad Thai.«

»Entschuldige«, lacht sie. »Fox hat mir gestern gesagt, es gebe keine Stimmung, der ich keinen Dämpfer verpassen könnte, und ich glaube, er hat es als Kompliment gemeint.«

»Und selbst wenn nicht, denke ich, du solltest es als eines auffassen.«

»Oh, das habe ich schon getan«, lächelt Rosie, nimmt eine der CDs aus der Schachtel und dreht sie in ihrer Hand um. »Gott, sieh dir die hier an. *Weil ich dich zum Tanzen hätte auffordern sollen*. Das hat er hier geschrieben.«

»Ich weiß.«

»Romantischer Teenager, oder was?«, fragt sie und legt sie wieder zurück. »Also, acht Stück.«

»Es sollten eigentlich neun sein«, sage ich zu ihr, während ich umrühre. »Er war mir noch eine schuldig, aber ... «

»Er hat es vergessen?« Rosie drückt den Deckel wieder auf die Geschenkschachtel. »Ich hasse es, wenn solche Gewohnheiten auf einmal aufhören, denn während man sie tut, ist man sich so

verdammt sicher und entschlossen, dass sie es niemals tun werden, weißt du? Man kann sich nicht vorstellen, dass sie je aufhören.«

»Da hast du recht«, sage ich. »Ich glaube, nach diesem Abend haben sich die Dinge tatsächlich verändert. Das mit den CDs war nur eines von vielen Dingen, die aufgehört haben. Ich dachte, ich hätte das Ganze längst verarbeitet, aber diese Party ... Jetzt, als Erwachsene, kann ich den Vorfall als gehässige Bemerkung irgendeines ahnungslosen jungen Mädchens sehen.«

»Aber damals ... «

»Damals war es eine Katastrophe. Ich hatte so lange gebraucht, um zu akzeptieren, dass ich ein Opfer war. Und als sie das sagte ... da bin ich in eine Art Abwärtsspirale geraten. Ich hatte das Gefühl, ich könnte dieser Sache niemals wirklich entkommen. Und dass ich niemandem vertrauen durfte, wenn ich es nicht einmal bei Eliot konnte. Danach war mir im Grunde gar nichts mehr wichtig. Kein College. Nichts. Schon gar nicht die CDs.«

Rosie nickt sanft und nimmt ihren Wein in die Hand, und ihre Fingerspitzen hinterlassen Abdrücke auf dem beschlagenen Glas.

»Na ja, ich denke, das ist doch etwas Gutes«, sagt sie und zeigt auf die Geschenkschachtel mit den CDs auf dem Tisch. »Es ist ein Abschluss, in gewisser Weise. Von diesem Teil deines Lebens.«

»Ich denke schon«, sage ich. »So fühlt es sich jedenfalls an.«

Es ist fast vierzehn Tage her, seit Lucas mich auf diesem Balkon geküsst hat. Fast vierzehn Tage, seit wir auf dem Weg nach Hause kein Wort miteinander gewechselt haben. Auch danach haben wir uns nicht mehr gesprochen. Ich bekam an dem Abend eine Nachricht von ihm, in der er sagte, es tue ihm so leid, ich sei seine beste Freundin, und sein Leben wäre ohne mich nicht dasselbe gewesen. Aber ich habe ihm nicht zurückgeschrieben. Weil ich schlichtweg nicht wusste, was ich fühlte. Ich wollte es tun. Unbedingt, aber ich wusste einfach nicht, wo ich anfangen sollte. Auch mit Eliot habe ich nicht mehr gesprochen, abgesehen von der einen Nachricht, die ich ihm auf der Fähre nach Hause geschickt habe.

Das war's. Und es war schwer, in Louises riesigem Haus herumzugeistern, ohne dass einer der beiden am anderen Ende des Telefons war, ohne dass Eliot vorbeischaute. Aber ich habe das gebraucht, glaube ich. Mich von ihnen zu entfernen. Es hat mir geholfen, an diesem Punkt anzukommen. Es hat mir geholfen, mir darüber klar zu werden, was ich tun muss.

»Du bist unglaublich, weißt du das?«, wirft Rosie ein. »Ich meine, du bist verdammt unglaublich. Und ich weiß, du denkst, dass alles ein einziges Chaos ist, Em, aber das ist es nicht. Du bist aus einer Sache herausgekommen, und du stehst nicht nur aufrecht, sondern du stehst mit beiden Beinen fest auf dem Boden.«

»Meinst du?«

»Verdammt, ja, das tust du«, sagt Rosie und legt eine Hand auf meine. »Du hattest viel zu bewältigen, nicht nur damals, sondern auch in letzter Zeit. Und sieh dich jetzt an. Du bist stark, du bist fürsorglich und ... Ich weiß gar nicht, wo ich anfangen soll, Emmie.« Sie reicht mir meinen Wein und legt den Kopf auf die Seite, als wollte sie sagen: *Na los. Hinunter damit.* »Hör zu, du warst in einen Mann verliebt, der demnächst heiratet, und verdammt, wo ich in nichts als einem Trenchcoat und High Heels auf seiner Türschwelle auftauchen würde, gehst du mit ihm Anzug-Shoppen und verbringst Zeit mit seiner Verlobten, ganz zu schweigen davon, dass du eben herausgefunden hast, dass er dich belogen hat. Und trotzdem hast du diese unglaubliche Rede geschrieben, und dieses Geschenk ...« Sie sieht auf die Schachtel auf dem Tisch. »Du bist tapfer. Du bist selbstlos und tapfer und moralisch und, Gott, es gibt so viele Leute dort draußen, die etwas davon in ihrem Leben brauchen könnten. Mich eingeschlossen.« Dann sieht sie zu mir hoch, mit Tränen in den Augenwinkeln. »Ich bin *überglücklich*, eine Freundin wie dich zu haben.«

Und ich lache. »Ich auch, Rosie.«

»Und Eliot«, fährt Rosie fort und neigt den Kopf. »Ich habe da so eine Ahnung, wie er sich bei diesem Trenchcoat und den Heels fühlen würde.«

»Ich weiß ja nicht«, lache ich, und Rosie grinst und sagt »Aber ich. *Überglücklich*.«

Ich stelle für mich und Rosie das Abendessen hin und lege die Schachtel auf den Küchentresen. Lucas' Hochzeitsgeschenk. Jede Mix-CD, die er mir geschickt hat. Seine erste E-Mail. Der Anhänger von meinem Luftballon: mein Mini-Geständnis. Unsere Geschichte in Objekten, in einer Schachtel, die ich ihm an seinem Hochzeitstag überreichen werde. Dem Tag, an dem er ein neues Leben anfangen wird, als Ehemann. Lucas Moreau. Mein Luftballonjunge. Ein erwachsener Mann jetzt. Und bald jemandes Ehemann.

»Außerdem«, plappert Rosie kauend weiter, »habe ich Neuigkeiten.«

Ich lege die Gabel hin. »Spuck's schon aus.«

»Fox und ich sind neulich nach der Arbeit noch in einen Pub gegangen. Und ... Na ja, wir haben irgendwie ... Na ja, ich habe ihn gevögelt«, verkündet sie triumphierend.

Ich bin froh, dass ich meinen Bissen eben hinuntergeschluckt habe, sonst hätte ich ihn mit Sicherheit hinausgeprustet. »Was?«

»Oh, ja. Zweimal. Vor zwei Abenden. Kannst du das glauben?«

Ich starre sie mit offenem Mund an, und dann lache ich schallend. »Im Ernst?«

»Hundert Prozent.«

»Ich muss Details hören, Rosie. So viel mehr als nur das.«

Sie grinst, mit geraden weißen Zähnen und rubinroten Lippen, erhebt ihr Glas und sagt »Oh, du kannst sie alle haben. Und sie sind heiß. Glaub Tante Rosie.« Sie kichert, und ich habe an diesem Tisch mit Rosie heute Abend schon so viel gelacht, dass mir die Wangen wehtun. »Aber zuerst Lass uns anstoßen. Auf dich, Miss Emmie Blue, die Tapfere. Und auf mich, Dame Rosie Kalwar, denn ich hatte erst vor zwei Tagen den besten Sex meines Lebens ... «

»Deines *Lebens*?«

»Meines Lebens, ich schwör's!«

»Mit Fox?«

»*Mit Fox*«, wiederholt Rosie. »Dem *akribischen* Fox.«

Wir stoßen an und trinken.

Mix-CD. Vol. 8

Liebes Luftballonmädchen,

Track 1. Weil ich besorgt bin, dass mich das zu einem Feigling macht.

Track 2. Weil diese CDs vorläufig genügen müssen.

Track 3. Weil ich manchmal einfach einen Brief schicken will.

Track 4. Weil ich manchmal wach liege und mich frage, was du tust.

Track 5. Weil ich mich frage, ob du wach bist und dasselbe tust.

Alles Liebe

Luftballonjunge

x

Kapitel 37

Lucas schlingt die Arme um mich, als ich am Morgen vor der Hochzeit beim Cottage auftauche, und sein Gesicht schmilzt vor Erleichterung dahin.

»Du bist hier«, sagt er. »Gott, Em, ich bin so froh, dass du hier bist.«

Amanda scheint ebenfalls erleichtert, mich zu sehen, und Jean, auch wenn er die meiste Zeit undurchschaubar ist, umarmt mich unerwartet lange und sagt: »Dann kann sich mein Junge jetzt ja entspannen, oder?«

Ich weiß nicht, ob Lucas es ihnen gesagt hat. Ich weiß nicht, ob sie wissen, dass wir uns gestritten haben oder dass er mir die Wahrheit gesagt oder mich geküsst hat. Aber ich habe die Fähre genommen und mich vorher nach Bussen erkundigt, um sicherzustellen, dass ich es ohne fremde Hilfe hierher schaffe. Und ich weiß, dass es von jetzt an zwischen Lucas und mir nie wieder so sein wird wie früher. Selbst wenn wir alles, was auf diesem Balkon passiert ist, hinter uns lassen – was wir, da bin ich mir sicher, mit der Zeit tun werden –, ist er im Begriff zu heiraten. Und das wird die ganze Dynamik zwischen uns zweifellos für immer verändern. Vielleicht habe ich ihn geliebt – und ich liebe ihn noch immer –, aber nachdem ich das mit Stacey und mit Ivy und dieser Nachricht erfahren habe, und vor allem, mehr als alles andere, nach diesem Kuss auf dem Balkon und wie *falsch* er sich angefühlt hat, ist es so, wie Rosie gesagt hat. Es ist die Vorstellung von ihm, in die ich verliebt bin, da bin ich mir sicher. Und ich bin bereit, diese Vorstellung loszulassen. Er ist mein bester Freund. Das ist alles. Sonst nichts.

Die Zeremonie wird in einem klassisch schönen Saal im ersten Stock des Hotels abgehalten, mit hohen Decken und großen

Fenstern. Er ist schlicht und elegant alles, was Marie sich gewünscht hat. Hortensien und Sträußchen aus Schleierkraut sind mit cremefarbenen Schleifen umwickelt und am Ende jeder Stuhlreihe befestigt, und eine Playlist moderner Liebeslieder läuft leise, während wir auf die Braut warten. Lucas und ich stehen nebeneinander vorn im Saal, während die Gäste nach und nach hereinkommen.

»Ich bin so nervös«, haucht er, und ich schüttele den Kopf.

»Dazu hast du keinen Grund«, sage ich zu ihm. »Es wird wundervoll werden«, und er sieht mich an und lächelt.

Ich dachte, ich würde mich in diesem Augenblick am Boden zerstört fühlen. Die Emmie Blue auf der Terrasse des Le Rivage hätte geschworen, dass ich von lähmendem Liebeskummer überwältigt sein würde. Aber das bin ich nicht. Die einzige negative Emotion, die ich empfinde, ist eine leichte Traurigkeit, aber es ist keine eifersüchtige Art Traurigkeit – es ist eher das Gefühl, dass eine Ära zu Ende geht; wie wenn man seinen Arbeitsplatz verlässt und weiß, dass es nur zum Besten ist, man ihn aber trotzdem vermissen wird. Die Vertrautheit. Die Routine.

Ich blicke wieder über meine Schulter. Der Saal füllt sich jetzt, fast jeder Platz ist besetzt, ein Meer von Hüten und steifen, gebügelten Anzügen. Und das ist der Moment, in dem ich ihn sehe. Eliot. Er kommt neben Jean herein, der eben für eine Zigarette hinausgegangen ist. *Purzelbaum. Purzelbaum.* Mein Magen reagiert, noch bevor mein Gehirn vollständig registriert hat, dass er hier ist. Er geht langsam, nickt, während Jean redet, und bei seinem Anblick, so groß, eine Handvoll dunkle Stoppeln im Gesicht, in einem eleganten dunkelgrauen Anzug, wird mir schwer ums Herz, so sehr, dass ich den Blick abwenden muss. Selbst während er auf die Stühle hinter mir zugeht, eine Reihe, die für Lucas' engste Familie reserviert ist, tue ich so, als hätte ich ihn nicht bemerkt. Aber aus dem Augenwinkel kann ich sehen, dass er mich anstarrt. Als ich mich umdrehe, lächelt er leicht, aber dann sieht er rasch weg und knüpft ein Gespräch mit seiner Mum an, die neben ihm sitzt.

Die Zeremonie wird vom Französischen ins Englische übersetzt, und auch wenn es stilvoll geschieht, dauert es doppelt so lange. Aber jetzt wendet sich der Standesbeamte, ein Engländer mit einem Eierkopf, an uns und fragt uns, ob wir irgendeinen Grund wüssten, weshalb Marie und Lucas nicht heiraten sollten.

Ich erinnere mich an ein Gespräch, das Fox, Rosie und ich einmal führten und bei dem Fox im Scherz sagte, ich solle bei der Zeremonie aufstehen und Lucas sagen, dass ich ihn liebe, dass ich die Braut sein sollte. Meine Mundwinkel heben sich bei der Erinnerung ein klein wenig, aber ich sage natürlich nichts. Lucas sieht mich kurz an, und seine Augen weiten sich, während nervöses Gelächter durch die Sitzreihen hallt.

Augenblicke später sagt Lucas auf Französisch: »Ja, ich will.«

»Ja, ich will«, sagt Marie auf Englisch.

Und das war's.

Ich bin mir nicht sicher, wer an die Champagnerflöte klopft, um die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Ich weiß nur, dass sich Sekunden später der ganze Saal zu mir am Ehrentisch umgewandt hat, wo ich neben Amanda stehe.

Die Schachtel liegt vor mir auf dem Tisch, und man reicht mir ein Mikrofon, und erst in diesem Moment beginnen meine Hände zu zittern. Ich schlucke, räuspere mich, halte mir das Mikrofon an die Lippen. Die Ansprache, die ich geschrieben und auswendig gelernt habe, liegt vor mir auf dem Tisch, falls ich den Faden verliere oder vergesse, was ich sagen wollte.

»Hallo allerseits«, beginne ich. »Ich hoffe, ihr werdet mir verzeihen, dass ich diese Rede, egoistischerweise, ausschließlich auf Englisch halte, weil ich ein so entsetzliches Französisch spreche, dass ich euch allen tatsächlich einen Gefallen damit tue.«

Gelächter. Kichern. Nicht wie Rosies hysterisches Gelächter, als ich es letzte Woche vor ihr übte. Sie führte sich auf, als wäre ich ein Komiker wie Lee Evans, live in ihrem Wohnzimmer.

Ich hole einmal tief Luft. Wird schon schiefgehen.

»Mein Name ist Emmie, und ich bin Lucas' Trauzeugin. Ja, sehr Einundzwanzigstes-Jahrhundert-mäßig, sehr millennialmäßig, hat man mir gesagt, aber ich fühle mich geehrt, das heute für einen meiner ältesten Freunde zu sein.« Ich halte einen Moment inne. »Lucas, es fällt mir schwer, mich an mein Leben ohne dich zu erinnern. Wir waren sechzehn, als wir uns kennenlernten, und wir lernten uns auf eine Art kennen, die die Leute mir kaum glauben, wenn ich es ihnen erzähle. Ich ließ auf meinem Schulhof einen Luftballon steigen, und Lucas fand ihn meilenweit entfernt an einem Strand in Boulogne. Er schrieb mir eine E-Mail, und aus diesem einzigartigen Hallo, übers Meer hinweg, entstand eine Freundschaft, die durch noch mehr E-Mails, Briefe, Päckchen und schließlich Treffen im richtigen Leben immer weiter wuchs. Außerdem habe ich ihm einmal eine Tonbandkassette für meine Französischprüfung geschickt, auch wenn ich mir nicht sicher bin, ob es etwas geholfen hat. Vor allem angesichts der Tatsache, dass ich, als ich das letzte Mal einen Mann anhielt und nach dem Weg fragte, meine Worte übersetzt so etwas bedeuteten wie, ob er ein kompliziertes Pferd hätte, das ich mir borgen könnte.«

Mehr Gelächter. *Gut.* Ich sehe hoch zu meinem Publikum, und ich sehe Eliot am Tisch gegenüber. Er hat sich auf seinem Stuhl zurückgelehnt, die Arme vor der Brust verschränkt, Daumen und Finger an sein Kinn gelegt. Er beobachtet mich, ein leises, aufmunterndes Lächeln auf den Lippen.

»Wenn du nervös wirst«, hatte Fox letzte Woche gesagt, »tu einfach so, als ob du deine Rede nur vor Eliot hältst. Das wird dir helfen.«

»Stell ihn dir nur nicht nackt vor«, fügte Rosie hinzu. »Es sei denn, du willst, dass deine Vagina am Ehrentisch aufflammt, denn ich würde den Wagen meines Dads verwetten, dass er richtig gut bestückt ist. Was denn? Sieh mich nicht so an, Fox, ich stelle die Regeln nicht auf.«

»Einige von euch wissen es vielleicht«, fahre ich jetzt vor dem Meer aufmerksamer Gesichter fort, »aber Lucas und ich haben am

selben Tag Geburtstag, daher haben wir jedes Jahr zusammen gefeiert. Lucas betrinkt sich schlimm und ekelhaft. Es tut mir leid, Jean, aber deine verlorene Seidenkrawatte, die violette mit dem Rautenmuster, ist tief in einem Blumentopf irgendwo in deinem schönen Garten vergraben. Ich war das. Entschuldige, Luke. Eine Eheschließung macht die Stillschweigevereinbarung nichtig.«

Jean lacht schallend auf und zeigt auf Lucas, und Lucas hält sich die Hände vors Gesicht, während Gelächter den Saal erfüllt.

»Also, Marie, ich nehme an, du solltest das als Warnung verstehen, deinem Ehemann bei einem Ausgehabend niemals ein Kleidungsstück zu leihen.« Ich sehe Lucas an. »Nächstes Mal werde ich nicht da sein, um es zu vergraben.«

Lucas sieht lächelnd zu mir hoch.

»Ich will ja nicht so klingen, als ob ich seinen Lebenslauf rezitiere, aber ganz ehrlich, Lucas ist, bei all seinen Schwächen, ein spontaner, leidenschaftlicher und getriebener Mann, der Typ, der sein Herz vor sich her wirft und ihm dann hinterherrennt. Das eben habe ich übrigens geklaut, so poetisch bin ich mit Sicherheit nicht veranlagt.«

Amanda neben mir zieht ein Taschentuch aus ihrer Clutch. »Und Marie. Wenn er seine Ehe so pflegt wie seine Freundschaften, sie mit Fürsorge, Treue und Liebe beschützt und den Mumm hat, die Hände zu heben, wenn er im Unrecht ist ...« Ich sehe Tom an, der schon jetzt sehr betrunken ist und wie ein Baby weint, den Arm ausgestreckt, um Lucas' Rücken zu tätscheln. »Dann bin ich überzeugt, dass du in absolut sicheren Händen bist.«

Ich beuge mich hinunter und nehme die Schachtel in die Hand. Dann lehne ich mich zur Seite und überreiche sie Lucas. Als er lächelt, sehe ich einen Funken des sechzehnjährigen Jungen, der von seiner Webcam auf dem Bildschirm des Bibliothekscomputers aufflackerte, eine Hand zum Gruß erhoben. Des sechzehnjährigen Jungen, der mir geschrieben hat, bis ich eingeschlafen bin. Der sich das Telefon seines Dads stibitzte, um mich anzurufen, wenn er

wusste, dass ich an einem Samstagabend allein war, weil er es auch war.

»In dieser Schachtel befindet sich die allererste E-Mail, die Lucas mir geschickt hat«, sage ich, »und ich kann euch gar nicht sagen, wie sehr ich diese Mail ausgerechnet an jenem Tag in jener Phase meines Lebens gebraucht habe. Es war eher eine Rettungsweste als eine E-Mail. Eine Rettungsleine.« Ich schlucke, und Tränen treten mir in die Augen. »Außerdem befindet sich darin die Karte, die an dem Luftballon befestigt war, den er gefunden hat, und sogar ein Glas Marmite. Das allererste Geschenk, das ich Lucas je geschickt habe. Außerdem habe ich ihm eine DVD von *Footballers' Wives* geschickt, für diejenigen von euch, die sich daran erinnern können, aber die konnte ich nicht in diese Schachtel legen, denn ich weiß, dass sie jetzt, vierzehn Jahre später, immer noch in seinem Schlafzimmer liegt. Er sieht sie sich auch immer noch an. Drückt bei den Sexszenen zu oft auf die Pausetaste. Die Szene mit dem Billardtisch springt sogar, so oft hat er sie angesehen.«

Wieder Gelächter. Marie grinst bis über beide Ohren, die Hände an die Brust gelegt, und ihr Ehering funkelt.

»Außerdem befinden sich in dieser Schachtel die acht CDs, die Lucas mir geschickt hat, als wir jünger waren. Er hat gesagt, ich hätte einen grauenhaften Musikgeschmack, aber erst als ich eines Tages seine eigene CD-Sammlung sah, wurde mir klar, dass das noch etwas war, das wir gemeinsam hatten. Ich weiß nicht, wie er es geschafft hat, acht anständige CDs aus dem Hut zu zaubern, aber er hat es getan. Außerdem, Luke, habe ich dir vor zwölf Jahren ein paar Pickles von Branston geschickt. Wo ist meine neunte CD?«

Kurzes Gekicher, und jetzt blickt Lucas auf den Tisch, weicht meinem Blick aus. Und ich bin froh, dass ich zum Schluss komme, denn ich glaube, wenn es noch länger dauern würde, dann würde ich anfangen zu weinen. Vor diesem Saal voller Leute.

»Und Marie. Die schöne, freundliche Marie.« Marie tupft sich die Augenwinkel und streckt ihre schlanke Hand nach mir aus. Ich ergreife sie, bücke mich zum Boden und hole einen weißen,

herzförmigen Luftballon unter dem Tisch hervor. »Ich weiß, es ist beschissen für die Umwelt«, schniefe ich. »Aber an diesem Ding hier ist eine Karte befestigt, und du kannst deinen Wunsch draufschreiben. Einen Wunsch für euch. Für eure Ehe. Für eure Zukunft. Für *Avocados*.« Marie und ich kichern unter Tränen. »Denn als ich das letzte Mal einen Luftballon steigen ließ, habe ich mir einen Freund gewünscht. Und ich habe genau das bekommen. Daher nehme ich an, er wird euch Glück bringen.«

Lucas sieht auf die Tischdecke. Er hält sich einen Fingerknöchel an die Wange, und als er aufsieht, spiegelt sich das Licht in seinen Augen.

»Auf Lucas. Meinen besten Freund«, sage ich, und jetzt fließen die Tränen im freien Fall. »Auf Marie. Auf Mr. und Mrs. Moreau. Auf eure gemeinsame Zukunft.«

Der Saal bricht in Beifall aus.

Und einfach so lasse ich ihn gehen.

Erst eine Stunde später, als sich die Tanzfläche allmählich füllt, sprechen Eliot und ich zum allerersten Mal miteinander, seit wir uns auf der Türschwelle unterhalten haben und ich ihn stehen ließ, um nach Frankreich zu fahren. Vor einer halben Stunde sind die Abendgäste eingetroffen, und einer von ihnen ist Ana. Ich habe mit einem Knoten im Magen zugesehen, wie sie schnurstracks auf Eliot zusteuerte, mit glänzenden Augen und einem breiten Lächeln. Sie haben sich kurz gesprochen, und dann ist sie davonstolziert, mit zutiefst erboster Miene.

Jetzt sitze ich am Ehrentisch, ein großes Glas Rotwein in der Hand, und höre zu, wie Amanda mir mit Tränen in den Augen versichert, dass meine Ansprache ihr Lieblings-Part des Abends war. (Zum siebten Mal in einer Stunde. Sie hat ein bisschen zu tief in ihr Champagnerglas geschaut und dann, wie sie es immer tut, wenn sie betrunken ist, angefangen, intime Details über Jeans Körperbau auszuplaudern – »schockierend geschmeidig für einen Vierundsechzigjährigen«.)

»Diese Schachtel hat mich schockiert«, sagt sie noch einmal, ihre Hand auf meine gelegt. »Ich meine, mein Junge und Musik. Ich dachte, er hätte einen absolut grauenhaften Geschmack, aber *acht* CDs. Ich hätte nicht gedacht, dass er für eine überhaupt genug Songs kannte, geschweige denn für *acht*.«

Jetzt sehe ich Lucas an. Er hat die Arme um Marie gelegt, und sie singen voreinander, sehen sich mit einem gebannten Lächeln in die Augen, und ich weiß, dass er in diesem Moment genau dort ist, wo er sein soll. Unser Kuss, auf diesem Balkon, war ein Fehler. Ein Ausrutscher. Das Leben ist manchmal eben nicht schwarz-weiß, oder? Manchmal schwimmt das, was etwas sein sollte – eine Freundschaft –, an den Rändern. Wir haben einander so viele Jahre geliebt, standen in der Vergangenheit so oft kurz vor diesem Kuss, dass er etwas war, das zu spät passierte oder überhaupt nicht hätte passieren sollen. Und das wusste ich in der Sekunde, in der seine Lippen meine berührten.

»Gott, ich muss schon wieder aufs Klo.« Amanda haucht mich mit ihrem tränenreichen, nach Wein riechenden Atem an, als sie aufsteht.

Mein Telefon vibriert auf dem Tisch.

Eliot: Tanzt du mit mir?

Ich sehe auf. Eliot steht da, nur ein paar Schritte entfernt, ein leises Lächeln im Gesicht. Ich stehe auch auf und gehe auf ihn zu. Ich sträube mich nicht dagegen, suche nicht nach Ausreden. Ich will tanzen. Ich will mit ihm tanzen.

»Wie du aussiehst, einfach ... «

»Sag nicht supertoll.«

Er zieht eine Augenbraue hoch. »Ich sage nie supertoll.«

»Du hast es gesagt«, widerspreche ich. »Über den Käsekuchen.«

Eliot lacht und schüttelt den Kopf. »Na ja, das war Käsekuchen, und das hier bist du«, sagt er, und dann ergänzt er. »Ich wollte sagen, wunderschön.«

»Danke.« Ich lege ihm die Arme um den Hals. »Und du ... du siehst supertoll aus.«

»Gott, ja, das tue ich wirklich«, sagt er lächelnd, legt mir die Arme um den Rücken und zieht mich an sich. Und als wir tanzen, sind sich unsere Körper näher, als sie es je waren, und die Schmetterlinge in meinem Magen flattern auf.

»Warum hast du mir nie davon erzählt? Von diesem Abend?«

Eliot schüttelt den Kopf, redet in mein Ohr. Eine Gänsehaut läuft mir über die Arme.

»Er war alles, was du hattest, Em. Der einzige Mensch, dem du vertraut hast, und ich wusste, wie einsam du warst, wie sehr du dich auf ihn verlassen hast, und ... ich dachte einfach, ich muss das auf meine Kappe nehmen. Für dich. Weil du einen Freund gebraucht hast. Du solltest nicht noch einmal enttäuscht werden.«

»Aber warum hast du das getan? Für mich?«

Eliot lehnt sich zurück und lächelt zu mir herunter. »Na ja, ich denke, das ist doch ziemlich offensichtlich«, sagt er. Dann beugt er sich vor und küsst mich. Langsam. Zögernd. Eine Hand seitlich an mein Gesicht gelegt, seine Fingerspitzen in meinen Haaren. Ich schließe die Augen, schmelze in der Wärme seiner Lippen, unter dem Druck seines Körpers dahin. Und ich vergesse Lucas. Ich vergesse Ana. Ich vergesse jenen Abend. Ich vergesse das alles. Und ich fühle nur das hier: Geborgenheit. Glück.

Am nächsten Morgen werde ich von einem Klopfen an meiner Hotelzimmertür geweckt. Eliot hat mich gestern Abend zu meinem Zimmer begleitet, und wir mussten uns beide schwer zusammenreißen, damit er nicht über die Schwelle trat. Wir hatten uns überall auf der Tanzfläche, auf den Korridoren und sogar im Aufzug geküsst, aber vor meiner Tür hörte es auf – die geöffneten Lippen, die Körper, die sich aneinanderpressten, die Sehnsucht, die so stark war, dass sie wie zum Greifen war, wie ein Magnet, wie elektrischer Strom. Lucas hat uns, glaube ich, gesehen, und Amanda hat es eindeutig getan. Sie war im Begriff, von Jean zu ihrem Zimmer gebracht zu werden, und erstarrte; er hatte den Arm

um sie gelegt, und ich glaube, er hätte es als betrunkenes Geschwätz abgetan, wenn er uns nicht mit eigenen Augen gesehen hätte.

»Das ist wie ein Vorspiel«, sagte Rosie einmal über einen Typen, mit dem sie eine Zeit lang ging. Jemand, auf den sie stand, obwohl sie oft behauptete, ihn »nicht wirklich zu mögen«, was Fox natürlich vor ein völliges Rätsel stellte.

»Ihr seid zum Pizza Express gegangen«, sagte Fox. »Wie kann Pizza Express denn ein Vorspiel sein?«

»Wenn du auf jemanden stehst, Fox, und ich meine, *wirklich* stehst«, erklärte Rosie, »dann ist alles ein Vorspiel. Die Art, wie er sich die Lippen leckt, etwas trinkt, die Art, wie er dich über sein Glas hinweg anlächelt oder wie deine Finger seine streifen, wenn du ihm irgendetwas reichst. *Gott*, das ist einfach zum Sterben schön. Die Vorfreude auf das alles.«

Und ich verstehe es. Jetzt verstehe ich es. Genau so war es gestern Abend zwischen uns – ein Stromstoß jedes Mal, wenn seine Hand meinen Rücken streifte oder er meine Hand nahm, und jedes heimliche Lächeln zwischen uns. Aber heute Morgen kann ich kaum glauben, dass ein solches Lächeln auf seinem Gesicht überhaupt möglich ist. Dieser Eliot, der vor mir auf der anderen Seite meiner Tür steht, ist blass. Seine Augen sind verengt, die Schultern angespannt.

»Eliot«, sage ich. »Es ... Wie spät ist es?«, lache ich. Ich sehe hinunter auf meinen von Make-up verschmierten Pyjama. »Verdammt, wie muss ich aussehen? Bin ich jetzt ein richtiger Ozzy Osbourne?«

Er rührt sich nicht, und ich spüre, wie mein Herz vor Angst zu rasen beginnt.

»Was denn? Was ist los, was ist passiert?«

Er presst die Lippen zusammen und sieht mich an. »Emmie, kann ich reinkommen?«

»Natürlich«, sage ich. »Geht es dir gut?«

Er tritt in den dunklen, mit Teppichboden ausgelegten Flur meines Zimmers, geht aber nicht weiter hinein. Ich schließe leise die Tür hinter ihm.

Er sieht zu mir hoch. »Seid ihr zu dem Haus gefahren?«

»Haus? Welches Haus?«

»Das, an dem die Firma meines Bruders gearbeitet hat.« Ich will eben schon antworten, aber dann halte ich inne, als er ergänzt »Für Ana.«

»Ja.« Ich schlucke. »Aber ich wusste nicht, dass es ihres war. Nicht sofort. Lucas ist mit mir hingefahren. Er wollte mir sein neuestes Projekt zeigen und ...« Seine Miene ist wie versteinert – absolut unergründlich. »Es tut mir leid, ich hatte keine Ahnung, dass es ihres war. Ich würde doch nicht in den Häusern anderer Leute herumschnüffeln.« Ich lache nervös. Eliot lacht nicht.

»Ihr seid also dorthin gefahren.«

»Ja, wie ich eben schon sagte, wir sind hingefahren, vor ein paar Wochen, du weißt schon, an dem Tag, an dem Rosie ihr Ding hatte.« Ich werde panisch, und ich weiß nicht, warum. Eliots Gesicht. Der Muskel, der an seinem Hals pocht, sein angespannter Kiefer. Er ist wütend. Ich weiß, dass er wütend ist, und meine Eingeweide rumoren. »Lucas ist mit mir hingefahren, um mir das Haus zu zeigen, das ist alles. Und ...«

»Ist irgendetwas passiert?«

»Was?« Jetzt hämmert mein Herz in meiner Brust, in meiner Kehle, und ich bekomme keine Luft mehr. Hitze steigt in meinem Körper hoch, in meinen Nacken, mein Gesicht.

»Ist irgendetwas passiert?«, fragt Eliot noch einmal. »Zwischen euch beiden?«

Ich starre ihn mit offenem Mund an; meine Zunge gehorcht mir nicht, bringt keine Worte hervor. »Eliot, könntest du bitte ... reinkommen, dich setzen, d-du stehst hier neben der Tür ...«

»Es ist eine einfache Frage, Emmie. Sagt Ana mir die Wahrheit, wenn sie behauptet, sie hat gesehen, wie ihr zwei, du und Lucas, euch auf dem Balkon geküsst habt?«

Mein Herz hämmert wie ein gefangener Schmetterling in meiner Brust. »Eliot ... «

Jetzt sieht er mich gebannt an, und seine dunklen Augen flehen mich an, Nein zu sagen. Und flehen mich an, die Wahrheit zu sagen. Nach all den Jahren brauchen wir nicht noch eine Lüge zwischen uns.

»Ein Kuss«, sage ich leise. »Wir haben uns gestritten. Über dich und diesen Abend, und ... wir waren beide aufgewühlt, und er ... er hat mich geküsst, und ich habe für eine Sekunde vergessen, was ich tat und wo ich war ... Aber es war nicht das, was wir wollten – überhaupt nicht. Eliot, bitte ... «

Er schließt die Augen, das Gesicht zur Decke gerichtet. Seine Brust hebt und senkt sich. Er rührt sich nicht.

»Eliot? Im Ernst, es war nichts.«

Eliots Hand liegt jetzt auf der Türklinke, und er beißt sich auf die Lippe und schüttelt den Kopf.

»Also, nur damit ich das recht verstehe. Du hast Rosies Vortrag, ihre *Blog-ferenz*, sausen lassen, du hast unseren gemeinsamen Ausflug sausen lassen, damit ihr – zum Haus meiner Ex-Freundin fahren konntet und ... was? Zusammen sein, wo niemand euch finden würde?«

»*Nein*«, antworte ich entnervt. »Nein, sei nicht albern. Es ist nichts passiert. Überhaupt nichts. Wir waren zutiefst beschämt, angewidert, weil es so dumm war, das zu tun, und ... ich bin sofort nach Hause gefahren und ... «

»Ana war dort. Sie ist mit ihren Eltern zu dem Haus gefahren, und da wart ihr, auf dem Balkon. Sie hat gesagt, ihr zwei wärt regelrecht übereinander hergefallen. Sie konnten euch sehen, vom Schlafzimmer aus.«

»Nein.« Ich schüttelte den Kopf. »Nein, das stimmt nicht. Es war nur für eine Sekunde, und wenn sie die Wahrheit sagen würde, dann würde sie dir sagen, wie heftig wir uns gestritten haben, wie wütend, wie aufgelöst ich war ... «

»Aber du warst da. Mit ihm. Und ihr habt euch geküsst.«

Ich sage nichts, denn ich war da. Und ich weiß nicht, was ich sonst noch sagen soll. Ich sage die Wahrheit. Und vielleicht hätte ich sie ihm früher sagen sollen, aber was hätte es geändert? Es war nicht mal ein richtiger Kuss. Es war nichts. *Nichts*.

»Ich wollte Kanada sausen lassen. Die Arbeit für Mark. Um meinem *Freund* zu helfen.«

Ich starre ihn an, und er reißt die Tür auf.

»Eliot, bitte, geh nicht.«

»Ich brauche Zeit«, sagt er. »Diese ganze Geschichte. Du, Luke, diese Hochzeit, ich, du ... Ich brauche etwas Zeit. Und du auch.«

Und einfach so geht Eliot weg.

Kapitel 38

»Steve Fellows«, sagt der Mann auf der Türschwelle und streckt eine fleischige, klamme Hand aus. »Wir haben telefoniert. Wegen Miss Louise Dutch.«

Steve Fellows nimmt mir gegenüber auf dem Zweiersofa Platz, und ich setze mich in Louises Sessel. Ich gleite mit den Fingern über den Bezug der Armlehne, der mit Blumen bestickt ist, von ihr selbst, bevor ihr Augenlicht schwächer wurde. Der Anwalt nestelt an einem dicken Umschlag herum, und ich neige den Kopf, um die Nase an das Polster zu halten. Ich kann Louise noch immer riechen. Patschuli. Überall Patschuli – auf ihren Kissen, in ihrem Bad und auf ihrer Haut, und ich habe nie herausgefunden, ob es pur war oder ein Parfüm, das sie vermutlich selbst hergestellt hatte. Im Wintergarten hat sie Räucherstäbchen mit dem gleichen Duft verbrannt. In diesem Augenblick vermisse ich sie mehr als je zuvor. Ich vermisse ihre kühle Hand auf meiner, vermisse, wie sie mich zurechtweist, vor mir die Augen verdreht, weil ich zu viel nachdenke, zu »weinerlich« bin. Sie würde wissen, was sie mir zu sagen hätte. Sie würde die richtigen Worte finden, damit die Dinge weniger hoffnungslos erscheinen.

»Sie sind Miss Emmeline Blue.«

Ich nicke. »Die bin ich.«

»Sie sind Miss Dutchs Mieterin.«

»Korrekt.«

»Miss Dutch und ich haben uns vor einigen Wochen getroffen, als ihr klar war, dass ihre Zeit sehr begrenzt war.«

»Tatsächlich?«, frage ich. »Ich meine, sie hat es gewusst?«

Er rückt den Kragen an seinem dicken Hals zurecht, der, wie es aussieht, von einem Rasurausschlag gerötet ist.

»Sie hat es immer gewusst, fürchte ich.« Er hält einen Moment inne. »Wir haben Blumen geschickt. Mein Partner und ich.«

Drei Blumensträuße waren am Morgen der Beerdigung zu ihrem Haus geliefert worden. Einer von der Fleischerei in der Stadt. Ein anderer von den Mitarbeitern einer Gärtnerei. Und noch einer: violette Gladiolen mit weißen Gänseblümchen.

»Steve und Jude?«, frage ich, und er nickt lächelnd. »Sie waren wunderschön. Danke. Eliot – ein Freund von mir – hat sie mit zu dem Waldstück genommen, wo sie zur letzten Ruhe gebettet wurde.« Seinen Namen laut auszusprechen, sorgt dafür, dass sich mein Magen vor Sehnsucht verkrampft. Ich vermisse ihn so sehr, dass ich heulen könnte. Heiße, schwere Tränen. Tränen, die ich an jedem einzelnen Tag vergossen habe, in der Hoffnung, dass es die letzten sind, aber das ist offenbar nie der Fall. Sie nehmen kein Ende. Die Hochzeit ist vier Wochen her, und seitdem ist nicht viel passiert. Und das meine ich ernst. Ich trete auf der Stelle, und ich fühle mich traurig. *Verloren*. Lucas und Marie sind nach der Hochzeit in ihre zweiwöchigen Flitterwochen gejetzt, und von Eliot habe ich nichts mehr gehört. Aber er ist ja auch ungefähr dreitausend Meilen weit entfernt. In Kanada. Ich wusste es gar nicht, auch wenn ich so eine Ahnung hatte, aber dann rief Lucas mich von seiner Hochzeitssuite in Guadeloupe aus an.

»Marie hat dir eine handgeschnitzte Avocado gekauft«, lachte er, und ich gebe zu, dass ich darüber lächeln musste. Dann holte er durchs Telefon einmal tief Luft. »Gib't's was Neues?«, fragte er nur, und obwohl ich mir geschworen hatte, alles zu tun, um die Tränen in Schach zu halten, fing ich an zu weinen, in meine Bettdecke gewickelt, bei geschlossenen Vorhängen, irgendwann nach Mittag.

Luke seufzte. »Er und ich haben geredet. Und er war still, ja, aber er hat zugehört, und ich dachte ... Ich dachte, wenn er sich erst mal beruhigt hat, wenn er dort angekommen ist, bei Mark, würde er dir schreiben. Anrufen. Es tut mir so leid, Em.«

»Er war nicht ein einziges Mal online«, sagte ich unter Tränen. »Geht es ihm dort drüben wirklich gut?«

»Ja. Ich meine, ich weiß, dass er sich bei Mum gemeldet hat«, sagte Lukas. »Und er *wird* anrufen, Emmie. Ich kenne El, und ich weiß, dass er anrufen wird. Er muss nur erst einen klaren Kopf kriegen.«

Eliot war gegangen, nachdem er mein Hotelzimmer verlassen hatte, und ich hatte Lucas Augenblicke später allein am Frühstücksbüfett des Hotels abgepasst. Alle Farbe war aus seinem Gesicht gewichen, und er war hinausgestürzt und hatte ihn angerufen. Sie hatten geredet. Aber Eliot hatte gesagt, er brauche Abstand. Und dann hatte Amanda, ohne irgendetwas zu ahnen, Lucas ein paar Tage danach erzählt, dass er nach Kanada geflogen sei.

»Vermutlich muss er von Ana loskommen, sich in die Arbeit stürzen«, hatte sie zu Lucas gesagt. »Für eine Therapeutin führt sie sich als verschmähte Geliebte wirklich fürchterlich auf. Dein Dad nimmt an, sie wird das Zwergkaninchen kochen, wenn sie auch nur die geringste Chance bekommt.«

Und ich kann es nicht ertragen, ernsthaft darüber nachzudenken. Kanada. Ich spüre einen Schwall von Panik durch meine Brust schießen bei dem Gedanken, so viele Meilen und Meere entfernt von ihm zu sein. Vielleicht ist das der Grund, weshalb er nicht mehr auf WhatsApp oder Instagram gewesen ist. Ich erinnere mich, was er über den Ort gesagt hat, an dem Mark lebt. Wie er nach seiner Scheidung alle ausstehenden Arbeiten hier absagte und in ein Flugzeug stieg.

»Es ist die Art Ort, an dem man zu sich selbst zurückfinden kann. Für eine Weile abschalten. Heilen.«

Und der Gedanke, dass er meinetwegen heilen muss, bricht mir das Herz.

Steve öffnet jetzt einen Knopf an seinem Blazer und lehnt sich auf seinem Platz auf dem Zweiersofa zurück. Hemdknöpfe pressen sich gegen seinen rundlichen Bauch. »Ich habe in meinen Zwanzigern bei Louise gewohnt. Hier zur Miete, genau wie Sie«, sagt er. »Und ich bin vor ein paar Jahren zurückgekommen, während Jude und ich

das Haus renoviert haben. Er hat in der Zeit bei seiner Mum gewohnt.«

»Sie haben sie zu Weihnachten eingeladen«, sage ich, und er lächelt. »Und sie hat erwähnt, dass Sie sie besucht haben. Ein alter Mieter, sagte sie, und ich habe sie aufgezogen und so getan, als würde ich vor Schock sterben beim Anblick von zwei gespülten Bechern anstatt einem.«

»Ja«, kichert er. »Louise ist gern für sich geblieben, könnte man sagen. Aber sie war entschlossen stark und auch entschlossen freundlich.«

»Ja«, sage ich. »Das war sie wirklich.«

Er räuspert sich und zückt eine Handvoll Papiere, die an einer Ecke zusammengeklammert sind. Ich nehme sie entgegen und werfe einen Blick darauf. »Also«, sagt er. »Das hier ist Louises Letzter Wille. Ihr Testament. Sie werden sehen, dass ganz oben auf dem Dokument Ihr Name steht.«

»Okay.«

»Und dann, weiter unten, werden Sie einen Satz sehen, der damit beginnt, dass im Falle von Louises Tod das Eigentum am Haus Fishers Way Nr. 2 ... «

Ich blinzele, um mich auf die ordentlich getippten Worte zu konzentrieren.

»Warum ... warum steht da mein Name?«

Er lächelt und faltet die Hände. Dann holt er einmal tief Luft. »Sie hat Ihnen das Haus vermacht, Emmeline. Es gehört Ihnen.«

»W-was? Nein«, sage ich. »Nein, das ist ... das ist ... nein ... «

»*Doch*. Doch. Es gehört Ihnen.«

Ich kann nicht sprechen. Ich kann mich nicht rühren. Ich sitze steif in dem Sessel, das Blut sackt in meine Füße, und selbst ohne in einen Spiegel zu blicken weiß ich, dass alle Farbe aus meinem Gesicht gewichen ist. Dieses Haus. Dieses wunderschöne viktorianische Haus mit den Gärten vorn und hinten. Ein Haus wie diejenigen, an denen ich auf dem Weg zur Schule immer vorbeikam. Ich habe davon geträumt, eines Tages ein solches Haus zu besitzen,

eine Familie darin großzuziehen, eine Familie wie Georgias, wie die der Kinder in der Schule, mit Planschbecken im Garten und Abendessen, die an Küchentischen gegessen wurden. Ein Vier-Zimmer-Haus mit Blumen in den Fenstern.

Steve redet wieder, aber seine Stimme klingt, als wäre sie unter Wasser.

»Ich verstehe, dass das ein Schock für Sie ist«, sagt er, aber er kann seine Belustigung über meine Reaktion nicht verbergen, während er darüber redet, wie es jetzt weitergehen wird, und ich versuche angestrengt, die Worte in mich aufzunehmen, damit ich sie begreife. Aber es fühlt sich noch immer völlig unvorstellbar an. Ich habe ein Haus. Ich habe ein Haus auf meinen Namen. Ein Haus. *Ein Zuhause*. Ich sehe mich im Wohnzimmer um, mein Blick verharret auf all ihren Dingen, und ich weine leise in dem Sessel. Denn ich will die Arme um sie legen. Ich will ihr Danke sagen. Ich will ihre heisere Stimme sagen hören: »Schon gut, Emmie. Und jetzt komm. Kein Grund, so weinerlich zu sein.«

Steve erklärt mir die Formalitäten, die Verfahrensweisen, die nächsten Schritte, aber ich kann seine Worte kaum in mich aufnehmen. Meine Hände zittern, und ich klappere mit den Zähnen – der Schock, sagt Steve –, und schließlich verschwindet er in die Küche und macht mir einen gesüßten Tee und bleibt dann, bis ich ihn ausgetrunken habe.

»Ich werde Sie in ein paar Tagen anrufen«, sagt er, während er seinen Wagen aufschließt. »Jetzt verdauen Sie das alles erst einmal.« Dann öffnet er die Wagentür. »Fast hätte ich's vergessen«, sagt er und greift hinein. Er reicht mir einen schlichten weißen verschlossenen Umschlag. »Das ist für Sie«, sagt er und schwenkt eine Plastiktüte. »Und die hier sind für einen Eliot Barnes. Von Louise. Ihre Kreuzworträtselhefte. Sie hat gemeint, bei den Fragen zu obskurer Musik sei er immer gut gewesen.«

Liebe Emmie Blue,

eine nette Vier-Zimmer-Doppelhaushälfte, eine Familie und jemand, der dich liebt. Jetzt hast du alles drei, wenn du nur innehältst und dich umsiehst.

All meine Liebe

Louise x

Kapitel 39

»Hier drinnen riecht es nach einem Teenagerjungen.«

»Na toll. Wundervoll. Schönen Dank auch.«

»Nach alter Wäsche und ... «

»Enttäuschung«, ergänzt Fox und drückt von hinten sanft meine Schulter, während ich im Türrahmen stehe und mich in Louises dunklem, noch immer vollgestopftem Wohnzimmer umsehe. »Ich meine, ich hätte nie gedacht, dass ich das einmal sagen würde, Emmie, aber selbst Rosies Wohnung ist sauberer als das hier.«

Ich sehe zu ihm hoch. »Das heißt, du hast ihre Wohnung inzwischen gesehen, ja?«

Fox räuspert sich. »Kümmere dich nicht darum, was ich gesehen habe. Du musst deine Aufmerksamkeit jetzt auf deine Behausung richten.« Fox umfasst meinen Kopf mit beiden Händen und dreht ihn zur Diele, dann ins Wohnzimmer, dann zur Küche, in der sich schmutziges Geschirr stapelt.

»Ich meine, er redet wie ein Idiot, aber er hat recht, Emmie«, sagt Rosie und stellt sich neben mich, noch immer in ihrer Regenjacke. »Hier drinnen herrscht das reinste Chaos. Ich weiß, du hast schon viel von Louises Zeug in Kisten geräumt, aber diese Aufgabe kannst du allein nicht schaffen, nehme ich an. Und es ist Zeit, dass du dir von anderen Leuten helfen lässt. Leuten wie uns. Deinen Freunden. Lass dir von uns helfen.«

»Ja«, sagt Fox. »Aber zuerst musst du dich unter diese Dusche stellen.«

Ich bin froh, die beiden heute zu sehen, wie sie durch die Diele stürmen, Einkaufstüten in den Händen. Ich bin wegen einer Grippe nicht zur Arbeit gegangen, aber Rosie hat stattdessen ein gebrochenes Herz diagnostiziert.

»Aber ich kann nicht durch die Nase atmen«, habe ich heute Morgen am Telefon protestiert.

»Nase. Herz. Das ist alles das Gleiche, Emmie. Ich habe Durchfall gekriegt, als dieser Alan mich verlassen hat. Hab mein Leben weggeschissen. Und das hier ist nichts anderes. Es ist normal. Aber du musst zulassen, dass wir uns um dich kümmern. Können wir später vorbeikommen? Fox und ich.«

Alte Gewohnheiten haben mich dazu gedrängt, ihr zu sagen, es gehe mir gut, aber stattdessen habe ich gesagt »Bitte«, und ich habe es ernst gemeint.

Ich bin emotional geplättet. So würde ich mich selbst zurzeit beschreiben. Geplättet und erschöpft von einem Cocktail solch hoher Emotionen und auch solch tiefer. Hoch, weil das Haus Fishers Way Nr. 2 jetzt meines ist. Mein Zuhause. Und ich bin völlig überwältigt von der Aussicht, über Nacht eine Hausbesitzerin zu sein. Die Rechnungen. Der Unterhalt. Und natürlich das Ausmaß, die Möglichkeiten, was dieses wunderschöne Haus alles sein könnte. Und tief, weil ich Eliot vermisste. Weil Tage und Wochen verstrichen sind, seit ich seine starken Arme um mich gespürt, sein Gesicht gesehen, seine Stimme gehört, den tröstlichen Anblick genossen habe, wie neben dem entzückenden kreisrunden WhatsApp-Foto von ihm die Meldung aufleuchtete, dass er gerade etwas schrieb, während ich lächelnd auf seine nächste Nachricht wartete.

»Du läufst nur noch auf Adrenalin«, erklärt Rosie und verfrachtet mich mit einem Handtuch nach oben. »Deine Amygdala spielt verrückt. Wir müssen chillen. Erst duschen. Alles andere später.«

Und so bin ich jetzt hier. Unter der Dusche, auf Fox' und Rosies Aufforderung hin. Meine Freunde. Zwei Leute, denen ich, wie mir klar geworden ist, in jeder Hinsicht vertraue, und zwei Leute, die jetzt unten mit Töpfen hantieren und Staubsauger und Waschmaschine anwerfen, alles für mich.

Ich wasche mir die Haare und föhne sie trocken. Ich öffne die Vorhänge, reiße die Fenster in meinem Schlafzimmer auf und ziehe

mir etwas Richtiges an. Jeans. Ein Westentop. Es ist warm geworden, seit der April Einzug gehalten hat, und draußen sprießen neue Blätter in der Farbe von Stachelbeeren an den alten Eichen.

Ich gehe die Treppe hinunter, und das Haus wirkt schon jetzt fröhlicher. Ich kann Zitronenreiniger riechen und höre über das laute Dröhnen des Staubsaugers hinweg, wie Rosie aus der Küche Fox im Wohnzimmer irgendetwas zuruft.

»Schon viel besser«, sagt Rosie. Sie hat Gummihandschuhe an und wischt die jetzt saubere Spüle ab. Das ganze Geschirr ist abgespült und weggeräumt.

»Danke, Rosie«, sage ich, und sie weist mit einem Nicken zum Tisch.

»Setz dich. Ich mache uns eine Tasse Tee, und dann wird Fox das Mittagessen kochen. Und dann wirst du dein Leben in Ordnung bringen. Der Trübsal-Zyklus ist offiziell beendet.«

Rosie und Fox bleiben vier Stunden, putzen und schrubben und helfen mir, ein paar von Louises Sachen auszusortieren, die sie zu den örtlichen Wohlfahrtsläden bringen, als sie losfahren. Die Küche und das Badezimmer funkeln, und Fox hat es irgendwie geschafft, dem vollen, staubigen Wohnzimmer ein Gefühl von Wärme und Gemütlichkeit zu verleihen. Es riecht nach Möbelpolitur, und bevor er gegangen ist, hat er ein paar Kerzen angezündet, von denen ich gar nicht wusste, dass wir sie hatten. Rosie hat für später sogar ein Abendessen gekocht – ein Curry, das nach Kokosnuss riecht. Etwas, das ihr Dad immer macht, wenn sie abgekämpft oder traurig ist, hat sie gesagt.

»Es funktioniert. Ich sehe alles gleich viel entspannter, sobald ich einen Teller von dieser Köstlichkeit gegessen habe. Aber mit dem von meiner Oma klappt es am besten. Weiß der Geier, was sie in ihr Curry tut. Männerseelen vermutlich, und das zu Recht.«

Und mir ist leichter ums Herz, nachdem ich mit den beiden zusammen war. Wir haben fast den ganzen Nachmittag gelacht, bei Sandwiches und Tee auf dem Sofa gesessen und geplaudert, und es

war nett, die Blicke zu sehen, die sie sich immer wieder zugeworfen haben, mit feuchten Augen und strahlendem Lächeln.

»Du magst ihn wirklich«, habe ich Rosie zugeflüstert, und sie hat einen Finger an die Lippen gelegt. »Halt den Mund«, hat sie erwidert, die Augen weit aufgerissen, und dann haben wir gekichert, als sie hinzufügte: »Verdammt, ich glaube, das tue ich wirklich, weißt du.«

Jetzt sitze ich am Küchentisch und starre aus dem Fenster. Das Radio läuft, so wie immer bei Louise nach dem Essen. Ich vermisse sie, wenn ich hier sitze und auf den Stuhl sehe, auf dem sie zu sitzen pflegte. Ich erinnere mich, wie tröstlich es für mich war, sie morgens hier zu sehen, wie ich mich dabei weniger allein gefühlt habe. Wir haben so viele Mahlzeiten zusammen an diesem Tisch eingenommen, und wir haben so viel gelacht, wenn Eliot uns Gesellschaft geleistet hat. Jetzt starre ich aus dem Fenster zu den Sternen hoch. Die Eta-Aquariden kommen bald. In zwei Wochen, glaube ich. Mein Herz verkrampft sich bei dem Gedanken. Es tut regelrecht weh. Ich will einfach nur mit ihm reden. Seine Stimme hören. Seinen Namen laut aussprechen.

Ich schnappe mir das Telefon vom Tisch, und bevor ich darüber nachgrübeln kann, bevor ich es mir von meiner Angst, meinem Herzen ausreden lassen kann, drücke ich mit dem Daumen auf seinen Namen. Mailbox, wie üblich. Prompt die Mailbox, wie wenn ein Handy ausgeschaltet ist. Ich spreche nie auf eine Mailbox. Aber diesmal kann ich es nicht über mich bringen aufzulegen.

Der Signalton erklingt.

»Hi, Eliot«, sage ich fröhlich, unbekümmert. »Ich bin's nur. Ich habe mich gefragt, wie es dir dort unten geht. Oder – dort oben. Wir wissen eindeutig, dass Geografie nicht meine Stärke ist, stimmt's? Ha. Ja, ähm, es gibt eigentlich nichts Besonderes. Ich habe mich nur gefragt, wie es dir geht, wie du dich einlebst. Hier wird es allmählich wärmer, und typisch Engländer, habe ich in den Gängen von Tesco sogar schon ein paar nackte Oberkörper gesehen, als wären wir in St. Barths im August. Möchte wetten, du vermisst uns dort drüben,

jetzt, wo ich das erwähnt habe!« Ich halte einen Moment inne. Ich kichere. Mein Herz rast. »Na ja. Ähm. Wir haben seit Wochen nicht geredet, und ... ich wollte einfach wissen, ob es dir gut geht. Aber hör zu, du musst nicht zurückrufen. Ich wollte eigentlich nur kurz Hallo sagen. Egal. Ich mache jetzt besser Schluss. Viel zu tun! Wir sprechen uns.«

Meine Wangen glühen heiß, als ich auflege, und mir ist schlecht. Von dieser Fröhlichkeit. Dieser Unbekümmertheit. Ich vermisse ihn. Ich vermisse ihn so sehr, dass es wehtut, und die Traurigkeit in seiner Miene, bevor er durch diese Hotelzimmertür verschwand, geht mir wieder durch den Kopf. Auch die Art, wie er mit Louise umgegangen ist. Mit Marv. Alles, was er für mich getan hat. Und ich rufe ihn an und singe praktisch durchs Telefon? *Was tue ich hier eigentlich?*

Ich rufe noch einmal an. Meine Wangen und Ohren lodern jetzt fast. Wieder die Mailbox, natürlich.

»Hi«, sage ich diesmal. »Es tut mir leid. Ich ... ich habe geschwafelt wie ein Idiot und so geklungen, als wäre es mir völlig egal, ob du mich zurückrufst oder nicht, aber ... es ist mir nicht egal. Wirklich nicht. Und ich habe vergessen, dir noch einmal zu sagen, dass es mir leidtut, Eliot. Es tut mir leid, dass ich so ein Häuflein Elend bin, und ... ich vermisse dich. Ich vermisse dich wirklich. Und ich wünschte, du wärst hier. Aber, Kanada hat dich verdient. Mit seinem ganzen ... Ahornsirup und den hübschen Blondinen mit Pelzmützen und dem Schnee und ... Ich hoffe, es geht dir gut. Ich hoffe, du bist glücklich. Mach's gut, Eliot.«

Ich lege auf. Das Haus ist still bis auf das leise Gemurmel des Radios. Ich sehe mich in der jetzt blitzblanken Küche um. *Meiner* Küche. Ich sehe auf Louises leeren Stuhl. Ich sehe auf den Topf mit Ingwer-Kokosnuss-Curry auf dem Herd.

Ordnung. Ich brauche Ordnung in meinem Leben. Rosie hat recht. Der Trübsal-Zyklus ist vorbei. Es ist Zeit herauszufinden, wer ich bin. Ohne den Luftballonjungen. Ohne die Angst, die Robert Morgan mir eingepflanzt hat, wie einen Pfeil, den ich nicht herausziehen konnte.

Wer bin ich, ohne die Angst dieses einen Abends? Ohne Eliot. Ohne das Bedürfnis, dass irgendjemand mich vervollständigt. Mum. Marv. Ein Partner. Kinder. Eliot hat mir einmal gesagt, ich sei genug, ohne das alles. Und wie bei den Sternbildern und den Sternen und den Fakten zu obskurer Musik hat er recht.

Ich bin genug.

Ich öffne das Vorhängeschloss des Notizbuchs, das Eliot mir geschenkt hat, und schlage die erste neue Seite auf. Und mit Louises goldenem Stift erstelle ich eine Liste.

Sehr geehrte Miss Emmie Blue,
danke für Ihr Interesse an der Stelle als Junior-Schulberaterin an der Fortescue-Lane-Sekundarschule. Mit dieser E-Mail wird Ihnen bestätigt, dass Ihre Bewerbung bei uns eingegangen ist und wir uns in Kürze bei Ihnen melden werden, sollte der Arbeitgeber ein Vorstellungsgespräch vereinbaren wollen.

Kapitel 40

Ich erinnere mich nur an ein einziges Ostern in meinem Leben, und das war, als ich sieben war. Den und ich gingen Ostereier suchen im örtlichen Park, und als wir nach Hause kamen, machten wir, umgeben von etlichen aufgeschlagenen Kochbüchern, einen Braten. Lamm. Dazu Kartoffeln. Erbsen, in die wir auf Dens Beharren hin unbedingt Pfefferminzsoße rühren mussten. An jenem Nachmittag saßen wir alle um den Tisch – Den, Mum und ich –, und ich erinnere mich, wie ich aus dem Fenster starrte, während wir aßen, und Leute beschwor, auf ihrem Sonntagnachmittagsspaziergang vorbeizukommen und bei uns hereinzuschauen, um zu sehen, wie sehr wir diesen ganzen Familien im Fernsehen ähnelten. Und sich zu wünschen, sie könnten sich zu uns gesellen. Morgen wird das erste Osterfest sein, das ich seitdem feiere. Und ich werde bei meinem Dad sein. Ich werde bei meiner Schwester sein. Ich werde bei meiner Familie sein.

»Was mögen achtzehnjährige Jurastudentinnen überhaupt?«, fragte ich Rosie.

»Es ist Ostern, Emmie. Du musst keine Geschenke mitbringen. Du kennst die Leute doch noch gar nicht.«

»Aber ich habe das Gefühl, ich sollte irgendetwas mitbringen. Wie wär's mit Blumen für Carol?«

»Wie wär's, wenn du ein Dessert mitbringst?«, schlug sie vor. »Louise muss doch jede Menge Kochbücher in den Regalen hinterlassen haben.« Und das war der Moment, in dem ich entschied, einen Kuchen zu backen. Nach einem Rezept aus dem kleinen, selbst angelegten Kochbuch, das sie in diesem Stoffbeutel aufbewahrte, den sie immer bei sich hatte. Ein paar handgeschrieben. Ein paar weitergereicht. Ein paar aus Zeitschriften ausgeschnitten. »Es ist voller Rezepte, die ich gesammelt habe, seit

ich ungefähr fünfundzwanzig war«, sagte sie einmal zu mir. »Alles, was da drinsteht, klappt wie am Schnürchen. So verlässlich wie Hunde, diese Rezepte, jedes einzelne.«

Ich gehe nicht oft in Louises Schlafzimmer. Ihr Kleiderschrank ist noch immer vollgestopft mit ihren Kleidern, aber ich werde ihn bald in Angriff nehmen. Eins nach dem anderen. Denn so gehe ich jetzt vor. Einen kleinen Schritt nach dem anderen, bis ich so viel Abstand habe, dass ich, wenn ich über die Schulter blicke, all die Dinge aus der Vergangenheit, die mich so lange ausgebremst haben, kaum noch sehen kann.

Ich finde Louises Beutel neben ihrem Bett, wo sie ihn immer aufbewahrte, wenn sie schlief. Eliot oder ich stellten ihn behutsam dort ab, in Reichweite, wenn sie bereit war einzuschlafen. Er sei ihr Survival-Kit, sagte sie immer, und sie hängte ihn über die Lehnen von Stühlen, auf denen sie saß, und an die Griffe des Rollators, den sie zum Ende hin benutzte.

»Haben Sie in diesem Ding das Gegenmittel für den künftigen Zombie-Virus?«, fragte Eliot immer, und dann lachte sie und sagte: »Wenn du mit Zombie-Virus Verdauungsbeschwerden meinst, dann ja.«

Ich nehme den Beutel in die Hand, setze mich damit auf Louises Bettkante und gehe den Inhalt durch. Samentütchen, Listen und Erinnerungsnotizen, auf die Rückseite von Kassenzetteln gekritzelt. Stifte und Päckchen mit Taschentüchern und Magentabletten. Dann sehe ich es. Eine CD. Eine leere CD, denke ich zuerst, aber als ich sie herausziehe, die Hülle öffne und sie in den Händen halte, sehe ich es. Ich sehe die Tracklist auf der Innenhülle. Fünf Songs. Ich sehe die Worte. Nicht »Liebes Luftballonmädchen«, sondern »Liebe Emmie Blue«. Und ganz unten nicht »Luftballonjunge x«, sondern »Eliot x«.

Die neunte CD.

Ich halte die neunte CD in meinen Händen.

Mix-CD. Vol. 9

Liebe Emmie Blue,

Track 1. Weil ich wünschte, ich könnte dir sagen, dass ich es
war (diese Songs).

Track 2. Weil ich wünschte, ich könnte dir sagen, dass ich es nicht
war (dieser Abend).

Track 3. Weil ich dich vermisse. An jedem einzelnen Tag.

Track 4. Weil ich dich von dem Moment an, in dem ich dich
getroffen habe, geliebt habe.

Track 5. Weil ich es immer tun werde.

Alles Liebe, Eliot x

Kapitel 41

Ich kann nicht glauben, dass ich hier bin, innerhalb der Wände des Orts, der mich gebrochen hat. An dem Abend, an dem ich mich hinsetzte, um meine Liste zu erstellen, öffnete ich einen Web-Browser und ging sofort auf die Job-Angebote. Ich klickte das »Schule und Ausbildung«-Kästchen an, das ich immer frei lasse, und konnte es kaum glauben, als ich den dritten Job von oben sah.

»Schulberaterin, Traineeposition, an der Fortescue-Lane-Sekundarschule.« Meine Schule. Die Schule, in der mein Leben zusammenbrach. Auf deren Schulhof ich stand und diesen Luftballon steigen ließ, der seinen Weg zu Lucas fand. Die Schule, vor der ich zu viel Angst hatte, um sie mir auch nur vorzustellen, geschweige denn, um in die Stadt zu fahren, in der sie sich befindet. Aber ich klickte auf »Bewerben«. Ich klickte auf »Hochladen« und hängte meinen Lebenslauf an. Und ich verbrachte eine ganze Stunde mit einem Anschreiben. Schulberaterin. Dafür habe ich Erziehungswissenschaften studiert. Dafür habe ich Psychotherapie und Psychologie studiert. Dafür habe ich meinen Job bei dem Fotostudio geliebt – ja, es war eine völlig andere Arbeit, aber mit den Kindern zu reden, mit Familien, ihre Geschichten zu erfahren, das war für mich das Schönste daran.

Laura, Senior-Schulberaterin und die Frau, die heute das Vorstellungsgespräch mit mir führt, lächelt mich von der anderen Seite des Schreibtischs aus an, dann sieht sie auf meinen Lebenslauf, der vor ihr auf dem Tisch liegt.

»Und Sie arbeiten im Moment im Clarice in Shire Sands, ist das richtig?«

Ich nicke. »Küchenhilfe«, sage ich.

Und sie grinst und sagt »Ich habe eine Schwäche für dieses Hotel. Ich hatte dort meinen Hochzeitsempfang. Gibt es noch immer

diesen klebrigen Plumpudding?«

»Ja«, antworte ich. »Ich glaube, es würde eine Revolution geben, wenn wir ihn von der Speisekarte nähmen.«

»Zu Recht«, kichert Laura. »Ich glaube, wenn ich dort arbeiten würde, würden sie mich feuern. Ich würde alles ganz allein aufessen.«

Ich habe heute den Bus nach Ramsgate genommen, und ich habe sie gesehen, als der Bus vorbeigerumpelt ist – meine alte Wohnung. Die Wohnung, in die Mum und ich zogen, als wir aus Cheshire zurückkamen. Die Wohnung, in der ich lebte, bis ich neunzehn war – und von meinem vierzehnten Lebensjahr an die meiste Zeit allein. Ich fühlte eigentlich nichts, abgesehen von einem ganz leichten Stich beim Anblick meines alten Schlafzimmerfensters. Aber das war alles. Nur ein Gebäude. Nur ein Fenster. Nur eine Hülle, in der Leute sich mit Dingen und anderen Leuten ein Zuhause schaffen; eine Hülle, die irgendwann wieder nur noch eine solche sein wird, sobald all diese Dinge entfernt werden. Und nachdem ich die Wohnung gesehen hatte und der Bus langsam die alte Strecke hinunterfuhr, die Georgia und ich früher immer zur Schule gegangen waren, vorbei an der Pommesbude, vorbei an der Tierhandlung und dem seltsamen kleinen Schusterladen, zu dem nie jemand zu gehen schien, war meine Angst davor, die Schule – die Fortescue Lane – zu betreten, verflogen. Das Rumoren im Magen und die schlotternde Panik waren der üblichen Nervosität vor einem Vorstellungsgespräch gewichen. Es ist eine Ewigkeit her. Ich war ein Kind. Jetzt bin ich eine Erwachsene. Jetzt kann er mir nicht mehr wehtun.

»Emmie«, sagt Laura jetzt, die von einer getippten Liste in einer Mappe auf ihrem Schoß Fragen an mich abfeuert, »was glauben Sie, warum Sie, vielleicht mehr als andere, für diese Position als Junior-Schulberaterin geeignet sind?«

Ich hole einmal tief Luft. Dann sehe ich Laura in die Augen, und schließlich sage ich die Worte, bei denen ich vor fünfzehn Jahren so viel Angst hatte, sie der Person auf der anderen Seite dieses Schreibtischs zu sagen.

»Ich wurde von einem Mann, der hier, an dieser Schule, gearbeitet hat, sexuell missbraucht«, antworte ich. »Und das Schlimmste daran war, dass ich anfangs niemanden zum Reden hatte. Ich würde gern diese Person sein, mit der jemand reden kann. Es war das, was mich letztendlich gerettet hat.«

Ich kann kaum glauben, dass er es ist, als ich das Schulgelände verlasse. Er lehnt an seinem Wagen, Schlüssel in der Hand, seine Haut bronzefarben. Er sieht größer aus, erwachsener. Vielleicht passiert das, wenn man verheiratet ist, wenn man sich jemandem für immer versprochen hat – es zeigt sich auf dem Gesicht, an der Art, wie man sich gibt.

»Hey, Emmie Blue«, sagt er, und ein Lächeln breitet sich bei seinem Anblick unwillkürlich auf meinem Gesicht aus. »Du siehst aus wie jemand, der eben sein Vorstellungsgespräch gewuppt hat.«

»Das ist ja eine nette Überraschung«, sage ich lächelnd. Er legt einen Arm um mich, als ich näher komme, zieht mich an sich und küsst mich auf den Kopf. »Und ich meine, richtig, richtig nett.«

Lucas lehnt sich zurück. »Ja, na ja, eigentlich wollte ich dich zu deinem Vorstellungsgespräch fahren, sicherstellen, dass ich da bin, wenn du hineingehst. Aber ich hatte heute Morgen bei der Arbeit eine Telefonkonferenz und konnte nicht eher weg.«

»Aber jetzt bist du ja hier«, sage ich. »Mit ... *Kartoffeln*?«

Lucas lacht und hält den Beutel mit Kartoffeln hoch, den er unter den anderen Arm geklemmt hat, ungefähr so, wie ein Anwalt im Fernsehen eine dicke Prozessakte trägt. »Ich dachte, wir könnten zu dir nach Hause fahren und Pommes frites und radioaktives Ketchup essen. Wie in alten Zeiten. Feiern.«

»Ich habe den Job noch nicht«, sage ich zu ihm.

»Das wollte ich auch nicht feiern, Em.« Lucas sieht blinzelnd zu der Schule hoch und weist mit einem Nicken darauf. »Ich will feiern, dass du dort hineingegangen bist.«

Ich werfe einen Blick über die Schulter. »Ich wusste nicht, ob ich das je schaffen würde.«

»Ich schon«, sagt Lucas. Jetzt sehe ich zu ihm auf, zu seinen Haaren, denen die Sonne die Farbe von Zuckerwatte verleiht, und den Sommersprossen auf seiner Nase, und alles, was ich sehe, ist der Freund, der für mich da war, als niemand sonst es war. Der einzige Freund, den ich auf der Welt hatte, der mir gezeigt hat, was es heißt, geliebt zu werden. Eine Familie zu haben. Nichts sonst. Nichts weiter.

»Hey, Erinnerst du dich noch, wie ich früher immer gesagt habe, ich wünschte, ich könnte an dieser Schulpforte auf dich warten?«, sagt Lucas. »Es diesen Scheißkerlen zeigen?«

»Ich erinnere mich«, sage ich.

»Endlich habe ich es geschafft.«

»Das hast du.« Ich lächle. »Aber es gibt keine Scheißkerle mehr, denen du es zeigen musst.«

Lucas lässt mich los. »Nein«, sagt er. »Ich nehme an, die ganzen Scheißkerle sind weitergezogen. Wie wir.«

»Wie wir«, wiederhole ich.

Als wir zurück zum Fishers Way kommen, machen wir zusammen Pommes frites. Lucas schält und schneidet die Kartoffeln klein, und ich stelle alle paar Sekunden das Gas ab, sobald das Öl kocht, weil ich Angst habe, das Haus in Brand zu setzen. Mein Haus. Mein Zuhause.

»Würdest du bitte aufhören, das ständig abzustellen?«

»Diese Vorführungen in der *Blue-Peter*-Show, wo die Fritteuse Feuer fängt, sind mir im Gedächtnis geblieben, Luke. Ich passe nur auf uns auf.«

Am Esstisch reden wir nonstop, Salz an unseren Fingerspitzen, und Lucas erzählt mir von Guadeloupe. Und ich erzähle ihm von Marv, Carol und Cadie. Ich erzähle ihm von dem wundervollen, warmen und gemütlichen dreistündigen Nachmittag, den ich mit ihnen verbracht habe.

»Es gab einen Braten und danach Streuselkuchen, und dann haben wir Trivial Pursuit gespielt«, sage ich zu ihm, und Lucas' Augen weiten sich.

»Oh, Mann. Familienziele oder was? Und Cadie. Ist sie nett?«

»Umwerfend, Luke. Sie hat geweint, als Marv uns miteinander bekannt gemacht hat. Und ich auch. Sie ist richtig witzig und so schlau. Sie sieht aus wie ich. Wir haben das gleiche Kinn, die gleichen Augenbrauen, den gleichen verschlagenen Seitenblick.«

Lucas grinst und schüttelt den Kopf. »Das ist unglaublich, Em. Du hast eine Halbschwester. Ich habe einen Halbbruder.«

Ich lächele. »Wie es immer sein sollte.«

Wir essen auf, und Lucas entschuldigt sich, um auf die Toilette zu gehen, und ich schlürfe mein Bier. Als er wiederkommt, hält er die Schachtel in der Hand, die ich ihm an seinem Hochzeitstag überreicht habe. Die Schachtel mit den CDs. Die Schachtel mit den CDs, die Eliot vor all den Jahren für mich gebrannt hat. Er setzt sich neben mich an den Tisch, stellt die Schachtel ab und schiebt sie mir hin.

»Das sind deine, Emmie. Nicht meine.« Ich sehe, wie er schluckt, als er all seinen Mut zusammennimmt, um zu sprechen.

»Ich weiß«, sage ich. »Ich weiß schon, dass sie von Eliot waren.«

Lucas sieht zu mir hoch, mit geöffneten Lippen. »Hat er ... «

»Ich habe bei Louises Sachen eine CD gefunden. Ich glaube, er hatte sich vorgenommen, es mir sagen, aber dann hat er es doch nicht getan. Ich vermute, Louise wollte es tun. Sie sagte, sie hätte etwas für mich, bevor sie starb, und ich habe mich immer gefragt, was es war ... «

Lucas starrt mich an, nickt langsam.

»Ich habe ihn sofort angerufen. Hab ihm irgendeine verworrene Nachricht auf die Mailbox gesprochen und ihm gesagt, dass ich es weiß.« Ich verrate Lucas nicht, dass ich Eliot gesagt habe, wie froh ich sei, dass sie von ihm sind. Dass ich das Gefühl hätte, es auf irgendeiner Ebene immer gewusst zu haben. Dass mein Herz es noch vor meinem Kopf wusste.

Lucas räuspert sich, spielt mit einer Ecke der Serviette in seinen Händen. »Du hast mir diese Französischkassette geschickt, und ... Eliot hat sie sich angehört. Er hatte in Fremdsprachen eine Eins, und

ich wollte sicherstellen, dass du das beste Feedback bekamst, das du kriegen konntest. Und er hat gesagt, du hättest von ein paar *schlechten Bands* geredet und dass ich dir ein Mix-Tape schicken sollte. So wie es Brüder tun, wenn sie sich Tipps dazu geben, wie man ein Mädchen beeindruckt.« Lucas lacht verlegen, und die Haut unter seinen Sommersprossen rötet sich. »Aber verglichen mit ihm habe ich wirklich keinen blassen Schimmer von Musik, daher hat er mir eine CD gemacht, und ich habe sie nur abgeschickt. Du hast sie so geliebt, dass ich jedes Mal, wenn du wieder eine haben wolltest, ihn einfach darum gebeten habe, und er hat die nächste CD gebrannt, und ich habe sie wieder nur abgeschickt, Em. Ich habe nicht einmal hineingehört. Ich wusste nur, dass sie dich glücklich machten.«

Und das taten sie wirklich. Diese CDs waren der Beweis dafür, dass ich geliebt wurde. Dass sich jemand genug sorgte, um sich die Zeit zu nehmen, etwas für mich zu machen.

»Und dann, eines Tages, in deinem Zimmer, habe ich sie gesehen. Und ... ich war eifersüchtig auf das ganze Zeug, das er draufgeschrieben hatte. Mir war klar, dass er Gefühle für dich hatte. Daher habe ich damit aufgehört. Und dann ist auf der Party diese Sache mit Stacey passiert, und wir drei haben uns irgendwie ... *getrennt*. Und das war's dann, weißt du?«

Die Kälte macht sich draußen breit, schwere schwarze Wolken verfärben den Himmel grau, und die Küche verdüstert sich.

»Ich wünschte, ich hätte das gewusst«, sage ich.

»Ich weiß«, meint er. »Und ich wollte es dir wirklich sagen, Em. So oft. Aber es war mir so wichtig, dich nicht aus der Fassung zu bringen, dir nicht das Gefühl zu geben, du könntest mir als deinem Freund nicht vertrauen. Das war alles, worum ich mich je gesorgt habe. Außerdem ... bin ich ein Feigling. Wirklich.«

»Vielleicht warst du das damals«, erwidere ich lächelnd. »Aber jetzt bist du es nicht mehr so sehr.« Ich sehe auf die Schachtel mit den CDs. »Nicht einmal annähernd.«

»Ich dachte, du würdest mich vielleicht rausschmeißen.«

»Keine Chance«, sage ich. »Du müsstest die bisherigen miesen Nummern toppen, um rausgeschmissen zu werden, und das wäre an diesem Punkt ziemlich schwer.«

Lucas lacht. Er erhebt sein Glas, und ich stoße mit ihm an. Wir trinken.

»Als ich mit ihm gesprochen habe«, sagt Lucas. »Als wir geredet haben, nach der Hochzeit, über Anas Haus und unseren dummen Streit und ...« Den Kuss, will er sagen, aber er kann es nicht über sich bringen. »Da habe ich es ihm gesagt.«

»Was gesagt?«

»Dass ihr zusammengehört. Und ich hätte euch niemals im Weg stehen sollen. Auch wenn mir gar nicht klar war, dass ich das manchmal getan habe.«

Ich blinzele ihn an, und mir schwillt das Herz hinter meinen Rippen. Vor Glück. Und vor Traurigkeit.

»Glaubst du das wirklich?«

Lucas drückt über den Tisch hinweg meine Hand.

»Ich glaube, wenn das mit Emmie und Eliot nicht passiert, dann gibt es keine Hoffnung für den Rest von uns.«

Heiße Tränen brennen in meinen Augen, und ich verberge das Gesicht mit einer Hand. Lucas lacht. »Ach du Scheiße, jetzt fängt sie auch noch an zu schniefen. Krieg dein Leben auf die Reihe, Emmie Blue, niemand mag einen Trauerkloß.« Aber er drückt wieder meine Hand und rutscht näher. Stuhlbeine quietschen auf dem Linoleum. Ich schlinge die Arme um ihn.

»Du solltest ihn anrufen«, sagt Lucas, als er sich von mir löst.

»Das habe ich. Oft. Mailbox.«

Lucas stöhnt auf. »Gott, er ist ein solcher Neandertaler. Ich meine, ich weiß, viele Leute reden davon, ihr Handy auszuschalten, sich eine Auszeit zu nehmen, während sie verreist sind, aber niemand tut es je wirklich. Sie sagen nur auf Instagram, dass sie es tun.«

»Bis auf Eliot«, erwidere ich.

»Bis auf Eliot«, wiederholt Lucas.

»Es sei denn, er hat mich gesperrt oder so.«

»Mmmm«, überlegt Lucas kopfschüttelnd. »Nein. Niemals. Er wird schon wieder Vernunft annehmen. Er wird zurückkommen.«

»Und wenn nicht?«

Lucas nimmt wieder meine Hand, ballt seine zu einer Faust, als wären wir im Begriff, ein Armwrestling auszutragen. »Dann wirst du das auch überstehen, Emmie Blue.«

»Ich bin aus hartem Holz geschnitzt«, sage ich, und Lucas ergänzt: »Das warst du schon immer.«

Kapitel 42

Liebe Emmie,

ich hoffe, es geht Ihnen gut, und ich bitte um Entschuldigung, dass ich mich erst jetzt bei Ihnen melde. Wir hatten hier im Vorfeld der Prüfungen alle Hände voll zu tun.

Es hat mich gefreut, Sie kennenzulernen, und ich habe, wie auch das restliche Team, das Gefühl, dass Sie genau die Richtige für die Fortescue Lane wären. Ich möchte Ihnen daher gern die Stelle als Junior-Schulberaterin anbieten und würde mich freuen, wenn Sie am 28. Mai bei uns anfangen könnten.

Ich freue mich darauf, von Ihnen zu hören, und hoffe sehr, dass Sie die Stelle annehmen werden.

Mit freundlichen Grüßen
Laura Borne

Kapitel 43

Rosie: Fox benimmt sich sogar noch vornehmer, seit wir in London angekommen sind. Und, o mein Gott, sein Dad sieht aus wie ein verdammter Royal oder so. Er trägt einen Schnurrbart. Und ich meine, einen richtigen Wollmammut-Schnurrbart, und er sagt ständig irgendwelche Dinge, die ich bis jetzt nur in Downton Abbey gehört habe. Ich verstecke mich auf dem Klo, um diese Zeilen zu schreiben.

Rosie: Außerdem hat Fox' Bruder mir erzählt, dass Fox sich letztes Jahr damit »gequält« hat, ob er mir sagen soll, dass er mich mag. ER MOCHTE MICH SCHON LETZTES JAHR. Kannst du das glauben? An dem Punkt hat sich Fox buchstäblich an seinem Brot verschluckt. Dann hat er sich noch einmal an seinem Baiser verschluckt, als sie anfangen, mir alles über seine Ex-Freundin, Beatie, zu erzählen. BEATIE. Ich habe ihn gefragt, ob er im Jahr 1917 mit ihr zusammen war.

Rosie: (Außerdem habe ich gefragt, ob ich das Haus seines Dads erbe, wenn er sich als Nächstes zu Tode verschluckt.)

Rosie: Jedenfalls, Em, wir sehen uns nächste Woche im Hotel zu deiner LETZTEN WOCHE. Gott. Ich werde weinen, wenn du gehst. Ich werde vielleicht einen Protest inszenieren.

Sternengucker Englands, vereinigt euch! In den frühen Morgenstunden des 6. Mai werden eifrige Sternengucker die unglaubliche Show der Eta-Aquariden beobachten können: einen Meteorschauer, verursacht durch den Schutt des Halley'schen Kometen, und einen, an dem sich selbst die unerfahrensten Astronomen werden erfreuen können, mit bis zu dreißig Sternschnuppen pro Stunde.

Eliot und ich hatten eigentlich nie Pläne. Das mit uns hatte kaum angefangen, bevor er nach Kanada aufbrach, bevor alles so chaotisch wurde und schiefging, aber ich wusste, den heutigen Tag – den Tag, an dem wir geplant hatten, uns zusammen den Meteorschauer anzusehen – würde ich nur dann ohne diesen Verlustschmerz, ohne dieses schwere, leere Gefühl in meiner Brust, ohne das flaue Ziehen in meinem Magen überstehen, wenn ich mich beschäftigte. Ich war den ganzen Tag allein, aber ich verbrachte ihn damit, die Diele des Hauses Fishers Way Nr. 2 zu streichen, die Stereoanlage laut aufgedreht, die Fenster und Hintertüren geöffnet, um eine frische Brise durchs Haus wehen zu lassen. Ich will, dass jedes Zimmer hier ein Neuanfang ist, aber ich werde ein paar von Louises Sachen – ihre handgenähten Vorhänge, die gerahmten Fotos von ihren Reisen mit Martha – behalten, sodass ihr Stempel dem Haus in gewisser Weise immer aufgedrückt sein wird. Es wird eine Weile dauern, aber sobald es völlig entrümpelt und leer ist, werde ich die Hilfsorganisation kontaktieren, von der Laura mir bei meinem Vorstellungsgespräch erzählt hat. Eine Hilfsorganisation, die Jugendlichen, die aus einer Missbrauchssituation flüchten oder von Obdachlosigkeit bedroht sind, Zimmer anbietet. Ich würde etwas Miete von der Organisation bekommen, um einen Teil der laufenden Kosten zu decken, und Menschen, die es wirklich brauchen, würden ein Zuhause haben. Ich habe ein gutes Gefühl dabei. Es fühlte sich richtig an, als sie mir davon erzählte. Und auf diese Weise wird das Haus immer voll sein. Für die Jugendlichen. Für mich. So wie Louise und ich im Grunde waren: eine unkonventionelle, aber funktionierende Familie, in gewisser Weise.

Jetzt trete ich einen Schritt zurück, in meinen alten, mit weißer Farbe bekleckerten Jeans, den Geruch von Emulsionsfarbe in der Nase, und lächele. Es wirkt hell und frisch; als ob ihm neues Leben eingehaucht wurde. Ich sehe auf meinem Handy nach der Uhrzeit. Fast sechs. Ich werde duschen, etwas Toast essen, mir einen Film angucken. Dann kann ich ins Bett gehen, und wenn ich aufwache, wird unsere geplante Sternschnuppennacht vorbei sein, der Himmel

nicht mehr dunkel, sondern blau. Und es wird einfach wieder ein neuer Tag sein. An dem ich ihn vermisse.

Als ich mich eine Stunde später in einem frischen Pyjama, die nassen Haare in ein Handtuch gewickelt, vor den Fernseher setze und ihn einschalte, ist das Erste, was auf dem Bildschirm aufflackert, ein Tom-Cruise-Film. »Warum muss er eigentlich immer eine Pistole in der Hand halten?«, habe ich einmal zu Eliot gesagt. »Das ist so *langweilig*.«

»War ja klar, dass du das sagen würdest. Du bist natürlich von bahnbrechenden Filmen wie *Pucked* verwöhnt.«

»Genau«, habe ich erwidert. »*Pucked*. Jetzt mein Lieblingsfilm aller Zeiten.«

Und mein Lieblingsfilm nur deshalb, weil ich ihn mit ihm zusammen gesehen habe, aneinandergekuschelt auf diesem Sofa. Wir guckten den Film und redeten und lachten, während die Stunden verstrichen. Ich vermisse ihn. Und es scheint nicht leichter zu werden. Tatsächlich vermisse ich ihn jeden Tag mehr, und es ist physisch. Es tut weh.

Ich zücke mein Handy. Ich finde seinen Namen. Mein Daumen verharret darüber in der Schwebe. Soll ich? *Soll ich?*

Ich sehe auf den Fernseher, dann durch die Jalousien auf den dunkler werdenden Himmel, der sich auf seine Show vorbereitet. Und bevor ich es mir ausreden kann, drücke ich auf seinen Namen. *Eliot*. Und es klingelt. Gott. Es klingelt. *Es klingelt*. Mir stockt der Atem. Das Herz schlägt mir bis zum Hals, wie eine Trommel, und mir wird flau im Magen. Ich warte. Warte auf seine Stimme. Warte auf seine entzückende Stimme, um Hallo zu sagen. Aber es klingelt immer weiter, und schließlich schaltet sich wieder die Mailbox ein.

Ich lege noch vor dem Signalton auf.

Wenn sein Telefon wieder online ist, dann wird er die Nachrichten, die ich ihm auf die Mailbox gesprochen habe, gehört und die SMS gelesen haben. Und er wird auch das hier sehen. Er wird einen entgangenen Anruf von mir sehen, wenn er das nächste Mal auf sein Telefon blickt. Und wenn Eliot mit mir reden will, wird er mich

anrufen. Er weiß, wie er mich erreichen kann. Er weiß, dass ich ihn vermissem.

Ich lege mein Handy auf den Tisch, ziehe mir eine Decke über die Beine und stelle den Fernseher lauter.

Mein Handy vibriert; ein Summen auf dem Couchtisch reißt mich aus dem Schlaf.

Ich habe nicht vorgehabt, auf dem Sofa einzuschlafen, und im ersten Moment bin ich orientierungslos. Der dunkle Himmel draußen. Der Toast, halb gegessen auf dem Couchtisch. Die Seifenoper, die ich mir ansehen wollte, jetzt zu Ende und an ihrer Stelle eine Quizshow und Gelächter aus dem Publikum. Ich setze mich auf und streiche mir die Haare aus dem Gesicht, und ich habe das Gefühl, noch immer zu träumen, als ich Eliots Namen auf dem Display sehe.

Ich schlucke und nehme rasch ab. »Hey.« Meine Stimme klingt heiser vom Schlaf.

»Hey, du«, sagt er am anderen Ende, und meine Eingeweide verwandeln sich in Pudding. Ich habe ihn vermisst, habe seine Stimme vermisst. »Wie geht's?«

»Gut«, sage ich roboterartig. »Na ja, nein. Nicht gut. Nicht wirklich.«

Schweigen.

»Ich habe dich angerufen«, sage ich überflüssigerweise. Ich suche nach Worten, um das Schweigen auszufüllen. »Und ich ... ich habe dir auch ein paar Nachrichten auf die Mailbox gesprochen, die du vermutlich schon abgehört hast, Gott steh dir bei und ... «

»Emmie, ich kann dich nicht hören.«

»Was?«

»Du bist im Wohnzimmer, stimmt's?«, sagt er. »Der Empfang in Louises Wohnzimmer ist immer etwas launisch ... «

»Natürlich.« Ich springe auf. »Ja. Entschuldige. Warte kurz.« Ich stürze in die Diele, renne fast, noch benommen vom Schlaf, und ich bin nur froh, dass er mich nicht sehen kann, verzweifelt bemüht, ihn zu hören, von ihm gehört zu werden, das Gespräch mit ihm am Laufen zu halten. »Wie ist es jetzt?«

»Hallo?«

»Gott – im Ernst?« Jetzt?, will ich mein Telefon anschreiben. Muss das ausgerechnet *jetzt* passieren? »Hallo? Hallo, Eliot?«

»Hallo«, sagt er. »Bist du schon woanders?«

»Ja«, sage ich, und ich höre ihn lachen; ein leises Kichern. »Jetzt kannst du mich also hören«, sage ich.

»Irgendwie schon«, sagte er mit einem Lächeln in der Stimme.

Dann wieder Schweigen.

»Ich habe deine CD gefunden«, sage ich. »Ich habe versucht, dich anzurufen, und ich habe dir auch geschrieben, aber ... «

»Louise sollte sie dir eigentlich geben. Wir haben an dem Vollmondabend darüber geredet, und ich habe es ihr gesagt. Ich wollte sie dir selbst geben, aber ich war ... ein Angsthase. Sie hat gesagt, ihr beide würdet viel miteinander reden, und sie würde sie dir geben, ganz ohne Druck ... falls, du weißt schon ... «

»Falls was?«

Eliot lacht wieder. »Falls du schockiert sein solltest. Schwer schockiert.«

»Das war ich nicht«, sage ich. »Ich war froh. Ich war so froh, dass du es warst.«

»Emmie? Hallo?«

»Oh, du machst Witze ... Hallo? Eliot, kannst du mich hören? Eliot?«

»Hallo? Hallo?«

»Verdammter Mist«, sage ich ins Telefon.

»Em, kannst du vielleicht kurz rausgehen?«

Noch bevor er es vorgeschlagen hat, bin ich schon an der Eingangstür und schließe sie auf. Ich trete hinaus, in Socken auf Kies, und gehe wie auf glühenden Kohlen die Auffahrt hinunter. Die winzigen Steine bohren sich in meine Fußsohlen.

»Wie ist es jetzt?« Ich zittere.

»Besser«, lacht er.

»Ich dachte, wir wären im einundzwanzigsten Jahrhundert«, sage ich. »Ich meine, wir haben Roboter und Facebook und

Spiralschneider, und unsere Telefone kommen nicht mal mit einem Ferngespräch klar.«

»Na ja«, sagt Eliot mit einem Lächeln in der Stimme. »So fern ist das Gespräch gar nicht.«

Ich bleibe stehen. »Du bist zu Hause?«

»Nein«, sagt er. »Noch nicht.«

»Frankreich?«

»Könntest du einfach weitergehen, Em? Noch ein kleines Stück?«

»Eliot, bist du sicher, dass es nicht an deinem Handy liegt?« Ich nehme mein Telefon vom Ohr und sehe auf das Display. »Ich habe vollen Empfang. Ich meine, alle Balken.«

»Ein bisschen nach links«, sagt er.

»Soll das ein Witz sein? Wir spielen hier doch nicht Twister.«

Er lacht wieder. »Geh weiter. Auf mich zu.«

Jetzt bleibe ich stehen, in nassen Socken auf dem Kies. »Was? Was hast du da eben gesagt?«

»Sieh hoch«, sagt er. Und seine tiefe, warme Stimme kommt nicht nur von meinem Telefon.

Ich hebe den Blick. Und da ist er. Eliot. *Eliot*. Er steht am oberen Ende der Auffahrt, die schwarze Jacke offen, ein Lächeln auf den Lippen, die Haare von der Brise zerzaust. Er lässt das Telefon langsam sinken.

»Du kannst jetzt auflegen«, sagt er.

Und ich erstarre. Ich kann mich nicht rühren. Und das Telefon noch immer am Ohr, in meinen wasserdurchtränkten Socken, strecke ich eine Hand nach ihm aus. Er verringert den Abstand zwischen uns, nimmt meine Hand und steckt mir eine weitere Haarsträhne hinters Ohr. Er legt seine warme Hand an mein kaltes Gesicht.

Dann lächelt er. »Hi«, sagt er. »Ich habe dich wirklich vermisst.«

»Ich dich auch«, sage ich unter Tränen. »Wo warst du denn?«

»Den Kopf aus dem Sand ziehen«, sagt er mit einem matten Lächeln. »Das Schwerste, was ich je tun musste, war, dich zu verlassen. Aber ich habe diese Zeit gebraucht, Emmie.«

Ich nicke. »Ich auch, glaube ich.«

»Das hast du«, sagt er leise und steckt mir eine Haarsträhne hinters Ohr. »Das haben wir beide.«

Dann zieht er mich an sich, warme, starke Arme legen sich um meinen Rücken, kräftige Hände halten mich. Er. *Er*. Es war immer er.

Er lehnt sich zurück und sieht zu mir herunter, und das Mondlicht spiegelt sich in seinen Augen. »Du hast gemalt«, sagt er und hält mir eine Haarlocke vors Gesicht, die Spitze weiß verfärbt.

»Ich habe geduscht. Ich habe wohl einen kleinen Teil übersehen.«

Er nickt, verzieht das Gesicht und sieht auf meinen Kopf. »Du hast viele kleine Teile übersehen.«

»Wirklich?«

Er lacht. »War nur ein Witz. Du siehst supertoll aus, Blume. Mit angemalten Haaren und allem.«

»Ozzy-Augen und allem.«

»*Vor allem* mit Ozzy-Augen«, lächelt er. »Ich hoffe nur, du bist nicht zu geschlaucht nach diesem ganzen Malern.« Er sieht zum Himmel hoch. »Meteore kann man am besten zu den unchristlichsten Zeiten sehen, Erinnerst du dich?«

»Ich bin hellwach«, sage ich und sehe zu ihm hoch, gleite mit einem Finger über seine stoppelige Wange und seine weichen Lippen. Er küsst meine Fingerspitze. »Du bist wirklich hier«, flüstere ich. »Vor mir.«

»Das bin ich, Emmie Blue«, sagt er. »Und ich bin es immer gewesen.«

Dann küsst er mich, hebt mich von dem kalten, nassen Boden hoch, und ich muss sie nicht einmal fallen lassen. Die Barrieren sind weg. Es steht nichts mehr zwischen uns.

Es gibt nur noch uns.

Uns und die Sterne am Himmel.

Epilog

Sommer 2004

Die französische Sonne brennt herunter, und Lucas Moreau ignoriert seine Mutter, die ihn vom Strandcafé aus ruft. Er will nicht hier sein, in Frankreich. Er will nicht an diesem Strand sein, mit seinem Bruder, mit seinen Eltern. Er will zu Hause sein, mit Tom, mit seinen Schulfreunden. Er will sein altes Zimmer wiederhaben. Er will die Pommes frites, die er sich immer von dem Café beim Freibad holt, zu dem er und Tom samstags gehen. Er vermisst sein Zuhause. *Er will sein Zuhause.*

»Luke?«

Er hört seinen Bruder hinter sich, mit schwankender Stimme, während seine Füße auf den Sand aufschlagen. Er ignoriert ihn.

»Luke, Mann, kannst du Mum nicht hören?« Er verlangsamt sein Tempo, als er ihn einholt, schlendert neben ihm her über den Sand. »Sie will wissen, ob du einen Lunch willst.«

»Nein«, faucht er. »Ich will nichts, Eliot. Sag ihr, ich will nichts.«

Eliot legt seinem Bruder eine Hand an die Brust. Sie bleiben in dem Sand stehen. »Hör zu, ich weiß, es ist nicht ideal«, sagt Eliot, »aber du musst es versuchen.«

»Was versuchen? Hier zu leben? Ich will es nicht *versuchen*, Eliot, ich will – was denn?«

Eliot sieht an seinem Bruder vorbei, den Blick auf irgendetwas im Sand gerichtet. Er geht darauf zu. »Was ist das?«

»Was ist was?«, fragt Lucas.

»Das da«, sagt Eliot. »Dieses rote Ding ... Ist das ein ...? Ah, Mist ...« Eliots Handy vibriert in seiner Hand, unterbricht seinen Gedankengang. »*Mist*«, sagt er noch einmal und sieht auf das Display. »Ich glaube, es geht um den Job. Die Lehrstelle. Geh

nirgends hin, okay? Mum bringt mich um, wenn ich dich aus den Augen lasse.«

Lucas nickt, zuckt mit den Schultern. »Ich werde hier sein. Ich werde wohl kaum nach Hause nach London segeln, oder?«

Eliot stapft weiter über den Sand, hält sich das Telefon ans Ohr. Lucas geht auf den Gegenstand zu, den Eliot im Sand entdeckt hat. Er zieht daran, verstreut Sand. Ein Luftballon. Ein platter roter Luftballon, an dem eine Karte befestigt ist.

Lucas hebt ihn auf.

Danksagung

Dear Emmie Blue existiert dank so vieler Menschen, und ich bin unglaublich glücklich zu wissen, dass ich ein so brillantes Team hinter mir habe.

Ich schulde meiner großartigen Agentin Juliet Mushens so viel. Ich habe dies so oft gesagt und werde damit wahrscheinlich weitermachen, bis ich alt und faltig bin – danke, dass du meine Träume hast wahr werden lassen. Ohne deinen Rat, deine Lösungsvorschläge, deine Beruhigungsmethoden und deine Freundschaft wäre ich verloren. (Oh, und ohne die Expertentipps, wann oberkörperfreie Handwerker eingebaut werden sollen, natürlich.)

Vielen Dank auch an das ganze Traumteam von Caskie Mushens und an die brillante Jenny Bent von The Bent Agency, New York.

An die wundervolle Charlotte Mursell, ich bin so froh, mit dir zu arbeiten, und ich freue mich auf alles, was noch kommt!

Katie Brown, mit dir zu arbeiten, ist pure Freude, und ich liebe deine lustigen Notizen im Manuskript. Ich werde dich sehr vermissen.

Vielen Dank an das ganze wunderbare, fleißige Team von Orion und an all meine wunderbaren Verlage auf der ganzen Welt. (OMG. Ich kann gar nicht glauben, dass ich so einen Satz überhaupt sagen darf. Ich glaube, ich muss mich kneifen.)

An meine vielen talentierten Schriftstellerfreunde, ihr seid die besten weit entfernten Arbeitskollegen, die es gibt.

Vielen Dank, Gillian McAllister, L D Lapinski, Lynsey James, Lindsey Kelk, Hayley Webster, Laura Pearson, Stephie Chapman, Rebecca Williams und Nikki Smith, Holly Seddon, Hina Malik und so, so vielen von euch, die ihr die sprichwörtlichen Rädchen in meinem

Getriebe seid, komme, was wolle. Eure Worte machen die Welt zu einem besseren Ort.

An meine großartigen Freunde, die mich als die vor-ihrer-Zeit-gealterte Freitagnacht-im-Pyjama-Einsiedlerin, die ich bin, annehmen und lieben. Vielen Dank.

Bubs. Danke, dass du der beste Bruder und der beste Freund bist, den man sich vorstellen kann.

Mama und Steve, Papa und Sue, Oma und Opa, und Alan. Ihr seid die herzlichste, stolzeste und lustigste Familie von allen. Ohne euch wäre ich verloren.

Und schließlich (weil jeder weiß, dass man die Besten immer bis zum Schluss aufhebt) an meine wunderschönen Kinder und meinen Ben. Ihr seid mein Zuhause und meine Sicherheit. Wo immer ihr seid, möchte auch ich sein.

Haben Sie Lust gleich weiterzulesen? Dann lassen Sie sich von unseren Lesetipps inspirieren.

Julia Whelan

Mein Jahr mit Dir

Roman



KOSTENLOS REINLESEN



[Kostenlos reinlesen](#)

Es soll das Jahr ihres Lebens werden. Mit einem Stipendium erfüllt sich Ella endlich ihren lang ersehnten Traum von einem Auslandsjahr in Oxford. Doch gleich am ersten Tag stößt sie dort mit dem arroganten Jamie Davenport zusammen, der zu allem Übel auch noch ihren Literaturkurs leitet. Als Ella und Jamie eines Abends gemeinsam in einem Pub landen, kommen sie sich viel näher als

geplant. Und obwohl sie sich dagegen wehrt, spürt Ella, dass sie sich in ihn verlieben wird. Sie ahnt nichts von Jamies tragischem Geheimnis und davon, dass diese Liebe sie vor die größte Entscheidung ihres Lebens stellen wird ...

[Anmeldung zum Random House Newsletter](#)

[Leseprobe im E-Book öffnen](#)

Sophia Money-Coutts

Kann ich jetzt bitte mein Herz zurückhaben?

Roman



KOSTENLOS REINLESEN



[Kostenlos reinlesen](#)

Polly geht es prima, danke der Nachfrage! Klar, sie ist 30 und immer noch Single – aber ihre Mum und ihr bester Freund sind immer für

sie da. Und im letzten Jahr hatte sie immerhin ZWEIMAL Sex (beide Male mit einem schwedischen Banker namens Fred). Also ernsthaft, Polly geht es gut! Auch wenn sie immer noch für das Klatschmagazin »Posh!« arbeitet und über die Lieblingshunderassen des britischen Adels schreibt. Da erhält sie den Auftrag, den attraktiven Jasper, Marquess von Milton, auf seinem Landsitz zu interviewen. Natürlich kennt Polly die Gerüchte über den notorischen Herzensbrecher. Auf gar keinen Fall wird sie seinem berühmten berüchtigten Charme verfallen. Doch dann geht in Pollys Leben mit einem Mal alles drunter und drüber ...

[Anmeldung zum Random House Newsletter](#)

Carène Ponte

Ich habe mich entschieden und sage vielleicht

Roman



KOSTENLOS REINLESEN



[Kostenlos reinlesen](#)

Eigentlich ist Maxine ganz zufrieden mit ihrem Leben. Aber eben nur eigentlich ... Denn Maxine fragt sich ständig: Was wäre, wenn? Was, wenn sie damals ihrem Herzen gefolgt wäre und ihren Traumberuf ergriffen hätte, anstatt Lehrerin zu werden? Was, wenn ihre Großmutter noch leben würde? Was, wenn sie ihrem Traummann längst begegnet ist, es jedoch nicht bemerkt hat? Doch dann wacht Maxine eines Morgens auf und findet sich in exakt dem Leben wieder, das sie sich immer erträumt hat – charmanter Ehemann inklusive. Aber hat tatsächlich eine einzige Entscheidung ihr ganzes Leben verändert – oder sind manche Dinge am Ende doch vom Schicksal bestimmt?

[Anmeldung zum Random House Newsletter](#)

[Datenschutzhinweis](#)

Mein Jahr mit Dir

JULIA WHELAN

ROMAN



JULIA WHELAN ist eine amerikanische Drehbuchautorin, Schauspielerin und preisgekrönte Hörbuchsprecherin. Sie hat einen Abschluss in Englisch und Kreativem Schreiben vom Middlebury College und der Oxford University. Wenn sie nicht ihre eigenen Bücher schreibt, spricht sie Bücher anderer Autoren als Hörbuch ein. »Mein Jahr mit Dir« ist ihr erster Roman, der auch verfilmt wird.

Besuchen Sie uns auf www.penguin-verlag.de und Facebook.

Julia Whelan

Mein Jahr mit Dir

Roman

Aus dem Amerikanischen von Veronika Dünninger



PENGUIN VERLAG

Der Inhalt dieses E-Books ist urheberrechtlich geschützt und enthält technische Sicherungsmaßnahmen gegen unbefugte Nutzung. Die Entfernung dieser Sicherung sowie die Nutzung durch unbefugte Verarbeitung, Vervielfältigung, Verbreitung oder öffentliche Zugänglichmachung, insbesondere in elektronischer Form, ist untersagt und kann straf- und zivilrechtliche Sanktionen nach sich ziehen.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten, so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2018 unter dem Titel »My Oxford Year« bei William Morrow, New York.



PENGUIN VERLAG

PENGUIN und das Penguin Logo sind Markenzeichen von Penguin Books Limited und werden hier unter Lizenz benutzt.

Copyright © 2018 by Julia Whelan
Published by Arrangement with HarperCollins Publishers LLC
Dieses Werk wurde vermittelt durch die
Literarische Agentur Thomas Schlück GmbH, 30827 Garbsen
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2019 by
Penguin Verlag, München,
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH, Neumarkter Straße
28, 81673 München
Covergestaltung: Favoritbüro
Covermotiv: © Sandra Cunningham / Trevillion Images; © Sveta Lagutina /
www.shutterstock.com; © Julianka / www.shutterstock.com; © John
Alexander / gettyimages
Redaktion: Susann Rehlein
Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling
ISBN 978-3-641-23989-3
V003
www.penguin-verlag.de

Für jene, die wir verloren haben.
Vor allem Väter.
Vor allem meinen.

Ich beneide Sie darum, nach Oxford zu gehen: Es ist die blütenreichste Zeit des Lebens. Man sieht den Schatten von Dingen in silbernen Spiegeln. Später sieht man das Gorgonenhaupt, und man leidet, da man von ihm nicht in Stein verwandelt wird.

Oscar Wilde, Brief an Louis Wilkinson, 28. Dezember 1898



*Während der Buchfink singt
auf dem Obstgarten-Zweig
in England – jetzt!*

Robert Browning,
»Heimat-Gedanken, aus der Fremde«, 1845

Kapitel 1

»Nächster!«

Der Zollbeamte gibt der Person vor mir ein Zeichen, und ich nähere mich der großen roten Linie, berühre mit der Zehe geistesabwesend das gekräuselte Klebeband, lege die Hand auf das glänzende Geländer. Keine verstellbaren Seile in Heathrow; diese Schlangen müssen immer lang sein, wenn sie eine dauerhafte Absperrung erfordern.

Mein Telefon, mit dem ich die ganze Zeit gegen mein Bein geklopft habe, klingelt. Ich werfe einen Blick auf das Display. Ich kenne die Nummer nicht.

»Hallo?«, sage ich.

»Ist dort Eleanor Durran?«

»Ja?«

»Hier ist Gavin Brookdale.«

Mein erster Gedanke ist, das muss ein Telefonstreich sein. Gavin Brookdale ist eben erst als Stabschef des Weißen Hauses zurückgetreten. Er hat jeden größeren politischen Wahlkampf der letzten zwanzig Jahre geleitet. Er ist eine Legende. Er ist mein Idol. Er ruft mich an?

»Hallo?«

»Entschuldigung, ich ... ich bin hier«, stammele ich. »Ich bin nur ...«

»Haben Sie von Janet Wilkes gehört?«

Habe ich von ... Janet Wilkes gehört? Janet Wilkes ist die dienstjüngere Senatorin von Florida und eine Außenseiter-Präsidentschaftskandidatin. Sie ist fünfundvierzig, hat vor zwölf Jahren ihren Mann in Afghanistan verloren, drei Kinder mit einem Lehrerinnengehalt großgezogen, während sie es gleichzeitig irgendwie geschafft hat, ein Jurastudium durchzuziehen, und dann den beeindruckendsten Senatoren-Basiswahlkampf geführt, den ich je gesehen habe. Sie hat außerdem einen ziemlich heißen Freund – einen Menschenrechtsanwalt, aber das ist nebensächlich. Sie ist Soldatenwitwe, eine progressive Vorkämpferin zu sozialen Fragen. Noch nie zuvor haben wir jemanden wie sie auf der nationalen Bühne gesehen. Die erste Debatte ist erst in zwei Wochen, am dreizehnten Oktober, aber die Wähler scheinen sie zu lieben. Ihr mächtigster Gegenkandidat ist zufällig der gegenwärtige Vizepräsident, George Hillerson.

»Natürlich habe ich von ihr gehört.«

»Sie hat Ihren Artikel in *The Atlantic* gelesen. Ich übrigens auch. ›Die Kunst der Bildung und der Tod der denkenden amerikanischen Wählerschaft.‹ Wir waren beeindruckt.«

»Danke«, erwidere ich begeistert. »Ich fand, das war etwas, das im Diskurs fehlte ...«

»Was Sie geschrieben haben, war Philosophie. Es war keine Politik.«

Das macht mich stutzig. »Ich verstehe, warum Sie das denken, aber ich ... «
»Keine Sorge, ich weiß, dass Sie das Zeug zur Politik haben. Sie sind begabt, Eleanor.«

»Mr. Brookdale ... «

»Nennen Sie mich Gavin.«

»Dann nennen Sie mich Ella. Niemand nennt mich Eleanor.«

»Na schön, Ella, möchten Sie gern der Bildungsconsultant für Wilkes' Wahlkampf sein?«

Schweigen.

»Hallo?«

»Ja!«, platze ich heraus. »Ja, natürlich! Sie ist unglaublich ... «

»Sehr schön. Kommen Sie heute in mein Büro, und dann gehen wir alles gemeinsam durch.«

Alle Luft entweicht aus meinem Körper. Offenbar kann ich sie nicht wieder einatmen. »Also ... die Sache ist die. Ich ... ich bin in England.«

»Na schön, dann, wenn Sie zurück sind.«

»Ich komme erst im Juni wieder.«

»Haben Sie dort drüben einen Consulting-Job?«

»Nein, ich habe ein ... ich habe ein Rhodes-Stipendium bekommen, und ich mache ein ... «

Gavin kichert. »Ich war selbst ein Rhodie.«

»Ich weiß, Sir.«

»Gavin.«

»Gavin.«

»Was studieren Sie?«

»Englische Sprache und Literatur von 1830 bis 1914.«

»Warum?«

»Weil ich will?« Warum klingt das wie eine Frage?

»Das brauchen Sie nicht. Das Rhodes zu *kriegen*, ist das Entscheidende. Es zu machen, ist bedeutungslos, vor allem in Literatur von 1830 bis 19-was-auch-immer. Der einzige Grund, weshalb Sie es wollten, war doch, um diesen lebensverändernden Politikjob an Land zu ziehen, oder? Na ja, den gebe ich Ihnen. Also kommen Sie nach Hause, und dann packen wir's an.«

»Nächster!«

Ein Zollbeamter – mit versteinerner Miene, einem Turban und einem eindrucksvollen Bart – winkt mich zu sich. Ich trete einen Schritt über die Linie, hebe aber vor ihm einen Finger. Er sieht mich nicht einmal an. »Gavin, kann ich Sie ... «

»Sie wird die Kandidatin sein, Ella. Es wird der Kampf meines Lebens sein, und ich brauche alle Mann – Sie eingeschlossen – an Bord, aber wir werden das durchboxen.«

Er leidet unter Wahnvorstellungen. Aber, mein Gott, was, wenn er recht hat? Ein aufgeregtes Kribbeln durchzuckt mich. »Gavin ... «

»Hören Sie, ich habe immer den siegreichen Kandidaten unterstützt, aber ich habe noch nie jemanden unterstützt, von dem ich persönlich so unbedingt wollte,

dass er gewinnt.«

»Miss?« Jetzt sieht mich der Zollbeamte an.

Gavin kichert über mein Schweigen. »Ich will Sie nicht überzeugen müssen, wenn Sie nicht das Gefühl haben, dass ... «

»Ich kann von hier aus arbeiten.« Bevor er etwas einwenden kann, fahre ich fort »Ich werde mich rund um die Uhr zur Verfügung halten. Ich werde Wilkes zu meiner Priorität machen.« Hinter mir macht ein aufgedunsener, rotgesichtiger Geschäftsmann, der nach Gin riecht, Anstalten, sich an mir vorbeizudrängeln. Ich komme ihm zuvor, umklammere das Geländer, während ich ins Telefon spreche. »Ich hatte auf dem College zwei Jobs, während ich ehrenamtlich mehrere Stadtratswahlkämpfe koordiniert habe. Ich kann mit Sicherheit für Sie als Consultant tätig sein, während ich hin und wieder Bücher lese und darüber schreibe.«

»Miss!«, bellt der Zollbeamte. »Beenden Sie Ihr Gespräch, oder treten Sie zur Seite.« Ich hebe den Finger noch höher (als ob Sichtbarkeit das Problem wäre) und baue mich etwas breiter über der Linie auf.

»Was ist Ihr fester Rückreisetermin?«, fragt Gavin.

»Elfter Juni. Ich habe schon ein Ticket. Platz 32A.«

»Miss!« Sowohl der Zollbeamte als auch der Mann hinter mir bellen mich an.

Ich sehe hinunter auf die rote Linie zwischen meinen Füßen. »Gavin, ich überspanne in diesem Augenblick den Atlantik. Ich stehe buchstäblich mit einem Bein in England und einem in Amerika, und wenn ich jetzt nicht auflege, wird man ... «

»Ich rufe Sie zurück.« Er legt auf.

Was hat das zu bedeuten? Was soll ich jetzt tun? Benommen stürze ich an den Einreiseschalter, sehe mich dem mürrischen Beamten gegenüber. Ich setze mein bestes Schönheitswettbewerb-Lächeln auf und schlage den bekümmerten Ach-du-großer-Gott-Ton an, den er, wie ich weiß, erwartet. »Es tut mir so leid, Sir, ich bitte aufrichtig um Entschuldigung. Meine Mom ist ... «

»Pass.« Er sieht mich natürlich nicht mehr an. Jetzt bekomme ich die passiv-aggressive Behandlung. Ich reiche ihm meinen brandneuen Pass mit den frischen, ungestempelten Seiten. »Grund Ihres Aufenthalts?«

»Studium.«

»Wie lange werden Sie im Land sein?«

Ich halte einen Augenblick inne. Ich sehe hinunter auf das schwarze, wenig hilfreiche Display meines Handys. »Ich ... ich weiß nicht.«

Jetzt sieht er zu mir hoch.

»Ein Jahr«, sage ich. Scheiß drauf. »Ein akademisches Jahr.«

»Wo?«

»Oxford.« Das Wort, laut ausgesprochen, lässt alles andere verblassen. Mein Lächeln wird aufrichtig. Er stellt mir mehr Fragen, und ich nehme an, ich beantworte sie, aber alles, was ich denken kann, ist *Ich bin hier. Das hier passiert tatsächlich. Alles ist nach Plan verlaufen.*

Er stempelt meinen Pass, gibt ihn mir wieder und hebt die Hand zu der Schlange.

»Nächster!«

Als ich dreizehn war, las ich einen Artikel in der Zeitschrift *Seventeen* mit dem Titel »Meine Einmal-im-Leben-Erfahrung«. Es war der persönliche Bericht eines amerikanischen Mädchens über ihr Auslandsjahr in Oxford. Die Kurse, die Studenten, die Parks, die Pubs, selbst der Imbiss (»unten links abgebildet«) erschienen mir wie eine andere Welt. Als würde ich durch ein Wurmloch in ein Universum kriechen, in dem die Dinge geordnet und die Leute würdevoll und die Gebäude älter als mein ganzes Land waren. Ich nehme an, dreizehn ist im Leben jedes Mädchens ein wichtiges Alter, aber noch tausendmal mehr war es das für mich, die mitten im Nirgendwo aufwuchs, in einer Familie, die zerbrochen war. Ich brauchte etwas, das mir Halt gab. Ich brauchte Inspiration. Ich brauchte Hoffnung. Das Mädchen, das den Artikel geschrieben hatte, war verwandelt worden. Oxford hatte das Leben für sie aufgeschlossen, und ich war überzeugt, dass es auch der Schlüssel zu meinem Leben sein würde.

Damals fasste ich einen Plan: nach Oxford gehen.

Nachdem ich noch mehr Zollkontrollpunkte durchlaufen habe, folge ich der Ausschilderung zum zentralen Busterminal und finde einen Ticketautomaten. Das £ vor dem Geldbetrag sieht so viel besser aus, zivilisierter, historischer als das amerikanische Dollarzeichen, das mir immer irgendwie anzüglich vorkommt. Als sollte es in blinkenden Neonlichtern über einem Stripclub leuchten. \$-\$-\$\$. MÄDCHEN! MÄDCHEN! MÄDCHEN!

Das Display des Automaten fragt mich, ob ich ein ermäßigtes Retourbillett will, und ich zögere. Mein Rückflug nach Washington ist am elften Juni, kaum sechzehn Stunden nach dem offiziellen Ende des Sommersemesters. Ich habe keine Pläne, vorher in die Staaten zurückzukehren, sondern will stattdessen in den beiden langen Ferien (im Dezember und im März) hier bleiben und reisen. Tatsächlich habe ich meine Dezember-Reiseroute bereits vollständig geplant. Ich kaufe das Retourbillett, dann gehe ich hinüber zu einer Bank, um auf den Bus zu warten.

Mein Telefon piepst, und ich werfe einen Blick darauf. Eine E-Mail von der Rhodes Foundation, um mich an die Orientierungsveranstaltung morgen früh zu erinnern.

Das Rhodes ist nicht das einzige renommierte Stipendium, das man kriegen kann, aber es ist das eine, das ich wollte. Jedes Jahr schickt Amerika zweiunddreißig seiner allererfolgreichsten, ehrgeizigsten, ambitioniertesten Streber nach Oxford. Und dementsprechend wird Oxford hauptsächlich mit Genies, Machthungrigen, globalen Führungskräften in Verbindung gebracht. Lassen Sie mich das entmystifizieren: Um ein Rhodes-Stipendium zu kriegen, muss man nur ein klein wenig abgehoben sein. Man muss einen herausragenden Notendurchschnitt haben, sich in mehreren Studienfächern auszeichnen, sozialunternehmerisch eingestellt, fürs Gemeinwohl engagiert und in guter sportlicher Verfassung sein (auch wenn meine letzte annähernd sportliche Leistung darin bestand, Jimmy Brighton mit einem Foulball den Schneidezahn auszuschlagen, daher ist dieses Kriterium unter Vorbehalt zu betrachten). Ich hätte

mich für andere Stipendien bewerben können. Es gibt das Marshall, das Fulbright, das Watson, aber die Rhodes sind meine Leute. Sie sind die Planer.

Der andere Finalist, der aus meinem Bezirk ausgewählt wurde (ein Typ mit drei Hauptfächern – Mathe, Wirtschaft, alte Sprachen –, außerdem Olympia-Bogenschütze, der herausgefunden hatte, dass die Anwendung der Spieltheorie auf Verhandlungen mit bekannten Terroristen die Geheimdienstarbeit um 147 Prozent zuverlässiger macht), sagte mir: »Ich arbeite seit meinem ersten Jahr darauf hin, ein Rhodes zu kriegen.« Woraufhin ich erwiderte: »Ich auch.« Er stellte klar: »Meinem ersten Highschooljahr.« Woraufhin ich erwiderte: »Ich auch.«

Ja, das Rhodes ist ein goldenes Ticket nach Oxford, aber es ist auch ein integriertes Netzwerk und ebnet mir meinen politischen Weg. Es stellt sicher, dass Leute, die mich – dieses Mädchen von den Sojafeldern Ohios – andernfalls links liegen gelassen hätten, einen zweiten, ernsten Blick auf mich werfen werden. Leute wie Gavin Brookdale.

Meine Ziele so zu verfolgen, wie ich es tue, die zu sein, die ich bin, das hat mich von meiner Heimatstadt und dem Großteil meiner erweiterten Familie entfremdet. Meine Mom ist nicht aufs College gegangen, und mein Dad hat es nach zwei Jahren abgebrochen, da er der Ansicht war, es sei wichtiger, die Welt zu verändern, als etwas darüber zu lernen. Und hier war ich nun, diese Hochleistungsmaschine, in deren Nähe sich jeder ein wenig unbehaglich fühlte. *Sie glaubt, sie ist etwas Besseres.*

Ehrlich gesagt, glaube ich das nicht. Aber ich glaube, ich bin etwas Besseres als das, was alle, abgesehen von meinem Dad, in mir gesehen haben.

Ich wache in einem Moment der Panik auf, als der Bus, in den ich vor einer Weile in Heathrow gestiegen bin, mit einem Ruck zum Stehen kommt, sodass das Buch auf meinem Schoß auf den Boden fällt. Ich hebe es hastig auf und zwingen meine verschlafenen Augen, die Aussicht von dem bodentiefen Fenster vor mir zu betrachten. Ich habe mich auf dem Oberdeck ganz nach vorn gesetzt, da ich auf dem Weg nach Oxford jedes bisschen englischer Landschaft in mich aufsaugen wollte. Und dann habe ich es verschlafen.

Ich kämpfe mich durch den Nebel in meinem Kopf und äuge hinaus. Eine schmutzige Bushaltestelle vor einem Nullachtfünfzehn-Handyladen. Ich halte nach einem Straßenschild Ausschau, versuche, mich zu orientieren. In meinem Infopaket vom College stand, dass ich an der Haltestelle Queens Lane in der High Street aussteigen soll. Das hier kann es nicht sein. Ich werfe einen Blick hinter mich, und niemand im Bus macht Anstalten, auszusteigen, also lehne ich mich wieder auf meinem Platz zurück.

Der Bus fährt weiter, und ich atme tief durch, versuche, wach zu werden. Ich stopfe das Buch in meinen Rucksack. Ich wollte es eigentlich vor meinem ersten Kurs morgen zu Ende lesen, aber im Flugzeug war ich zu aufgeregt, um zu lesen, zu essen oder zu schlafen. Mein leerer Magen und der Übernachtflug machen mir jetzt zu schaffen. Der Zeitunterschied auch. Nicht zu vergessen die Tatsache, dass ich die letzten zwölf Jahre meines Lebens auf diesen Moment hingearbeitet habe.

In meiner Jackentasche vibriert mein Handy. Ich hole es heraus und sehe die Nummer von vorhin. Ich hole tief Luft und sage: »Gavin, lassen Sie uns eine

Probezeit von, sagen wir, einem Monat vereinbaren, und wenn Sie das Gefühl haben, dass ich vor Ort sein muss ... »

»Nicht nötig.«

Meine Kehle ist wie zugeschnürt. »Bitte, geben Sie mir nur dreißig Tage, um zu beweisen, dass ... »

»Schon gut. Ich habe das gedeichselt. Vergessen Sie nur nicht, wer an erster Stelle kommt.«

Ein Hochgefühl durchdringt mich. Meine Faust ballt sich triumphierend, und ein Lächeln breitet sich auf meinem Gesicht aus. »Auf jeden Fall«, sage ich in meinem professionellsten Ton. »Haben Sie vielen Dank für diese Chance. Sie werden nicht enttäuscht sein.«

»Das weiß ich. Deswegen habe ich Sie ja angeheuert. Was ist Ihr Honorar? Zu Ihrer Information: Es gibt kein Geld.«

Es gibt nie Geld. Ich nenne ihm mein Honorar trotzdem, und wir einigen uns. Das Rhodes bezahlt meine Studiengebühren und meine Unterkunft, und darüber hinaus bekomme ich ein kleines Stipendium für meinen Lebensunterhalt. Ich entscheide spontan, dass das, was Gavin mir zahlen wird, direkt in mein Reisebudget fließen wird.

»Und jetzt los«, sagt er. »Viel Spaß. Den haben Sie sich eindeutig verdient. Im Stadtzentrum gibt es einen Pub, den Sie besuchen sollten. Den Turf. Sehen Sie sich den Laden an, wo einer Ihrer Rhodes-Mitstipendiaten – ein junger William Jefferson Clinton – ›nicht inhaliert‹ hat.«

»Ha, verstanden. Werde ich machen.«

»Aber nehmen Sie Ihr Handy mit. Ihr Handy ist von jetzt an ein Körperteil, kein Accessoire. Okay?«

Ich nicke, obwohl er mich nicht sehen kann. »Okay. Abgemacht.« In dem Augenblick, in dem ich es sage, biegt der Bus um eine Kurve, und da ist es: Oxford.

Hinter einer malerischen Brücke geht die schmale, zweispurige Straße in eine belebte Hauptstraße über, zu beiden Seiten gesäumt von Gebäuden in einem Mischmasch unterschiedlicher Architekturstile. Wie die Menschenmenge an der Ziellinie eines Marathons jubeln diese Gebäude mir zu, begrüßen mich in ihrer Stadt. Ein paar haben schräge Schieferdächer, andere Zinnen obenauf. Einige der größeren Gebäude haben riesige hölzerne Pforten, eine Verschmelzung von zeitlosem Holz und Stein, die mir den Atem raubt. Vielleicht führen solche Türen zu den achtunddreißig Oxford-Colleges? Es mir vorzustellen, all diese Jahre davon geträumt zu haben, war nicht dasselbe, wie es jetzt vor mir zu sehen.

Ich hebe den Blick. Am Horizont verstreut sehe ich die Spitzen anderer alter Gebäude, die die Stadt säumen.

»Die Stadt der träumenden Türme«, murmele ich vor mich hin.

»Das ist es allerdings«, sagt Gavin in mein Ohr. Ich hatte ganz vergessen, dass er noch immer in der Leitung ist.

So nennt man Oxford. Ein wohlverdienter Titel. Denn bevor es mein Traum oder der Traum jenes Mädchens in der *Seventeen*-Zeitschrift war, war es auch der Traum von irgendjemand anderem.



*Licht, das die Augen nicht stört;
Erinnerung ohne Hass;
Liebe, vom andern erhört.
Was ist das Beste hienieden?
Vielleicht ist es all das.*

Elizabeth Barrett Browning,
»Das Beste auf der Welt«, 1862

Kapitel 2

Ich wünschte, ich könnte sagen, dass Oxford nach Pergament und Zimt oder irgendetwas Poetischem riecht, aber im Augenblick riecht es einfach nur nach Stadt: Busdiesel, feuchtkalter Asphalt und der Duft von französischer Röstung, der aus dem Café auf der anderen Straßenseite weht.

Die Gehsteige der High Street sind schmal, gesäumt von Häusern auf einer Seite und flachen, ausgetretenen Bordsteinen auf der anderen. Die Beengtheit verstärkt das Gedränge. Studenten eilen vorüber, Touristen schlendern vor sich hin, Erstere entnervt von Letzteren. Jene, die Englisch sprechen, verstehe ich fast ebenso schlecht wie jene, die es nicht tun. Mein Ohr hat sich noch nicht an den Akzent gewöhnt, und den Dialogen der Passanten kann ich nicht folgen.

Es ist ein ganz gewöhnlicher Tag in Oxford, aber für mich ist er magisch.

Als der Bus anfährt, nehme ich mein Gepäck und versuche, eine große Familie zu umrunden, die über einen Stadtplan gebeugt dasteht und mit erregten Stimmen diskutiert. Nach einem Moment hebt der Vater den Kopf, hält den Stadtplan hoch, außer Reichweite der anderen, mit seiner Geduld am Ende. »Okay, okay, Ende der Diskussion. Wir gehen in diese Richtung!«

Bevor ich der Familie ausweichen kann, schießt eine Schar Fahrräder an uns vorbei, streift mein Gepäck und peitscht mit ihrem Fahrtwind meine Haare. Die Fahrer tragen alle irgendeine Art Sportbekleidung (Rugby vielleicht?), und sie riechen nach Jungsschweiß und frisch gemähtem Gras, während sie klingelnd und johlend vorbeifahren. Jungs sind offenbar in jedem Land Jungs. Der letzte Fahrer reißt dem Vater den Stadtplan aus der Hand und hält ihn triumphierend hoch, während er ruft: »*Et in Arcadia ego!*«

Oxford: wo selbst die Sportskanonen Latein sprechen.

Es gibt nichts, was ich für das Rhodes tun muss. Es ist kein Abschluss oder Titel. Was ich in Oxford tue – oder nicht tue –, ist eine Sache zwischen meinem College und mir.

Das College, dem ich angehören werde, ist das Magdalen, das seltsamerweise »Maudlin« ausgesprochen wird. Gegründet im Jahr 1458, hat es einen großen Speisesaal, einen Wildpark, einen Glockenturm, mittelalterliche Kreuzgänge und ungefähr sechshundert Studenten aufzuweisen. Ich habe mich für das Magdalen nicht aus irgendeinem wohlüberlegten akademischen Grund beworben; ich habe mich für das Magdalen beworben, da es das College von Oscar Wilde war.

Ich nähere mich der Pforte, schlängele mich vorsichtig zwischen den Leuten hindurch, die dort hinein- und herausströmen, und schleppe mein Gepäck in einen Säulengang. Vor mir, hinter einer offenen Tür im gotischen Stil, erhasche ich einen Blick auf einen kopfsteingepflasterten Innenhof und ein entzückendes

dreistöckiges, sandfarbenes, mit Dachgauben ausgestattetes Gebäude. Auf den Steinplatten des Eingangs verkünden Tafeln die Zeiten, zu denen das College für Besucher geöffnet ist, und machen Werbung für eine Tour durch die Küchen aus dem fünfzehnten Jahrhundert. Zu meiner Linken befinden sich Schaukästen mit Mitteilungen und Erinnerungen: »Haben Sie Ihr Haushaltsentgelt schon entrichtet?« – »Besorgen Sie sich alles, was Sie für die Uni brauchen, bei uns! Neuer Studentendiscount bei Summer Eights in der Broad, zeigen Sie Ihren Bod-Ausweis.« – »Lust auf einen Schluck vor dem ersten OKB-Bop im FS? Fr 8 vor Vorlesungsbeginn, JCR.« Während ich die Worte geschrieben vor mir sehe, ohne sie zu verstehen, wird mir bewusst, dass der Akzent nicht das einzige Hindernis sein wird. Zu meiner Rechten trennen eine Holzverkleidung und zwei Rundbogenfenster eine Art Büro ab, wie eine Wild-West-Bank, die förmlich danach schreit, überfallen zu werden.

Als ich um die Ecke biege, entdecke ich hinter dem Glas einen älteren Mann in einem fusseligen roten Pullover, darunter ein weißes Hemd und eine Krawatte. Mit gekrümmten Schultern steht er vor einem altertümlichen Kopiergerät, das ungefähr so groß wie ein SUV ist. Mit seinem langen Hals und dem fast kahlen Kopf erinnert er an eine Galapagos-Schildkröte. Er murmelt etwas vor sich hin, während er gegen den unteren Teil des Geräts tritt. Daraufhin surrt es los wie eine Propellerturbine und spuckt langsam grüne Seiten aus.

»Hi!«, trällere ich.

»Brauchen Sie Hilfe?«, fragt er, ohne aufzusehen, während er den nächsten Stapel Papiere durchschiebt und dazwischen immer wieder seinen Finger anleckt.

»Ich möchte ...« Ich zögere. »Einchecken? Nehme ich an?«

»Studentin?«, fragt er.

»Yeah. Ja.«

»Frischling?«

Ich habe keine Ahnung, was er eben gesagt hat. »Was?«

»Frischling?«

Ich antworte nicht. Ich habe Angst, etwas Falsches zu sagen.

Schließlich sieht er entnervt auf, und mir wird bewusst, dass er die Seiten gezählt hat und dass ich ihn gestört habe. »Erstes Jahr. Sind Sie im ersten Jahr?«

»Ich bin im Aufbaustudium. Aber ich fühle mich geschmeichelt, Sir.«

Er seufzt. »Amerikanerin. Name?« Er zählt wieder weiter.

»Eleanor Durran. Aber bitte nennen Sie mich Ella.«

Er tut nichts dergleichen. Er tritt an einen langen hölzernen Schreibtisch und reicht mir ein Blatt Papier und einen Stift. Ich werfe einen Blick darauf. Es ist ein Vertrag, in dem steht, dass ich mein Zimmer nicht abfackeln darf. Ich unterschreibe. Er schiebt mir über den Tresen einen Umschlag zu, so groß wie eine Spielkarte, mit meinen Initialen darauf. Er geht um den langen Schreibtisch herum, kommt durch eine Seitentür heraus und tritt an eine Wand mit kleinen Fächern, ähnlich wie im Kindergarten. Während er spricht, steckt er jeweils ein grünes Blatt Papier in jedes Fach.

»Das hier ist Ihr Fach. Sehen Sie dort täglich nach Post. Sie haben Zimmer dreizehn, Aufgang vier. Das ist der Swithuns-Aufgang. Für gewöhnlich bringen wir

die Aufbaustudenten nicht innerhalb der Gemäuer unter, aber in diesem Jahr sind die Unterkünfte knapp. Außerdem habe ich festgestellt, dass es den Amerikanern durchaus gefällt, ›hinter den Pforten‹ zu wohnen. Hat das irgendwas mit diesem Zauberjungen zu tun?«

»Harry Pott...«

»Mahlzeiten nach Ihrem Belieben. Sonntags, mittwochs und freitags halten wir ein förmliches Essen im Speisesaal ab. Talarzwang. In einem Laden in der Turl kriegen Sie einen. Der Boiler geht erst am fünfzehnten Oktober an, bis dahin keine Heizung, also fragen Sie gar nicht erst. In dem Umschlag finden Sie zwei Schlüssel; mit der elektronischen Karte kommen Sie nach der Schließzeit durch die Pforten und zu jedem der öffentlichen Räume, der andere ist ein richtiger Schlüssel für Ihr Zimmer. Er ist unersetzlich. Verlieren Sie ihn nicht.«

Ich verstehe vielleicht die Hälfte von dem, was er gesagt hat. »Danke. Wie ist Ihr Name?«, frage ich.

Sein Schildkrötenhals weicht zurück. »Hugh«, knurrt er, während er sich wieder zu den Postfächern umwendet.

»Ich bin Ella.«

»Das haben wir bereits festgestellt, Miss Durran.«

»Na ja«, sage ich, während ich den Griff meines Koffers in die Hand nehme, »ich glaube, das ist der Beginn einer wunderbaren Freundschaft, Hugh.«

»Von allen Kaschemmen der ganzen Welt kommt sie ausgerechnet in meine«, murmelt er. Aber ich kann den Anflug eines Lächelns sehen. Sicher, es ist widerstrebend und macht zudem einen eingerosteten, ungenutzten Eindruck, wie eine alte Fahrradpumpe, aber es ist zweifellos da. »Sie finden Aufgang vier gleich hinter der Loge ...« Ich mache den Mund auf, um etwas zu sagen, aber er redet einfach weiter. »Das hier ist die Loge, und Sie verlassen sie durch die Tür dort drüben, überqueren den St.-John's-Kolleghof, biegen bei Swithuns links ab, und dann kommen Sie zu Ihrer Linken an Aufgang eins vorbei, und dann kommen Sie, ebenfalls zu Ihrer Linken, an Aufgang zwei vorbei, und wenn Sie nicht aufgeben, werden Sie zwangsläufig irgendwann zu Aufgang vier gelangen.« Ich versuche es noch einmal, mache den Mund auf, um etwas zu sagen, aber er fährt unbeirrt fort. »Und dort wird Ihr Zimmer auf der linken Seite des letzten Treppenabsatzes sein, ganz am oberen Ende.«

Die Worte »ganz am oberen Ende« stimmen mich nachdenklich. Wieder einmal wird mir in Erinnerung gerufen, dass ich nichts mehr gegessen habe, seit ich die Staaten verlassen habe.

»Hugh, würde es Ihnen etwas ausmachen, wenn ich mein Gepäck hier lasse und mir erst einmal etwas zu essen besorge?«

»Wie Sie wünschen, Miss Durran.«

»Ich werde mich beeilen«, versichere ich ihm, aber Hugh hat sich bereits wieder zu seinem Kopierer umgewandt. »Irgendwelche Empfehlungen?«

»Große Auswahl auf der High.«

Die High. Klingt so viel cooler als High Street.

Ich rolle meinen Koffer neben den Kopierer, ziehe mein Buch aus meinem Rucksack, wende mich zum Gehen ... und bleibe abrupt stehen. Ein Junge steckt

den Kopf durch den Eingang zur Loge und tritt zögernd vor. Er bewegt sich wie eine Maus. Er ist pummelig um die Hüften, und seine Haare sind auf dem Kopf zu zwei spitz zulaufenden Fächern hochfrisiert, ähnlich wie Ohren. Er sieht aus wie Gus Gus aus *Cinderella*.

»Ja«, faucht Hugh den Jungen an.

Der Junge sieht aus, als ob er am liebsten abhauen wollte, aber er sagt »Ja, ähm, Entschuldigung, Sir, ich gehe zu, ähm, hm, Sebastian Melmoths Zimmer?«

»Nicht schon wieder«, murmelt Hugh. »Dieser schwachköpfige Schnösel.« Ich muss unwillkürlich lächeln. Jemand hat tatsächlich »dieser schwachköpfige Schnösel« gesagt, im echten Leben, in Echtzeit, genau vor mir. Dann bellt Hugh den Jungen an. »Steh hier nicht rum, komm herein, komm herein.« Gus Gus huscht an uns vorbei. Während Hugh den Kopf schüttelt, gehe ich wieder hinaus, auf die High.

Ich wende mich nach rechts, zurück in die Richtung, aus der ich gekommen bin, und sehe auf meine Armbanduhr. Wie aufs Stichwort beginnt irgendwo eine Glocke, fünfmal klangvoll zu läuten. Eine Gänsehaut läuft mir die Arme hoch. Wenn ich nicht so erschöpft wäre, würde ich vermutlich vor Rührung anfangen zu weinen. Ich blicke über die Straße und bleibe stehen. Ich kann nicht glauben, was ich sehe. Das Schild sieht noch immer genauso aus wie in der Zeitschrift.

IMBISS ZUM FRÖHLICHEN FISCH.

Ich schaue nach links und setze einen Fuß von der Bordsteinkante, als das plötzliche Plärren einer Hupe dafür sorgt, dass ich mit einem Satz auf den Gehsteig zurückspringe. Ich presse mir mein Buch an die Brust, damit mein Herz nicht herauspurzelt. Ein silbernes Oldtimer-Cabrio, wie etwas aus einem Bond-Film, schießt vorbei, fährt mich fast über den Haufen. Ich erhasche einen Blick auf den achtlosen Fahrer, seine langen braunen Haare, die im Wind wehen, während er davonbraust. Auf dem Beifahrersitz wendet sich eine ebenso windgepeitschte Blondine um, um mich anzustarren, den Mund weit aufgerissen zu einem schockierten, aber ungenierten Lachen.

»Das ist nicht witzig!«, will ich ihnen hinterherbrüllen, aber sie sind längst außer Rufweite. Während mein Herzschlag sich allmählich beruhigt, hole ich tief Luft und trete wieder von der Bordsteinkante. Diesmal stelle ich sicher, dass ich nach rechts schaue.

Eine kleine Glocke bimmelt, als ich den Fröhlichen Fisch betrete. Der Besitzer, ein stämmiger Mann mit einer roten Nase und einem weißen Geschirrtuch über der Schulter, sieht mich vergnügt an. »Hallo!«

In dem kleinen, entzückenden Raum gibt es eine Reihe mit hölzernen Sitznischen auf einer Seite und eine Bar mit Hockern auf der anderen. Der Mann steht hinten, hinter einem kleinen Servicetresen. Dort gibt es auch einen Hocker. Er klopft zur Begrüßung auf den Tresen. »Was darf es sein?«

»Fish and Chips!«

»Kommt sofort.« Er wendet sich zu seiner Fritteuse um, und ich mache es mir bequem, fahre mit den Händen über das abgegriffene Holz, während ich auf dem schwarzen, gepolsterten Sitz herumrutsche. Alles fühlt sich genau so an, wie ich

es mir vorgestellt habe. Riecht genau so, wie ich es mir vorgestellt habe. Selbst der Besitzer ist genau so, wie ich ihn mir vorgestellt habe.

»Ich bin Ella.«

Er wendet sich zu mir um, wischt sich feierlich die Hand an seinem Geschirrtuch ab und streckt sie mir hin. »Simon.« Ich nehme die Hand, erwidere seinen festen Griff. Er grinst. »Woher bist du, Ella?«

»Ohio, ursprünglich. Aber jetzt lebe ich in D. C.« Simon nickt und stützt sich mit den Ellenbogen auf den Tresen, sieht auf das Buch hinunter, das ich dort abgelegt habe.

Es ist ein schmales Hardcover, in diesem Leinenstoff, in den nur akademische Bücher gebunden sind. Es hat mich auf eBay achtzig Dollar gekostet; der Preis dieser Bücher verhält sich umgekehrt proportional zur Größe ihrer Leserschaft. Simon liest den Titel vor, betont genüsslich jedes Wort »*Das viktorianische Rätsel: wie die zeitgenössische Lyrik die Genderpolitik und Sexualität von 1837 bis 1898 geprägt hat*, von Roberta Styan.« Er blickt zweifelnd zu mir hoch.

»Das ist ein echter Knüller«, sage ich, und er lacht schallend los. »Nein, ich mache ein Masterstudium.« Ich klopfe auf den Namen der Autorin auf dem Umschlag. »Hauptsächlich bei Professor Styan. Kennen Sie sie?« Simon schüttelt den Kopf. Ein Piepsen kommt von der Fritteuse, und er geht hinüber. »Sie ist, na ja, eine Gottheit in der Welt der Literaturkritik. Sie forscht zu Tennyson, nicht unbedingt mein Spezialgebiet. Überhaupt nicht, um genau zu sein. Ich arbeite in der Politik. Amerikanische Politik. Aber in diesem ganzen Jahr geht es für mich darum, über Grenzen hinauszugehen, neue Dinge zu erkunden und im Grunde, na ja, mich einfach auf ein höheres Niveau zu schrauben. Als Mensch?« Warum schwafele ich hier rum? Warum fühle ich mich, als ob in meinem Kopf Nebel heranrollte? Oh. Jetlag.

Simon wickelt meine ganze Mahlzeit in eine Tüte aus braunem Fleischpapier, packt sie in Zeitung und hält sie mir hin wie ein Rosenbouquet. »Tradition«, erklärt er stolz. »Ein paar andere Fish-and-Chips-Läden verwenden diese Takeaway-Container aus Plastik. Ist mir ein Rätsel.« Er reicht mir einen Pappteller mit den Worten: »Für Soße«, und zeigt auf einen Tresen mit Würzmitteln am Eingang des Lokals. »Das ist meine eigene Abwandlung der Tradition. Früher kam man hier rein und kriegte Curry- oder Erbsen- oder Tartarsoße, und das war's. Probiere sie alle aus. Ich verspreche dir, du wirst nicht enttäuscht sein.« Er zwinkert mir zu.

Bevor ich etwas erwidern kann, bimmelt die Glocke, und Simon richtet sein Augenmerk zur Tür. »JD!«, ruft er mit einem breiten Lächeln, öffnet die Tresenklappe und geht auf den Eingang zu.

»Simon, mein guter Mann«, erwidert eine männliche Stimme.

Ich konzentriere mich auf die kulinarische Köstlichkeit vor mir. Gott, dieser Geruch. Ich nehme einen Bissen. Himmlisch. Ich muss mich zusammenreißen, um nicht laut aufzustöhnen.

Ich höre den Mann sagen: »Zweimal Fish and Chips und zwei Limos. Danke, Kumpel.« Seine Stimme ist so melodisch, so leise und sanft, dass sie von Chormusik begleitet werden sollte.

Dann sagt eine weibliche Stimme: »Keine Chips für mich. Und eine Diätlimo.«

Am Rande meines Blickfelds sehe ich, wie sie in einer Nische nahe der Tür Platz nehmen, während Simon wieder zu mir kommt und hinter seinen Tresen geht. Ich nehme noch einen Bissen von dem perfekt zubereiteten Fisch, und diesmal gelingt es mir nicht so gut, ein Stöhnen zu unterdrücken. Simon, mit der Fritteuse beschäftigt, schenkt mir über die Schulter ein Grinsen.

Ich höre die Frau hinter mir murmeln: »Ich dachte, du wolltest mich in das beste Lokal in Oxford einladen.«

»Das habe ich«, entgegnet der Mann.

Ich ziehe noch eine Pommes aus meiner Tüte, vertiefe mich in die Zeitung, die vor mir auf dem Tresen liegt, aber der Nebel verdichtet sich, ich kann praktisch nichts entziffern. Ein paar Minuten später hebt Simon die Tresenklappe wieder hoch, schlurft hinüber zu dem Paar und stellt ihnen ihr Essen hin. »Danke«, sagt der Mann, und dann, als Simon durch den Tresen zurückkommt: »Ehret die Kartoffel! Himmlische Knolle. Speise der Götter. Was beten wir dich an!«

»Davon kriegt man einen dicken Hintern«, entgegnet die Frau.

»Nein, nein«, widerspricht der Mann. »Den kriegt man von dem Öl. Dem Öl! Und doch wird der Kartoffel die Schuld gegeben. Das ist verdammt empörend, das sage ich dir.« Er lacht. Sie nicht.

Simon fängt meinen Blick auf und verdreht die Augen. Ich verdrehe meine, und wir lächeln, zwei Kampfgenossen. Er weist mit einem Nicken zu dem Tresen mit den Soßen. »Wirklich, du musst sie probieren.«

»Ach ja, richtig! Hätte ich fast vergessen.« Ich nehme meinen Teller und gehe hinüber zu dem Tresen, um die reiche Auswahl zu betrachten.

Der Mann fährt fort. »Die Iren zum Beispiel! Sie wussten um den Wert der Kartoffel. Wusstest du, dass eine Million Menschen starben, als die Iren nur für ein paar Jahre die Kartoffel entbehren mussten?«

Eine Pause tritt ein. »Warum haben sie nicht einfach etwas anderes gegessen?«

Ich drücke auf die Pumpe für die Tartarsoße, und die dicke Paste schießt über meinen Teller hinaus und spritzt auf den Tresen.

»Wie, du meinst Kuchen?«, fragt der Mann ironisch.

»Na klar«, antwortet sie, immun gegen Sarkasmus.

Ich nehme eine Flasche mit der Aufschrift *Brown Sauce* (nicht sehr aufschlussreich) und gieße sie ebenfalls über meinen Teller. Dann drücke ich etwas Senf daneben, dazu einen Klacks Mayonnaise und etwas, das wie Chutney aussieht, aber sicher bin ich mir nicht. Ich fühle mich verpflichtet, ein klein wenig von allem zu nehmen, da ich Simon nicht enttäuschen will. Der Teller sieht aus wie eine Malerpalette.

Ich höre, wie der Typ mit der tollen Stimme die Nische verlässt. »Warum haben sie nicht einfach etwas anderes gegessen? Ausgezeichnete Frage! Sollen sie doch Kuchen essen! Aber, weißt du, der war ihnen ausgegangen. Nicht ein Stück Kuchen im ganzen Land. Verdammt übel. Was war nur aus dem Empire geworden!« Trockener britischer Humor, offen zur Schau getragen. Immer unterhaltsam und doch irgendwie durch und durch unausstehlich. »Nun«, fährt er fort, »für dich ist eine selbst gekochte Mahlzeit drin, wenn du ... «

Sie schneidet ihm das Wort ab, in einem leisen, lockenden Ton. »Ich hätte lieber diese Ohrringe, die wir vorhin gesehen haben.«

»Für Diamanten wirst du ein bisschen mehr als nur Banalitäten liefern müssen, Süße«, sagt er beiläufig. Was für ein Idiot. »Eine selbst gekochte Mahlzeit, wenn du mir das Jahr sagen kannst, in dem sich die Große Hungersnot ereignete. Du hast zehn Sekunden. Zehn. Neun. Acht...«

Mir wird bewusst, dass ich in meinem Nebel einfach nur dastehe, während ich dieses lächerliche Gespräch belausche und meine Fish and Chips kalt werden lasse. Ich komme wieder zu mir, wende mich um, um zu meinem Platz zurückzukehren, und krache mit voller Wucht mit dem Typen mit der tollen Stimme zusammen. Zwei Planeten, die kollidieren. Der Teller mit den ganzen Soßen klatscht gegen meine Brust, und ich taumele, im Begriff, zu Boden zu gehen. Eine ritterliche Hand schnellte vor und packt meinen Unterarm, hält mich aufrecht. Meine andere Hand umklammert seine Schulter.

Vielleicht ist er doch kein Idiot.

Während ich mich aufrichte, erhasche ich einen Blick auf die Frau, mit der er geredet hat. Lange blonde Haare. Windgepeitscht. Den Mund weit aufgerissen zu einem schockierten Lachen.

Mein Blick huscht zurück zu ihm, in genau dem Moment, in dem sein Kopf hochkommt, die braunen Haare zerzaust.

Unsere Blicke treffen sich.

Der Nebel lichtet sich, und ich platze heraus: »Sie!«



*Er bewohnt ein prächtiges Zimmer
Mit hunderten Büchern rundum.
Er trinkt Marsala immer,
Doch wird nicht betrunken darum.*

Edward Lear,
»Wie nett, Herrn Lear zu kennen«, 1871

Kapitel 3

»Ich?«, fragt er und schaut mich an wie das Kaninchen die Schlange.

»Sie!«, wiederhole ich.

Wir starren uns noch immer an. Er hält noch immer meinen Unterarm, ich umklammere noch immer seine Schulter. Wir stehen uns genau gegenüber, von Angesicht zu Angesicht, Auge in Auge, an meiner Brust klebt der Pappteller.

Dann erwacht er zum Leben. »Okay, also wir gehen wie folgt vor. Simon?«, ruft er, aber Simon wirft ihm bereits das Geschirrtuch von seiner Schulter zu, und er fängt es geschickt aus der Luft auf. »Lehnen Sie sich vor«, fordert er mich auf. Ich beuge mich aus der Taille vor, und er löst den Teller von mir ab. Ich sehe zu, wie die Unmengen von Soßen von meiner Brust auf den Linoleumboden tropfen, ein Jackson Pollock für Arme.

Die Blondine lacht.

Ich richte mich auf, während der Mann den Teller auf dem Tresen abstellt, und dann steuert er mit dem Geschirrtuch auf mich zu, peilt meine Brust an.

Meine Hand schnellte vor. »Nicht. Ich mache das schon.« Mit bloßen Händen reibe ich an meiner Bluse herum wie ein Kleinkind, das mit Fingerfarben malt, und mache alles noch zehnmal schlimmer. Die Feuchtigkeit beginnt, durch den Stoff auf meine Haut zu dringen. Ich spüre, dass er mich anstarrt. »Was denn?«, frage ich, die Ruhe selbst.

»Kennen wir uns?«

»Sie hätten mich fast mit Ihrem Wagen angefahren!«

»Das waren Sie?«

Ich sage nichts.

»Darf ich ... Ihnen behilflich sein?«, trällert der Mann in einem Ton, der immer nur eines bedeutet.

Ich erstarre. Es kann nicht sein, dass er das tut. Ich sehe zu ihm hoch.

Er tut es. Er flirtet mit mir. Er hält das Geschirrtuch in der Luft bereit, mit einem verwegenen Lächeln und funkelnden Augen.

»Machen Sie Witze?«

»Nie würde ich es wagen«, gibt er charmant zurück.

»Sie flirten? Sie sollten sich entschuldigen!«

»Fürs Flirten?«

»Dafür, dass Sie mich fast überfahren hätten!«

»Sie wollen sagen, ich sollte mich für etwas entschuldigen, was ich nicht absichtlich getan habe? Ich würde mich lieber für das Flirten entschuldigen.« Er lächelt.

»S-Sie ... Sie schwachköpfiger Schnösel!«

»Ooh. Schwachköpfiger Schnösel. Was für eine ausgesucht hübsche,

alliterierende Anrede.« Er lächelt noch immer. »Sie sind also Amerikanerin. Okay, ich sage Ihnen, was ich über Amerikaner weiß: Sie neigen dazu, sich in diesem Land überfahren zu lassen, indem sie genau in den entgegenkommenden Verkehr treten.«

»Jetzt ist es also meine Schuld?!«, sage ich wütend.

»Und noch etwas, was ich über Amerikaner weiß: Sie neigen dazu, laut zu werden. Hier.« Er greift in seine Hosentasche, zückt ein buntes Bündel Geldscheine. Er zieht einen Schein ab, hält ihn mir hin.

»Was ist das?« Ich koche innerlich.

»Das ist ein Fünfzigpfundschein.«

»Ich will Ihr Geld nicht! Ich will ... ich will ...« Was will ich eigentlich? Der Nebel verdichtet sich wieder.

»Oh, nun blicken Sie nicht so empört. Nehmen Sie es. Sie haben es selbst gesagt. Ich bin der schwachköpfige Schnösel.« Er hält mir das Geld wieder hin. »Der emotionslose Flegel, der sich in Ermangelung irgendwelcher aufrichtiger Gefühle die Aufmerksamkeit anderer nur erkaufen kann.«

Ich nicke in Richtung der Blondine. »Das sehe ich.«

Das trifft ihn. Seine Miene verändert sich. Das offene, lässige, draufgängerische Lächeln schwindet, und ein Vorhang fällt hinter seinen Augen. Die Show ist vorbei. Er blickt tatsächlich verletzt. Gut. »Behalten Sie Ihr Geld.« Ich schlage Kapital aus diesem Moment der Klarheit, der Tatsache, dass sich das Blatt gewendet hat, feuere eine letzte Bemerkung ab. »Kaufen Sie der Historikerin ein paar Kohlehydrate.«

Ich marschiere zurück zum Tresen, schnappe mir mein Buch und meine Jacke und wühle in meiner Hosentasche nach Geld. Ich lege zwanzig Pfund hin, nehme den Rest von meinem Fischbouquet, während ich Simons Lächeln auffange, und wende mich zur Tür. »Bis später, Simon!«

»Ich freue mich darauf, Ella aus Ohio!« Er kichert.

»*Bonne chance*«, ruft der Mann ironisch, eindeutig wieder zu sich gekommen. Dann, mit einem noch hochnäsigeren, klischeehafteren britischen Akzent, fügt er hinzu: »Bewahren Sie Ruhe, und blicken Sie stets nach rechts!«

Ich ignoriere ihn und öffne die Tür. Die Glocke bimmelt, und auf der Schwelle halte ich inne. Ich kann es mir nicht verkneifen. Ich wende mich noch einmal um. »Die Große Hungersnot war 1845. arschloch.«

Das ist ja großartig gelaufen. Benebelt, bekleckert und auf einmal tief erschöpft trotte ich zurück zum Magdalen. Im Gehen stopfe ich mir frittierten Fisch in den Mund. Dass die Leute einen weiten Bogen um mich machen, bilde ich mir nicht nur ein.

Jetzt, wo ich draußen an der frischen Luft bin, spüre ich einen ersten Anflug von Verlegenheit. Musste ich ihn so abkanzeln? Ja, ich bin im Jetlag, außerhalb meiner Komfortzone, aber trotzdem ...

Ich hasse solche Typen. Ich bin mit solchen Typen aufs College gegangen. Ich habe mit solchen Typen am Capitol Hill ein Praktikum gemacht. Typen, die glauben, sie können sich mit Daddys Geld Respekt erkaufen, und dann mit einem

Augenzwinkern und einem Lächeln den Deal besiegeln. Typen, die ein Spiel spielen, die ihre Falle aufstellen, als wäre sie das genialste Meisterwerk der Ingenieurskunst, das je entwickelt wurde.

Wissen Sie, ich bin keine strahlende Schönheit oder so, aber mit der richtigen Beleuchtung, den richtigen Frisur- und Make-up-Bemühungen meinerseits habe ich bekanntermaßen schon ein paar Köpfe verdreht. Ich habe diese wilde irische Mähne, die überall gut ankommt, einen breiten Julia-Roberts-Mund und große runde Augen, mit denen ich unschuldiger aussehe, als ich tatsächlich bin. Das Mädchen von nebenan. So ein Mädchen, das geschmeichelt zu sein hat, wenn man mit ihm flirtet, nachdem man es fast überfahren und ihm dann die Bluse ruiniert hat.

Aber der Schein trügt.

Ich stolpere durch die Magdalen-Pforte und in die Loge. Kein Hugh in Sicht. Ich trete in den Innenhof. Die Sonne versinkt am Himmel, und die Sandsteingebäude sind in einen rosigen Schimmer getaucht. Müde taumele ich über das Kopfsteinpflaster, während ich versuche, mich an Hughs Wegbeschreibung zu erinnern.

Ein großes L-förmiges Gebäude taucht vor mir auf, säumt einen riesigen Rasen, der so perfekt gepflegt ist, dass er einen Golfplatz in den Schatten stellen würde. Etwa alle zehn Meter führen kleine Treppen, gesäumt von Koppelfenstern, hinauf. Ich finde Nummer vier und mache mich an den Aufstieg, mit der zielstrebigem Entschlossenheit des sprichwörtlichen Pferdes, das den Stall riecht.

Die ersten paar Stufen sind aus Granit, aber schon bald weichen sie alten Steinplatten, jede Stufe von den Schuhen mehrerer Jahrhunderte schief getreten. Die Treppe schraubt sich höher, verschmälert sich bald zu wackeligen Holzbrettern. Sie ist so steil, dass ich sie hochklettere wie eine Leiter, bis ich schließlich auf allen vieren einen kleinen Treppenabsatz erreiche, mit je einer Tür zu beiden Seiten.

...

Ende der Leseprobe

MIT EINEM KLICK BESTELLEN

amazon.de

[Mit einem Klick bestellen](#)

Buchentdecker Service NUTZEN & **GEWINNEN!**

Bestellen Sie unseren Newsletter und erhalten
Sie exklusive Informationen über:

- **Neuerscheinungen, Bestseller & Lesetipps**
 - attraktive Gewinnspiele & Aktionen
 - tolle Preisaktionen & Schnäppchen

**UNTER ALLEN NEWSLETTER-NEUANMELDUNGEN
VERLOSEN WIR MONATLICH LESESTOFF!**

Jetzt anmelden

[Jetzt anmelden](#)

[DATENSCHUTZHINWEIS](#)

